This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Wienerisches.

Friedrich Schlegel

Wieneriſches.

Kleine Culturbilder aus dem Volksleben der alten Kaiſerſtadt an der Donau.

Von

Friedrich Schlögl.

(Neue Folge von „Wiener Blut“ und „Wiener Luft.“)

Mit dem Portrait des Verfaſſers.

Zweiter Abdruck.

Wien und Teſchen.
Verlag von Karl Prochaska.
1883.

Sch

DB854
S35

— — „Wir ſind Deutſche, ja, aber wir ſind halt auch Oeſterreicher! . . . . Die Luft iſt hier zu weich, die Frauen ſind zu ſchön und die Strauß'ſche Muſik geht uns zu ſehr in's Blut. Das Tüpfelchen auf dem i fehlt all' unſeren ernſten Arbeiten und wir vergeſſen vielleicht oft nur daran — weil gerade ein „Werkel“ unterm Fenſter unſ're Lieblings-Melodie orgelt“ . . . .

Franz Grillparzer in ſeinen Privatgeſprächen mit Otto Prechtler (1847.)

•

— Wenn es wahr wäre, daß ein jeder Menſch in ſeinem Leben einen Zeitpunkt hätte, um auszutoben, ſo würde ich den Vätern rathen, ihre Söhne vorzugsweiſe nach Wien zu ſchicken. Mir ſcheint es der Ort zu ſein, wo dieſe Rolle am geſchwindeſten angefangen und am ſchnellſten geendigt iſt.

Wekherlin. „Denkwürdigkeiten von Wien“ (1778.)

•

— Das Schmauſen und Wohlleben in Wien iſt weltbekannt.

Friedrich Nicolai. (1781.)

•

— Ein Fremder ſoll ſolche Oerter (die Bierhäuſer zum „Lothringer“ auf dem Kohlmarkte zur „Schlange“ in der Kärnthnerſtraße, das Caféhaus in der Naglergaſſe ꝛc.) nicht übergehen. Man kann daſelbſt, ſo wie an allen öffentlichen Orten den Appetit der Wiener bewundern. Aber in den Bierhäuſern wird auch mehr geredet als an andern öffentlichen Orten. Es kommen da zuweilen ſehr charakteriſtiſche Nationalzüge zum Vorſchein. Auch ſind, wie es ſcheint, die politiſchen Kannegießer von Wien hier vorzüglich anzutreffen. Ich habe mich mit bloßem Zuhören daſelbſt ein paar Abende ſehr divertirt.

Derſelbe.

•

Das Volk (von Wien) iſt ganz dem Leibe geneigt und ergeben, und was die Wuchen mit der Hand ſchwerer Arbeit gewunnen hat, das thut es am Fyrtag alles verzeren.

Aeneas Sylvius (1451.)

•

Wer möchte auch im Allgemeinen die geiſtigen Lebensäußerungen der öſterreichiſchen Hauptſtadt als irgendwie maßgebend für die deutſche Volksbildung anerkennen!

J. W. Appell (1859.)

•

Während Deutſchland Arndt's flammenden Geſängen horchte, ergötzten ſich die Wiener Ipeldauer's“ Briefen.

A. Springer (1863.)

•

— Alle, die ich bisher kennen gelernt habe, ſind bemerkenswerth liebenswür , und die Stadt iſt zwar heiß und engſtraßig, aber doch eine ausgezeichnete Stadt. Im ſchäft dagegen herrſcht große Flauheit . . . .

Bismarck (aus Wien 16. Juni 1852.)

•

Inhalt.

Seite

Geleitsbrief VII

I. Sittengeschichtliches.

1. „Allerweil fidel!" 3
2. „'s is a Leben bei der Nacht!" 11
3. Die „Jungen's" des alten Wien 19
4. Die „Banozzi'schen" z'Ostermontag im Prater 28
5. Die Familie „Biz." (1. Biz Vater und Comp. 2. Biz Sohn und sein Spezi). 32
6. Die Familie „Grammerstädter" (1. Er als Musterbürger. 2. Sie als Musterbürgerin. 3. Die Jungen als Musterkinder) 48
7. Herabgekommen 68
8. Nach den Weihnachts-Feiertagen 79
9. Die Saison der Wurst 84
10. Nach Neujahr 92
11. Neue Gesichter 95
12. Unsere Sommerfrischlereien. (1. Ihr ewig Weh und Ach! 2. Was wird der Gnädigen heuer fehlen? 3. Auch die „Schmidt'schen" zieg'n wieder auf's Land. 4. Bei der Wahl der Landwohnung. 5. Ländliche Vor-Kritik. 6. Auffi mit Fauer! 7. Audiatur et altera pars!) 100

II. Stadt- und Vorstadt-Figuren.

1. Vom Manöver-Schani 127
2. Der Hetzbruder 133
3. Streichmacher 141
4. Der G'schichtenmacher 149
5. Gschaftelhuber 156
6. Der schönste Mann „am Grund" 162
7. Der Courmacher von Profession 168
8. Beim Tabakkrämer 175
9. Beim Barbier 184
10. Der ganz G'scheidte 194
11. Ein z'widerer Kerl 202
12. Der Festivitäts-Fex 211
13. Der Tingel-Tangel-Narr 220
14. Der Vereins-Wurstl 233
15. Auch eine Passion! 242

III. Aus dem Wirthshause und dem Keller.

1. Die Gnädige im Extrazimmer 249
2. Fresser und Säufer 256
3. Quartaltrinker 265
4. Der letzte Gast 273
5. „Ein Tröpferl noch"! 280

IV. Wiener Arten und Unarten.

1. Altwiener Wettnarretheien 287
2. Zur Naturgeschichte des Schmarotzers 294
3. Schmutzian's 303
4. Knicker und Unverschämte 310
5. Lumpe 314
6. „Mein Alter!" 321
7. „Eing'steckt is nit g'stohln!" 323
8. Briefe und Besuche 326
9. Allerlei Erzähler 336
10. „Weißt? Verstehst?" — „Wissen's? Verstehn's?" 346
11. Die Unangenehmen 351
12. Die Ungeschickten 358
13. Die Unappetitlichen 366
14. Zur Leidensgeschichte der Serviette 373

V. Charaktere und Originale.

1. Ein lobscheuer Poet 384
2. Vom Kanonikus Veith 395
3. Der Wirth von Margarethen 400
4. Graf Sandor 413
5. Ein anderer „Pferdefreund" 418
6. Wer war der Mann? 422
7. Vom Messenhauser 432
8. Alte „Achtundvierziger" 438
9. Alte „Neunundvierziger" 444

VI. Einiges zur Local-Chronik.

1. Von alten und neuen Sachen, Figuren und Dingen 453
2. Das letzte Stuwer'sche Feuerwerk 468
3. Von Henkern, Hinrichtungen und dgl. 472
4. Aus der Dreihufeisengasse; anno 1874. 483
5. Von den purificirten Fiakerbällen 489
6. Das Grammerstädterthum in der Sperrstundfrage 495

Geleitsbrief.

„Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten,
Die früh ſich einſt dem trüben Blick gezeigt."

Iſt es geſtattet, Großes für Kleines zu verwenden, das Wort eines Unſterblichen für geringe Zwecke in Beſchlag zu nehmen, und mit Ausſprüchen zu prunken, in welche erlauchte Geiſter ihre höchſten Empfindungen kleideten? Wird man mich nicht höhnen, daß ich an die Spitze profaner Studien die Widmungszeilen des erhabenſten Geiſteswerkes ſtelle, daß ich mein dürftig Fahrzeug mit ſolch vornehmer Flagge ſchmücke und für das Unbedeutende, was ich zu bringen habe, gerade den prächtigſten Schild mir ausſuche, um die leichte Waare — — zu empfehlen? Dem Käufer zu imponiren? Bei Gott und allen Göttern, und bei jenem Lorbeerkranze, der mir auf einem luſtigen Studenten-Commerſe einſt votirt wurde, nein! Ich ſuche kein ausgezeichnetes Deckblatt für ein Fabrikat minderſter Sorte; ich will eine Flaſche Eigenbau, gewöhnlichſter Fechſung, nicht mit ruhmvoller Etiquette und bewährter Marke zieren; ich will kein claſſiſches Citat mißbrauchen, um den Schein zu erwecken, als ob das Gebotene ſo werthvoll wäre, daß es jene excellente Deviſe verdiente; ich will weder die kritiſchen Zollwächter damit täuſchen, noch will ich überhaupt flunkern und in eitler Selbſtüberhebung mein literariſch Kindlein herausputzen — mir fuhren die Zeilen nur ſo durch den Kopf, als ich daran ging, all jene Figuren und Typen nochmals Revue paſſieren zu laſſen, die in ihren markanten oder drolligen Urformen, in ihrem charakteriſtiſchen Gehaben, in ihrem originellen Thun und Treiben im Rayon des Wiener Beckens mir in den Weg getreten, die mir ihrer hervorſtechenden Merkmale wegen einer Zeichnung werth ſchienen, und die es, wie ich glaubte, ſchon durch ihre „Sonderbarkeit" verdienten, des Näheren betrachtet und getreu geſchildert zu werden. Die Zeit iſt unbarmherzig, mit ihrer mächtigen Pflugſchar fährt ſie über den ſcheinbar feſteſten Boden und reißt tiefe Furchen in die Erde und verwandelt die umgeackerten Flächen zum Nimmerwiedererkennen. Würden kommende Geſchlechter das Wien des Vormärz und ſeine autochthonen Bewohner, würden ſie das Wien der Übergangsperiode und deren etwas — confuſe Zeitgenoſſen

sich versinnlichen können, wenn sie nicht die Bilder und Zeugnisse der Tages-Chronisten vor Augen hätten, die es sich angelegen sein ließen, ein richtiges Conterfei der mälig untergehenden Epoche zu liefern?

Das war denn allzeit mein Geschäft und ich gab mich mit Vorliebe dem Hange hin, der Sprache des Volkes zu lauschen, es in seinen Freuden und Leiden, in seinem Lieben und Hassen, in rühmlicher Erhebung und in sträflicher Erschlaffung, in seinen Trieben und Neigungen, in seinen Vorzügen und Lastern, in seiner Einfalt und kaustischen Schärfe, in seiner Herzensgüte und Gefühlslauheit, in seinem Uebermuth und seiner Noth, im Glückstaumel und in dumpfer Verzweiflung — nach eigener Anschauung und in persönlichstem Verkehre mit den buntesten Schichten und Standesgattungen kennen zu lernen, um, wenn ich vom „Volksleben der alten Kaiserstadt an der Donau" erzählen will, weder Fabeln noch Märchen, weder unsinnige Schmeicheleien noch unbillige Verunglimpfungen, überhaupt — keine Lügen zu bringen. Dünkt der gewählte „Genre" Manchem unwichtig? Wenden sich „noble" Stylisten und „elegante" Essayisten von diesen plebejischen Stoffen unwillig ab und rümpfen die Nase und sprechen von Trivialität u. s. w? Je nun; Jeder nach seinem Geschmacke, d. h. nach seiner Inclination; der Eine kost und schäckert in parfumirten Boudoirs und plaudert der Welt von seinen exquisiten Verbindungen und seinen glorioſen Triumphen des Langen und Breiten vor; der Andre sitzt bescheiden in der Kneipe, raucht seinen Stummel und besieht sich und behorcht, wie das Volk „leibt und lebt", welcher Beobachtungssport doch auch nicht ohne allen Reiz ist und wobei nur zugestanden werden kann, daß für zimperliche Nerven und sogenannte „Salon-Naturen" der Hautgout in solch inferioren Räumen mitunter allerdings etwas — Unbehagliches haben dürfte. Aber, was thut's, was genirt das Unsereinen, der aus dem Volke hervorgegangen und Zeit seines Lebens zum Volke gehalten, wenn es auch nicht immer — liebenswürdig war. Außerdem ist's wohl Pflicht eines gewissenhaften Sittenschilderers, auch von zeitweilig unangenehmsten und gewagtesten Excursionen sich nicht zu dispensiren.

Wie dem auch sei; meine bisherigen Versuche „Wienerisch-ethnographischer" Art wurden vom Publicum und der Kritik außerordentlich wohlwollend aufgenommen. Meine erste Sammlung dieser Gattung Volksporträts: „Wiener Blut", 1873 erschienen, erlebte binnen zwei Jahren vier — die nächste Folge: „Wiener Luft" in einem Jahre zwei Auflagen. Die gegenwärtige Sammlung schließt sich ihren

Vorgängerinnen stofflich und inhaltlich ergänzend an; möge ihr ein gleich gütiges und nachsichtiges Urtheil beschieden sein. Manche der darin enthaltenen Artikel kamen im Laufe der Jahre zerstreut, aber in weit verbreiteten Organen („Deutsche Zeitung", „N. Wiener Tagblatt", „Figaro", Rosegger's „Heimgarten" 2c.) zuerst an's Tageslicht; hier vereint, sollen sie ein Ganzes bilden und als solches dem bezeichnenden Titel entsprechen. Glück auf die Reise! —

Auch ich selbst rüste mich zur Reise, oder zur „Heimfahrt", wie man's besänftigend nennt. Ich will nun bei diesem unabwendbaren Memento nicht sentimental werden und auch meine erbittertsten Feinde damit nicht zu (Freuden-) Thränen verlocken; aber bei vorgerückten oder vielmehr bald bis an's Ende gerückten Jahren ist es Zeit, an den Abschied zu denken. Das thue ich denn auch, keineswegs jedoch verzagt und beklommen. Im Gegentheile; eine fast fröhliche Stimmung überfällt mich, wozu wohl die Beschäftigung Anlaß gibt, der ich mich unterzogen, indem ich meine Scripturen durchmusterte und hiebei auch auf Bildnisse köstlichster Narren, urwüchsigster Charaktere und frappantester Gestalten gestoßen, um die es etwa doch schade wäre, sie der völligen Vergessenheit zu überliefern. Und da lachte ich bei der Erinnerung an diese denkwürdigen Originale mitunter recht herzlich . . .

Ich räumte nämlich auf. Wenn man ein langes Menschenalter hindurch allerlei gesammelt und das innegehabte Domicil in Kürze zu verlassen hat, so ist es Gepflogenheit, seine Habseligkeiten zu sichten und überhaupt Ordnung zu machen. Und so bequemt man sich, das Nutz- und Werthlose (Jugendgedichte, Briefe von erkalteten Freunden, Huldigungsschreiben von Schnorrern 2c.) wegzuwerfen, dummes Zeug (unter welch' cummulativer Benennung oft die enthusiastischesten Stylübungen und sonstige Paradoxa eines Ex-Idealisten begriffen), rasch zu verbrennen; dieß und das an treugebliebene Gesinnungsgenossen zu verschenken, und schließlich jene uns liebgewonnenen Notata und Descriptiva, von denen wir meinen, daß sie, wenn schon keinen andern, so doch den Werth der ungeschminkten Wahrheit haben, den Schätzern und Würdigern derselben als kleines Vermächtniß zu widmen. Da findet sich dann bei der Suche so Manches; in diesem Fache, in jenem Bündel, in dieser Schublade und in jenem Portefeuille stecken vergraben und nicht mehr beachtet: Skizzen, Aufzeichnungen, Arbeitspläne, Entwürfe, Fertiges und Unfertiges, welch letzteres uns anspornt, es rasch zu vollenden. Das geschieht und man stoppelt nun die Fundstücke zusammen. Es ist ein ansehnliches Quantum

und abwechſelnden Inhaltes. Sind's auch keine Edelſteine, ſo iſt's doch auch kein ſchales Katzengold (ein hervorragender Kritiker eines tonangebenden Blattes nannte meine frühere Auswahl ſogar gütigſt „kaliforniſches Gold"), und vielleicht doch der Aufbewahrung werth. So dachte ich mir und ſo entſtand größtentheils auch das vorliegende Buch. Überſchätze ich die Gabe? Sie macht ja keinen andern Anſpruch, als ein Zeitbild zu ſein.

Und nun noch Eines: Ich liebe meine Vaterſtadt, das vielbelobte und vielgeſchmähte, immerhin aber herrliche und ureinzige Wien, ich liebe die alte Vindobona, obwol ſie aus ihrem reichen Füllhorne mir — Summa Summarum — meiſt doch nichts geboten, als eine Reihe bitterſter Enttäuſchungen. Trotzdem bleibe ich ihr treueſter Anhänger. Wenn nun Kümmerniſſe, nicht um mein leibliches Wohl, ſondern um die gedeihliche, fortſchrittliche, freiheitliche und culturelle Entwicklung „Wien's und der Wiener" zeitweiſe meinen Blick verdüſterten, ſo mag dieß eben in meiner ſteten bangen Sorge um die Zukunft liegen. Ich ſchließe ſogar mein Buch auf Seite 504 mit einem Angſtrufe. Wie würde es mich freuen, könnte man mir einſt mit Begründung nachſagen, daß ich wohl ein treu liebender Sohn Wien's, aber der ſchlechteſte Prophet geweſen! — Damit allſeits Gott befohlen! . . .

Wien, im Spätherbſte 1882.

F. S.

I.

Sittengeschichtliches.

1.

„Allerweil fidel."

„Bei seiner Anhaltung gestand er, die defraudirte Summe in liederlicher Gesellschaft durchgebracht zu haben, weshalb er in Folge dieses Geständnisses sofort in Haft genommen wurde."

Localcorrespondenz X.

Vielleicht lebt — außer den bekannten „oberen Zehntausend" — die Mehrheit der Bevölkerung doch noch „*zu gut*"? Ich weiß, daß diese fiscalisch klingende Bemerkung als dem entmenschten Busen eines passionirten Steuer-Erfinders und -Erhöhers entsprungen, von weichherzigen Humanisten classificirt zu werden verdiente, aber sie muß trotzdem ausgesprochen werden, denn sie drängt sich selbst dem oberflächlichsten Beobachter, wenn er seine Augen nicht absichtlich schließt, unwillkürlich auf. *Gewisse* Leute leben wirklich „*zu gut*" und nach ihren Verhältnissen in mancher Beziehung sogar verschwenderisch.

Ja, man verschwendet, man verjuxt und verjuckt, verschleudert und vergeudet nicht nur die sauer erworbenen blechernen „Zehnerl" sondern auch die papierenen „Einserln" und „Fünfer", und zuweilen noch breitere Noten. Was liegt d'ran? Eine lustige Stunde, ein lustiger Tag verschlingt den Verdienst einer Woche. Nun, unser Herrgott ist ein guter Mann, er läßt (angeblich) einen „*echten Wiener*" nie ganz zu Grunde gehen, und was man heute in übermüthiger Laune „verputzt", für das wird sich schon morgen der Ersatz wieder finden. Oder übermorgen. Oder nächstens. Mittlerweile lebt man „auf Puff" oder man versetzt Entbehrliches, oder man pumpt und borgt, oder man wagt Schlimmeres.

Dienerin allerseits, bleib'n's halt g'sund und denken's öfter an mi!" — Und sie entfernte sich mit dem Kinde. Wohin sie ging? Ich weiß es nicht, Beide entschwanden für immer meinen Augen. Nur ihre hellen Lachtriller summten mir noch lange in den Ohren.

Mit solchen Auswüchsen, die vielleicht nur im „Temperamente" ihre Wurzel haben, sei die ehrliche Armuth im Allgemeinen nicht stigmatisirt. Ich habe in dumpfen, feuchten Kellerlöchern, in ausgepfändeten Kämmerleins, auf elendem Strohlager, mit wirr herabhängendem Haare, mit ausgeweinten, blöde blickenden Augen, mit abgezehrten bleichen Wangen und schlotternden Knieen die in Verzweiflung brütende wahrhafteste Noth, den herzzerreißendsten Kummer gefunden und kennen und — den Seelenkampf solcher Mütter und Väter achten gelernt. Ich beugte mich, wie oft, vor der Größe solchen Unglücks und vor dem Heroismus Jener, die es zu ertragen hatten und es ertrugen. Was erzählte mir manch' wackerer Armenvater, der es mit seiner Aufgabe ernst nahm; was erlebte ich selbst für Scenen, wo Einem das Mark und Blut zu Eis gefriert! Doch das ist, wenn der Ausdruck nicht ungehörig, die edlere Sorte der Armen, denen selten ein Selbstverschulden ihres Loses zum Vorwurf gemacht werden kann, die ich auch nicht unter jene Typen rangire, von denen ich hier im Besonderen spreche und denen es Zeit ihres Lebens nicht eingefallen, auf jene Devise zu schwören, die ich an die Spitze meiner Schilderung stellte: „Allerweil fidel!" Sie wußten nie etwas davon, nicht einmal in ihren sonnigeren Tagen. Sie blieben bescheiden, es traf sie nur Schlag auf Schlag . . .

„Allerweil fidel!" Andere rufen's in greller Lust, wenn's auch an allen Ecken und Enden bei ihnen „happert". Ja, noch mehr. Wenn Alles „vergitscht", dann fühlen sie sich erst auf der rechten Höhe ihrer „Stimmung". Wie viele Verbrechen wurden begangen, nicht aus drängender Noth, nicht in Hungersqualen, sondern, um mit dem Gelde, woran Blut geklebt, ein paar „lustige" Augenblicke sich zu gönnen. Und foltert diese Unseligen später etwa doch Reue? Selten. Ich durchschritt Strafhäuser und hörte in den

haupt „recht aufhauten", arretirt wurden. Ihre vermeintliche Herrlichkeit, ihre „fidele" Stimmung dauerte ein paar Stunden, für den Rest ihres Lebens waren sie verloren, Schmach und Schande brachten sie über ihre Familien, aber — wie ein solches Lümpchen beim Abführen zum Kerkermeister sagte: „Is alles eins, wenigstens hab ia amal guat g'lebt!" Gut gelebt, mit dem Bewußtsein, ein Dieb zu sein!

Und ohne Zweifel auch „heiter" gewesen. Nun, wohl bekomm's! Einer meiner Bekannten, der sich gern mit derlei Menschenräthseln, d. h. mit der Erklärung solcher Probleme befaßt, gelangt am Schlusse seines Deliberirens immer und immer wieder auf die entschuldigende Ansicht von der mangelhaften Organisation manchen Gehirnes. „Sowie es Blind- und Taub- und Stummgeborne gibt," meint mein Anwalt aller Bresthaften, „so gibt es auch geborne Esel! Haben wir Mitleid mit den Unglücklichen und die Dummheit ist das ärgste Unglück!" Ja wohl, aber das Leiden braucht nicht immer unheilbar zu sein und könnten manchmal Versuche nicht fehlschlagen, das Uebel wenigstens zu mildern. Doch dazu gebricht's bei Manchem meist an wirklichem Wollen, man fühlt sich in dem angewohnten Dusel heimischer. —

„Allerweil fidel!" Es ist dieß die Leibmelodie und das Kriegsgeschrei auch Jener, deren Mittel es anfänglich noch erlauben, stets in dieser Stimmung zu sein. „Fesch" Vater und Sohn z. B. schwören nur auf diese Formel, huldigen keinem anderen Principe, kennen keine andere Aufgabe und ergänzen sich sogar gegenseitig in ihren ohnehin gleichartigen Bestrebungen und Tendenzen und helfen Einer dem Andern mit Ideen und Einfällen aus, wenn das Tages- oder Wochen-Programm monoton zu werden droht. Was der „Alte" nicht weiß, das weiß der Junge, und auf was der Vater nicht verfällt, auf das kommt der lustige „Herr Sohn". Welch' Halloh! wenn die Harmonie hergestellt!

Man muß in den Hauptquartieren und Stammlagern dieser Gattung Ur- und Original-Wiener, in gewissen Cafés, in pronoucirt altmodischen und altpatriarchalischen Kneipen seine Beobachtungen machen, den Dialogen ein geneigtes Gehör schenken und das „Jäger-

latein" dieser eigenthümlichsten Volksschichte verstehen, um sich klar darüber zu werden und es begreiflich zu finden, daß es Leute geben kann, die für ihre irdische Mission sich nur zwei, und zwar identische Ziele aufgestellt: „Jux und Hetz!"

Allerweil fidel! Der alte Fesch, ein noch „riegelsamer" Mann, in den sogenannten „besten Jahren", Hausherr und Shawlweber, in letzterer Eigenschaft nur mehr halb activ, da er die Leitung des Geschäftes seinem Sohne übergeben, tritt nach Tische in sein gewohntes Café und selbstverständlich schnurgerade zu dem Häuflein bewährter „Spezi", die mit langen „Köllnischen" oder schöngerauchten Meerschaum-Pfeifen dampfend ausgerüstet, soeben berathen, ob man — eine russische Preference oder den üblichen Tapper spielen soll. Zu anderweitigen Erwägungen, zu politischen Controversen, zu ernsten Debatten über communale Wirthschaftsangelegenheiten und sonstigen Gesprächsstoffen dieser Qualität versteigen sich die Herren nicht — das überlassen sie den Anderen, den „G'studirten"; die Elite, die Crême des zünftigen Pfahlbürgerthums interessirt sich für derlei Dinge nicht, sie liest auch nichts, außer (kurze) Notizen des Polizeirapportes und einzelne Stellen aus sensationellen Gerichtsverhandlungen. „Alles And're, was 's in die Zeitungen einidrucken, is ja eh derlogen!" So begnügt man sich als echter und rechter „Spießer" mit den geistigen Anregungen, die ein angesagter „Ultimo" bietet oder ein unerwarteter „Contra". Damit reicht man schon aus, den Nachmittag und Abend und die halbe Nacht, überhaupt die sogenannte „freie Zeit", d. h. jene, die das „Malefizg'schäft z'Haus" übrig läßt — todt zu schlagen. „No, so fangen m'r an!" meint ein „vierstöckiger Eckhäusler", „aufdeckt is schon!" Aber da erscheint eben Vater Fesch.

Vater Fesch ist auch ein „leidenschäftlicher" Tarokirer und er hat von dem Sechziger, den er am Buckel, gewiß zwei Drittle am „grünen Tischl" versessen, aber — „a Hetz vor der r" ist ihm doch noch lieber. So ruft er denn auch, völlig sicht von dem gehörten Vorhaben der Freunde und „Brüderln": was is 's denn? Des werds bei den schön' Tag (er macht epertoirs-Aenderungen auch im Winter und bei garstigstem

Wetter) do nit im Zimmer da knotzen bleib'n? Rutsch'n m'r a Bißl wohin, aussi zum Salvini, oder zum Nußbaumer, oder sunst wo, wo a Tropfen zum trinken is und a a Jux dabei is. I laß einspannen, mir hab'n Alle Platz!"

„Wahr is's!" ergänzen rasch die Genossen, „mir können ja die Karten a mitnehmen, wan ma eppa d'raust wo ka krieget. M'r muß auf alle Fäll' bedacht sein!" Der gegenseitige Scharfsinn wird bewundert, man zahlt seinen „Schwarzen", und summt und pfeift und murmelt indessen präludirend einen Vierzeiligen, während Vater Fesch den „Marqueurbuben" hinüber schickt, dem „Micherl" sagen lassend, er möge einspannen und vorfahren. „Kann heut a Hetz wer'n! Nur allerweil fidel!"

Diese sämmtlich befahrten Männer haben noch nie im Leben eine Bildergallerie, ein Museum, eine Ambraser Sammlung oder sonst ein wissenschaftliches oder Kunst-Institut besucht, sind im Weltausstellungsraume meist auch nur in der Pilsner oder Kärntner Bierhalle zu finden gewesen; kamen, obwohl gesund und bemittelt, nie auf den Gedanken, eine Reise zu unternehmen und sahen außer ihrer Vaterstadt, ja oft auch nur außer ihres Grundbezirkes, von der übrigen Welt nichts, als höchstens Liesing des Bieres, Klosterneuburg des Strohweines, Breitenfurt der Milchrahmstrudel und Breitensee der Riesenknödel wegen. Und sie lasen, seitdem sie das „Schulbüchel" aus der Hand gelegt, auch kein einziges Buch. Und sie blieben doch frisch und wohlgemuth und heiter und waren in ihren Kreisen sogar geschätzt und angesehen und waren beliebt, denn — sie waren „allerweil fidel!"

Das macht das Wiener Element ureinzig. Aber hören wir weiter. Der „Micherl" kann nicht vorfahren, weil — nun, weil Fesch's Sohn den Wagen bereits in Beschlag genommen und mit seinen „Spezi's" (jüngeres Blut) soeben ausgeflogen ist. Hm! Der Vater glaubte ihn im Geschäfte, er schüttelt den Kopf, aber da erinnert man ihn, daß heute Freitag, wo die „Harner Buab'n" sich hören lassen und daß es also „everdent" ist, daß der Karl „vor die Taborlinie" gefahren. Dort beginnt die Geschichte freilich erst spät Abends, aber vielleicht sind sie früher

zum „Hirschen“ im Prater, oder zum „Fürst“ oder — sonst wohin? „Richti, so wird's sein,“ beruhigt sich der „Alte“, „fahr'n m'r ihnen nach, mir wer'n 's schon wo treffen, gibt a Mordgaudi, wann mir a ang'ruckt kommen!“ Allgemeine Zustimmung. Und so geschieht es auch, und ein bekannter Fiaker, der sich für ähnliche Unternehmungen schon öfter bewährte und der um „drei Fünferln“ bis Früh Morgens Ein Uhr zu haben ist, bringt die bemooften Häupter nach Wunsch an Ort und Stelle und — man findet sich in der That. Nun gibt es auf beiden Seiten allerdings einen solchen Freudenspectakel, einen solch' inbrünstigen Jubel, ein solch' enthusiastisch Geschrei und Gebrüll, wie es in dieser Zügellosigkeit nicht einmal am 15. März 1848, als die Verleihung einer „Constitution“ proclamirt wurde, zu hören war und wo es an jauchzenden Hochrufen doch auch nicht fehlte . . . .

Aber ich gerathe mit meinen Schilderungen, die sich immer mehr in's Weite verlieren, insoferne auch auf Abwege, als ich mich von dem Ziele gänzlich entfernte, das ich mir mit dem citirten Motto vorgezeichnet. Nun, das Einlenken ist nicht so schwer. Ich sprach ja doch nur von „Vergnüglingen“ aus Volkskreisen. Die Form ist die gleiche, die Einen haben die Mittel, „allerweil fidel“ zu sein, die Andern haben sie nicht, aber das lustige Beispiel zieht an, verlockt, verführt, sie wagen, wagen ohne Ueberlegung, ohne Denkfähigkeit, grundsatzlos, den kurzen Traum, den flüchtigen Taumel beendet der Detective. Die alberne Posse ist überstanden. —

2.

„'s is a Leben bei der Nacht!“

Der obige Ausruf iſt nicht mein Leibſatz und nicht von mir erfunden. Ich hörte ihn nur einſt in vorgerückteſter Mitternachtsſtunde in einem vorſtädtiſchen Café, das mich nach ſchwerer Correcturarbeit noch gaſtlich aufnahm und den ſtürmiſch-ſchneeigen Heimweg mit einem heißen Punſch zu belohnen verſtand. Ein Rudel wilder Geſellen ſaß in einer Niſche und lärmte und ſpectaculirte und trieb mit den paar anweſenden Dirnen zweifelloſeſten Berufes tolldreiſtes Geſchäker. Da war's, daß ein Burſche, todbleichen Antlitzes, mit bleifarbenen Ringen um die Augen, taumelnd aufſprang, das geleerte Cognacglas auf den Tiſch ſtieß, daß es zerſchellte, ſeine Mütze in die Höhe warf und den Cigarrenſtummel an der Gasflamme anzündend, lallend ausrief: „'s is a Leben bei der Nacht!“ Dann ſank er in die Ecke zurück und — ſchlief ein. Ein widerlich Bild!

Von dieſer Epiſode einigermaßen unangenehm berührt, blickte ich etwas ſcheu um mich und muſterte das Contingent der officiellen Nachtſchwärmer, die da ihr Hauptquartier aufgeſchlagen. Eine bunt zuſammengewürfelte Geſellſchaft, meiſt dem Mittel- und Arbeiterſtande angehörig, untermiſcht von einigen Theaterleuten, die noch nicht völlig „abgeſchminkt“, ein paar „Cadeten“, die ſich die Erlaubniß „über die Zeit“ ſelbſt gegeben, etlichen vazirenden Volksſängern und Notizenſchreibern letzter Sorte u. ſ. w. Hie und da noch eine Phyſiognomie, eine Erſcheinung, die Bedenken einflößen könnte. Alle aber waren, ungeachtet der „ſchlechten Zeiten“, kreuzfidel. Man ſpielte, trank, lachte und plauderte. Zwei oder drei Bürgersfrauen thaten recht ſchläfrig, desgleichen ihre Kinder, welche

zum „Hirschen“ im Prater, oder zum „Fürst“ oder — sonst wohin? „Richti, so wird's sein,“ beruhigt sich der „Alte“, „fahr'n m'r ihnen nach, mir wer'n 's schon wo treffen, gibt a Mordgaudi, wann mir a ang'ruckt kommen!“ Allgemeine Zustimmung. Und so geschieht es auch, und ein bekannter Fiaker, der sich für ähnliche Unternehmungen schon öfter bewährte und der um „drei Fünferln“ bis Früh Morgens Ein Uhr zu haben ist, bringt die bemoosten Häupter nach Wunsch an Ort und Stelle und — man findet sich in der That. Nun gibt es auf beiden Seiten allerdings einen solchen Freudenspectakel, einen solch' inbrünstigen Jubel, ein solch' enthusiastisch Geschrei und Gebrüll, wie es in dieser Zügellosigkeit nicht einmal am 15. März 1848, als die Verleihung einer „Constitution“ proclamirt wurde, zu hören war und wo es an jauchzenden Hochrufen doch auch nicht fehlte . . . .

Aber ich gerathe mit meinen Schilderungen, die sich immer mehr in's Weite verlieren, insoferne auch auf Abwege, als ich mich von dem Ziele gänzlich entfernte, das ich mir mit dem citirten Motto vorgezeichnet. Nun, das Einlenken ist nicht so schwer. Ich sprach ja doch nur von „Vergnüglingen“ aus Volkskreisen. Die Form ist die gleiche, die Einen haben die Mittel, „allerweil fidel“ zu sein, die Andern haben sie nicht, aber das lustige Beispiel zieht an, verlockt, verführt, sie wagen, wagen ohne Ueberlegung, ohne Denkfähigkeit, grundsatzlos, den kurzen Traum, den flüchtigen Taumel beendet der Detective. Die alberne Posse ist überstanden. —

2.

„'s is a Leben bei der Nacht!"

Der obige Ausruf ist nicht mein Leibsatz und nicht von mir erfunden. Ich hörte ihn nur einst in vorgerücktester Mitternachtsstunde in einem vorstädtischen Café, das mich nach schwerer Correcturarbeit noch gastlich aufnahm und den stürmisch-schneeigen Heimweg mit einem heißen Punsch zu belohnen verstand. Ein Rudel wilder Gesellen saß in einer Nische und lärmte und spectaculirte und trieb mit den paar anwesenden Dirnen zweifellosesten Berufes tolldreistes Geschäker. Da war's, daß ein Bursche, todbleichen Antlitzes, mit bleifarbenen Ringen um die Augen, taumelnd aufsprang, das geleerte Cognacglas auf den Tisch stieß, daß es zerschellte, seine Mütze in die Höhe warf und den Cigarrenstummel an der Gasflamme anzündend, lallend ausrief: „'s is a Leben bei der Nacht!" Dann sank er in die Ecke zurück und — schlief ein. Ein widerlich Bild!

Von dieser Episode einigermaßen unangenehm berührt, blickte ich etwas scheu um mich und musterte das Contingent der officiellen Nachtschwärmer, die da ihr Hauptquartier aufgeschlagen. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, meist dem Mittel- und Arbeiterstande angehörig, untermischt von einigen Theaterleuten, die noch nicht völlig „abgeschminkt", ein paar „Cadeten", die sich die Erlaubniß „über die Zeit" selbst gegeben, etlichen vazirenden Volkssängern und Notizenschreibern letzter Sorte u. s. w. Hie und da noch eine Physiognomie, eine Erscheinung, die Bedenken einflößen könnte. Alle aber waren, ungeachtet der „schlechten Zeiten", kreuzfidel. Man spielte, trank, lachte und plauderte. Zwei oder drei Bürgersfrauen thaten recht schläfrig, desgleichen ihre Kinder, welche

ihre Aeuglein kaum mehr offen halten konnten. Trotzdem blieb man und dachte noch lange nicht daran, die häuslichen Pfühle aufzusuchen, obschon es Dieser und Jener, schon des nächsten Arbeitstages wegen, längst dringend nöthig gehabt hätte. Was fesselt diese Menschen bei knappesten Mitteln an die kostspielige Spelunke? Welche Macht hält sie zurück, welcher Zauber, welcher Reiz liegt in dem Gedanken, in dem *Willen*, eine Nacht zu durchwachen — zu durchschlemmen? „Warum gehen diese Leute nicht nach Hause?" würde der staunende Philister fragen, dem die „Ordnung" seine Lebensaufgabe; warum quälen sie sich beinahe, um „munter" zu bleiben, wenn die Natur ihre Rechte fordert und nebenbei die drückendsten Verhältnisse sie nöthigen, vor Geld heischenden Extravaganzen sich zu hüten? Es ist der „*Wiener Leichtsinn*", antwortet vielleicht der oberflächliche Kritiker, indessen diese summarische Diagnose doch eine ungenügende und das Geheimniß des Räthsels vielmehr in dem classisch-urwüchsigen Dogma liegt: „*'s is a Leben bei der Nacht!*"

Bei der Nacht! Ich kannte im Vormärz einen Mann, der allerdings ein arger Sonderling oder vielmehr ein ausgesprochener Narr war, der die Eigenheit hatte, tagüber zu schlafen und nur zur Nachtzeit zu „leben", das heißt, was er unter „leben" verstand. Er haßte den Tag des *Lärmens* und der „störenden Helle", und liebte die Nacht ihrer traulichen, anheimelnd düsteren *Ruhe* wegen. Die vorcitirten Cumpane lieben die Nacht wegen ihrer *Ungebundenheit*, wegen der *Ungenirtheit*, wegen der *Toleranz*, die sie gegen gewisse Ausschreitungen übt, und weil sich der Betreffende losgelöst und ungemahnt fühlt von der Misère und dem Sorgentrubel, der ihn zwischen seinen vier Mauern umgibt.

Mein Original hatte andere, edlere Motive. Er verließ Winters- und Sommerszeit und überhaupt alltäglich kurz vor der Thorsperre sein Haus, begab sich in die nebenan befindliche Schenke, wünschte allseits einen „*schönen guten Morgen*", erhielt von der Wirthin eine Schale Suppe zum Frühimbiß, trank sie mit Wohlbehagen, grüßte artig und begann seine Wanderung, die bis

zum Erwachen der übrigen Zeitgenossen währte. Ich traf ihn einst in einer Faschingsnacht, als ich die selige „Birn“ verließ, auf der Canalbrücke oberhalb des Münzamtes stehen und — den Hesperus betrachten. Er kam von der Brigittenau und ging auf Umwegen nach Döbling und beklagte nicht die achtzehn Grade Kälte, sondern nur, daß eben — Carneval sei, was die Straßen „etwas lebendig“ mache und ihn die erwünschte „Ruhe“ nicht recht finden lasse. Es gab damals auf dem „Neustift“ ein Kaffeehaus, das die „Augsburger Allgemeine“ hielt, dort traf er, wenn das Geschäft geöffnet wurde, regelmäßig ein, las sein Lieblingsblatt, trank, wie wir zum Abschlusse unserer Vesper-Mahle, seinen „Schwarzen“, und ging heim, um zu schlafen, während alle übrige Welt auf die Beine kam. Wo der Mann um Mitternacht sein Mittagsmahl hielt, konnte Niemand erfahren, genug an dem, daß die Nacht sein Heiligthum war. „Ach, die Nacht! die Nacht!“ rief er oft, „die Menschen kennen die Nacht gar nicht!“

Nach seiner Anschauung, seiner Empfindung und seinen Bedürfnissen freilich nicht. Den Meisten dient sie naturgemäß zum Schlafen, Vielen zur Arbeit oder zum Studium, Anderen zur Lustbarkeit und Schlemmerei, und wieder Anderen ist sie Gelegenheitsmacherin für Verbrechen. Für meinen feinfühligen Sonderling, recte Narren, war sie die Quelle der sinnigsten Betrachtungen. „Der Sterngucker lauft schon fort!“ riefen ihm die Lehrjungen und sonstigen „schlimmen Buben“ nach, wenn er eiligst aus der Thorfahrt trat; er hörte den Hohn nicht und huschte nur ängstlich um die Ecke, um möglichst bald das Glacis zu erreichen, wo der erste Dankesseufzer seiner befreiten Brust entstieg. Und so, wie gesagt, allnächtlich, jahrelang. Als die Revolutionsstürme hereinbrachen, verschwand der Mann auf Nimmerwiedersehen. Die Alarm- und Barrikadennächte waren nicht für ihn. In welcher Einöde endete er? . . . .

Die Nacht! Die Nacht! Wer sie, Kummer und Sorgen und Verzweiflung im Herzen, schlaflos durchwachte, kennt ihre Schrecknisse. Wer sie, das Haupt an den Busen eines geliebten Wesens gelehnt, durchkoste, kennt ihre Süßigkeiten. Wer sie, über ein

fesselnd Buch gebeugt, durchlas oder selbst schaffend sie durchbrütete, kennt ihren Segen. Wer sich verlassen und vergessen weiß, fühlt sich Nachts noch vereinsamter. Birgt sie in den Falten ihres dunklen Mantels mehr Glück und Freude oder mehr der Schmerzen und Leiden? „Die Nacht ist keines Menschen Freund!“ lautet ein Sprichwort urältesten Datums, es ist platt und trivial, aber es vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht. Wie thöricht es aber auch ist! Da umgibt mich schäumende Lust, Gläsergeklirre und fröhliche Lieder schallen an meine Ohren, vor meinen Augen flimmert's, da rings nur Karten- und Würfelspiel zu sehen, und aus der Ecke ruft es aufjauchzend in ungezügeltem Entzücken: „'s is a Leben bei der Nacht!“

Aber welches! Ich spreche nicht von pompösen Festen, nicht von Bällen jeglicher Gattung und Façon, nicht von großen öffentlichen und nicht von privaten und intimen Lustbarkeiten und Unterhaltungen, nicht von lärmenden Ausnahmsgelagen und nicht von vertraulichen Orgien, überhaupt nicht von sporadischen Anlässen und einzelnen durch Zeit und Umstände und Gelegenheit veranlaßten Fällen. Ich spreche von dem usuellen nächtlichen Trubel gewisser Zechbrüder sammt „Kind- und Kegel“-Anhang; von jenen stabilen nächtlichen „Hetzen“ notorischer „Aufbleiber“; von jenen unheilbaren Anhängern des Systems: „Ueberall ist's gut, nur nicht daheim!“; von jenen passionirten Herumlungerern, denen der „Dischkurs“, und sei er der confuseste und gelallteste, Labsal und Bedürfniß, von jenen Schlemmern, die nebst einer frappirenden Menge von allen denkbaren Flüssigkeiten auch noch ıgeheuere Quantität von Zoten zu consumiren gewohnt sind; ɛn wüsten Naturen, denen Sitte und Ordnung Unbehagen ; von jenen nimmersatten, sogenannten „Hallodris“ (richtiger rln“), denen der verjuxte Tag zu kurz und die das Morgen ıte anfügen, nachdem sie mit dem Gestern das Auslangen ɔen. Ich spreche von Leuten, die in jeder Nacht und ɔe der Nacht, nicht aus Beruf, sondern aus Tenıgung zur „Liederlichkeit“ oder Zwangslosigkeit ıßerhalb ihrer Häuslichkeit zu finden.

Denn Viele reizt nicht die Völlerei und Schlemmerei, sie begnügen sich damit, die Straßen zu durchschlendern. Nun ist für Manchen die Häuslichkeit allerdings kein Magnet und er kauft sich mit einer durchwachten oder durchzechten oder durchbummelten Nacht wenigstens los von Xantippen-Vorwürfen, von Gezänke und Gekeife oder — anderem ehelichen Ungemach. Als Ludwig Devrient, der große Mime und größte „Sectirer" (er trank nur Sect), im Winter 1828 sein unsterbliches Gastspiel in Wien absolvirte, sagte er eines Morgens zu Gustav Anschütz, dem Bruder des Meisters, der ihn auf seinen Kneipgängen begleiten mußte und nachdem sie aus der Weinstube in der Rauhensteingasse getreten, auf die Frage: „Wo gehen wir jetzt hin, Louis?", in tiefster Seelenangst: „Ueberall hin, Bruderherz, und sei's in die Hölle, nur nicht — nach Hause!" Der Aermste hatte eben mit seinem dritten Weibe eine Folter sich aufgebürdet.

Dieser zwingende Grund, die Stätte des perpetuirlichen Unfriedens zu meiden, ihr zu entfliehen, oder sie so spät als möglich aufzusuchen, fällt aber bei vielen Nachtvögeln weg; sie sind entweder fesselos oder sie haben eine liebende, nachsichtige, verzeihende oder schweigende Dulderin; sie lieben und werden geliebt und sind die enthusiastischesten Väter — dennoch zieht sie ein noch stärkerer Magnet mit nicht zu besiegender Kraft fort von all' ihren sogenannten „Lieben" und bannt sie Nächte lang in den Dunstkreis der mesquinsten „Kalupe". Ist's die Macht der „Cameraderie"? Die Genossen sind des Opfers einer Nacht selten werth und würdig und es gibt sogar oft heftige Mißhelligkeiten und Verdrießlichkeiten mit den rüden Cumpanen. Ist's der unbezähmbare und nicht zu stillende Durst? Nicht alle machen sich roher Völlerei schuldig. Was also ist's, das diese Leute treibt, die Nacht zum Tage zu formen und in diesen dem Schlafe abgerungenen Stunden sich just am lustigsten oder wohlsten zu fühlen? Die bequemste Antwort wäre, da ein vernünftig ausreichender Grund hiefür thatsächlich nicht zu finden, es ein „undefinirbares Etwas" zu nennen, dennoch sollte man versuchen, die Sache näher zu erklären.

Neben all' den Motoren, die ich bereits oben citirte, liegt der Hauptgrund vielleicht doch in dem Reize, welchen die Regellosigkeit als solche besitzt. Der kaum flügge gewordene Flaumbart fühlt sich schon bemüßigt, ein Uebriges zu thun, um der Welt zu zeigen, daß er dem Gängelband und der Zuchtruthe entwachsen, nun „Herr" seiner selbst ist und über die „Zeit" verfügen kann. Dieses sein erstes Avancement zur Männlichkeit ist nun sein stolzester Anlaß, seine Selbständigkeit ad oculos zu demonstriren und er thut es in bemerkbarster Weise und wäre um keinen Preis zu bewegen, wie ein „alter Spießer" schon um 12 Uhr Nachts „heimzutreiben". Das ist „Pfründnersitte".

Ist es doch stets verlockend, als „verflixter Kerl" zu gelten, sei's in diesem oder jenem Fache. Unsern jugendlichen Helden lohnt vorläufig das Bewußtsein, die frühreifste „Mannheit" und Ungebundenheit genügsam manifestirt zu haben. Er findet Gleichgesinnte und bemerkt unter Einem, daß der Ton, der Nachts angeschlagen wird, ein freierer; daß die Umgangsformen der nächtlichen Coterien weitaus cordialer; daß die Basis, auf welcher Erlebnisse und Abenteuer aufgebaut, eine günstigere; daß die Gesellschaft in ihren Forderungen und Gestattungen eine — gleichgiltigere. Die punsch- und mokkadurchglühte Atmosphäre zeitigt rasch die innigsten Allianzen.

Das lockt, reizt, regt an und erlustigt. Mephisto wirft den Köder, die unerfahrenen Fischleins drängen heran und schnappen nach dem Leckerbissen. Wie sie zappeln! Der Satan hat seine Beute. —

Bei allen „Spittelberger-Nächten" — ich nenne gleich das Stärkste — die unsere Vorfahren gesehen und mit durchlebt und die der allzeit fröhlichen Kaiserstadt den separaten Ruf der . . . Leichtsinnigkeit verliehen, ich will nicht moralisiren! Ich bin am Abende meines Lebens noch kein Griesgram und wende mich nicht moros und entsetzt ab, wenn mein Nachbar Purzelbäume schlägt, oder ein Glas über den Durst trinkt, oder das junge Blut sich in erotischen Scherzen (moderirter Fassung) exercirt. Ich stimme auch kein ethisches Lamentabel an, oder sehe das Hereinbrechen des

Chaos, wenn in Ausnahmsfällen ein paar „alte Knaben“ über die Schnur hauen oder deren temperamentvolle Söhne in übermüthigen Stimmungen der Welt ein Loch zu schlagen gelaunt sind. Mir gefallen diese Excentricitäten nur dann nicht mehr, wenn sie zur Lebensrichtung und, wie erwähnt, zum System werden.

„'s is a Leben bei der Nacht!“ Wer schwört zu dieser Parole und wem ist sie es? Betrachten wir die Gruppen, die uns umgeben. Sind die Gesichter auch aufgedunsen, die Augen verschwollen, ist die Zunge auch schwer und der Gang torkelnd, dennoch ist die „heitere Stimmung“ die vorherrschende. Nur Einzelne sitzen still und abseits und in sich gekehrt und überdenken Vergangenes und Künftiges. Einige schlafen und schnarchen. Die „Lustigen“ sind also in der Mehrzahl. „Sind wir nicht lustig? daß Gott erbarm!“ heißt's in Brentano's Liede. Daß Gott erbarm! So ist's. Sie thun zwar, als ob sie sich den Kukuk um das, was der nächste Tag bringen kann und bringen wird und muß, scheren würden; sie treiben zwar allerlei aberwitzig Zeug und hänseln sich wechselseitig, sie werden generos und tractiren einander und werfen sich lachend die schwersten Insulten an den Kopf; sie lassen Weib und Tochter mit dem beliebigsten Nächsten charmiren und gestatten sich dasselbe angesichts ihrer kichernden Gesponsin mit Hausir-Mamsells und Blumenmädels. Man ist demnach „sans gêne“ bis zur — Unerlaubtheit und ist es allenthalben. Man ist's in Worten und Thaten und johlt dazu. Wenn Ihr aber die Physiognomien aufmerksamer studirt, findet Ihr vielleicht doch, daß sie noch Anderes ausdrücken, als eitel Vergnügen und schäumenden Uebermuth, und daß das äußerliche mit dem innerlichen Wohlbefinden der meisten dieser Leute etwas im Widerspruche steht.

Mir däucht es wenigstens so. Ich glaube nämlich, daß die imposante Majorität dieser Herren und Damen (oder Weiber) keine oder nur geringe Ursache haben, lärm- oder juxvolle Saturnalien zu feiern, wenn sie plötzlich nur eine approximative Bilanz ihres Vermögensstatus ziehen wollten. Einigen fehlt vielleicht das Sperrsechserl und Andere begehren einen Nachtragscredit beim Cigarrenburschen für eine simple Cuba. Dort flunkert zwar Einer mit

einem zerknitterten Fünfer und sein Nachbar gar mit einem veritablen nagelneuen Zehner, aber fragt nicht nach der Genesis dieser Werthzeichen, deren früherer Besitzer (vor ein paar Stunden noch) ein Incassogeschäfts-Inhaber, respective Pfändeverleiher war. Hier liebelt Einer mit der bereits verdrießlichen Aufschreiberin und flüstert ihr die equivokesten Anekdoten zu, obwohl er erst Nachmittags mit seinem „Doctor" gesprochen, um einen billigen Zwangsausgleich zuwege zu bringen, wofür übrigens diesmal wenig Aussicht, da sich dieser Fall mit dem unternehmenden Manne schon das dritte Mal ereignete -- und dort läßt Einer fünf „Knickebeine" aufmarschiren, trotzdem er abermals nicht im Stande war, das Schulgeld für seine Kinder zu entrichten und die nöthigsten Lehrbücher anzuschaffen. Sehen wir weiter. Der Zins ist vor der Thür, eine Pfändung in Aussicht, Hebamme und Arzt noch nicht gezahlt, aber jenes Ehepaar, das von solchen Lasten zu Boden gedrückt sein sollte, ist „aufgereimt" wie noch nie, und die hochgeröthete Lebensgefährtin des gewaltig angetrunkenen „Hetzbruders" prätendirt einen Extra Eierpunsch, wenn er kein „Schmutzian" sein wolle. „Sollst'n hab'n, Julerl!" schreit der Angeforderte und schleudert seine letzten vierzig Kreuzer auf die Tasse.

„'s is a Leben bei der Nacht!"

Nun beginnt auch die Spieluhr ihre Thätigkeit und man begleitet die animirendsten Walzer mit Geistrampfe und Gepatsche. Einige pfeifen die elektrisirenden Melodien oder singen sie. Die allgemeine Temperatur hat die „rechte Höhe" erreicht, als die Thüre aufgestoßen wird und ein frischer Trupp turbulentester Jungens lachend hereinstürmt. Man kommt aus der Kneipe, oder vom Heurigen, oder aus einem Tingel-Tangel, oder vom Schwender oder vom Zobel ꝛc. Die Spätlinge haranguiren die etwa Aufbrechenden zum Bleiben und man läßt sich bereden und bleibt. Warum Jacky seinen „Waffen des Dämons der Verwüstung" nicht auch den Hang zum „Nachtschwärmen" zugezählt?"

Aber „'s is a Leben bei der Nacht!" Mag sein. Wir aber, wir bessere Leute und nämlich ich und meine theuern Leser, wir gehen doch lieber heim und schlafen. — Darum allseits „gute Nacht"! —

3.

Die Jungen's des alten Wien.

Haben wir uns wirklich verfeinert? Das heißt: sind wir thatsächlich humaner, edelherziger — gebildeter geworden und haben das Erbe der „guten alten Zeit", die Derbheit, um nicht zu sagen: die Rohheit, nicht angetreten? Ich stellte diese Frage schon einmal, an anderer Stelle und aus anderen Anlässen und ich getraute mir nur mit einem schüchternen halben „Ja" zu antworten. Es ist Vieles besser geworden, gewisse Schichten haben manche ihrer üblen und übelsten Gewohnheiten abgelegt, die fast normalmäßige Brutalität einzelner Stände und Kreise ist civileren Formen und gemäßigteren Gebräuchen gewichen und es hat die Anschauung sich verbreitet und ist sogar legal und zum Strafrechts-Paragraphen geworden, gegen lebende Wesen — seien es Menschen oder Thiere — aller Grausamkeiten sich zu enthalten. So behandeln wir denn, was da „kreucht und fleucht", was auf zwei oder vier Füßen geht und steht, und was sonst des kurzen Daseins sich erfreuen möchte, schon weil es nun Grundgesetz des Zeitgeistes, in der Regel weitaus glimpflicher, als es bei unseren Vorfahren Brauch und Sitte gewesen, und Scenen und Thaten von Entsetzen und Aergerniß erregender Barbarei gehören längst zu den Ausnahmsfällen. Also unstreitig ein Fortschritt im allgemeinen Civilisationsproceß der Menschheit. Trotzdem wird der oberflächlichste Optimist nicht behaupten wollen, daß die Mission der Humanitätsprediger schon beendet und eine Fülle unserer absichtlichen und unabsichtlichen Handlungen frei von jeglichem Vorwurfe der — Lieblosigkeit seien. Im Gegentheile . . .

Als ich vor ein paar Jahren durch das frömmste unserer Länder zog, traf ich im Etschthale eben beim Leichenbegängnisse

eines — Millionärs ein. Die Bauern standen gleichgiltig vor dem „Trauerhause“ und plauderten von nichtigen Dingen. Allmälig kam man auch auf den Verstorbenen zu sprechen, und erzählte sich gegenseitig, wie der „alte Filz“ es so weit gebracht habe, daß man ihn nun wie einen Bischof begraben könne. Der Eine wußte, wie der Heimgegangene als armer Steinbrucharbeiter angefangen, der Andere, wie er gewagt, ohne lesen und schreiben zu können, sich in größere Unternehmungen einzulassen, enorme Lieferungen abgeschlossen und durchgeführt, in Allem Glück gehabt habe, aber Zeit seines Lebens doch nur ein — „Leut- und Thierschinder“ gewesen sei. „Ja,“ ergänzte ein Achtzigjähriger und blinzelte dabei recht pfiffig, „wem an Menschen und Viech nix liegt, der bringt's zu was!“ Die Anderen nickten zustimmend.

Ich konnte und kann das schneidige Wort des Greises nicht vergessen. Ist es doch ein Lehrsatz, der uns Manches und Vieles erklärt und der in seiner Bündigkeit mehr sagt, als die scharfsinnigsten Streitschriften unserer weisesten Katheder- und Bierhaus-Socialisten. Keine Schonung des Nächsten, kein Mitleid, kein Erbarmen und die Ausbeutung und Benützung der uns unterthanen, zugewiesenen oder leibeigenen Kräfte bis zum letzten Tropfen des ausgepreßten Schweißes! Da liegt's. Das Mittel ist einfach, das Geheimniß ist offen, das Räthsel nicht unlösbar; wer den Rath versuchen würde, sähe sich belohnt, der Erfolg an Gewinn bliebe nicht aus, und der Versuchende, von dem praktischen Nutzen des Dogmas überzeugt, verfolgte die Methode schließlich in allen Consequenzen. Die Hauptsache ist nur, es „über's Herz“ zu bringen, an den Versuch zu denken, ihn zu wollen, ihn zu erproben — die Prosperität ist zweifellos, und wer sich mit dem Renommée eines „Leut- und Thierschinders“ zufrieden gibt, kann sich wohlgemuth sein Bäuchlein mästen und sitzt fein in der Wolle.

Ach, es ist so viel Elend und Jammer in dieser schönen Welt und auf Tritt und Schritt treffen unser Auge, wenn es sehen will und das Sehen nicht verlernt hat, genug der betrübendsten Bilder! Aber wir gehen achtlos und gleichgiltig vorüber, da wir an diesen Anblick gewöhnt und nur ein oder der andere „Gemüthsfex“

oder „Gefühlshammel“ bleibt ab und zu bei einer besonders ergreifenden Scene stehen und fühlt sich bewegt, ja vielleicht sogar erschüttert, und läßt sich, im Taumel des Mitleids hingerissen, herbei, ein Uebriges zu thun und zu helfen, wie es momentan in seinen Kräften liegt. Die Mehrzahl wandert ungerührt und gedankenlos weiter.

Trotzdem sind wir „humaner“ geworden. Die Wohlthätigkeits-Vereine schießen wie Pilze hervor und sind voll schönster Fürsorge um das leibliche Wohl von Menschen und Thier. Wir haben Asyle für Obdachlose, wir schützen Waisen und Findlinge, pflegen und warten das bresthafte Alter, bieten entlassenen Sträflingen die hilfreiche Hand und bestreiten die Begräbnißkosten der Armen. Wir haben ein Vogelschutz-, Wildschon- und Laichgesetz; wir überwachen das Einfangen der Hunde, den Transport der Kälber, das Schlachten der Rinder; wir verbieten das Blenden der Finken und eifern gegen das Schuppen der lebenden Fische; wir agitiren mit Feuereifer gegen jegliche Quälerei, geschehe sie in dieser oder jener Form, und halten Wanderversammlungen und predigen und lehren von der Kanzel und in der Schule und in der Werkstätte von und über Menschen- und Thierliebe. Wir sind unermüdlich in sothanem lobenswerthem Streben — wenn dessenungeachtet noch Allerlei vor unseren Augen ungescheut und ungehindert passirt, was dem Menschen- und Thierfreund das Blut sieden und die Galle kochen macht, so — ist eben dieses Allerlei nicht zu ändern und der Humanist kann sich mit einem bedauernden Achselzucken entfernen, kann die Augen schließen und die Ohren sich verstopfen und mit ein paar Seufzern sich begnügen.

Und so jagt und schießt man denn lustig die armen Tauben, überlastet bei schlechtester Kost Hunde und Pferde und Lehrjungen, unternimmt im „Interesse der Wissenschaft“ die barbarischesten Experimente, erlaubt sich bei diversen Sport-Vergnügungen die grausamsten Hetzen und illustrirt die enthusiastischen Berichte noch mit anschaulichen instructiven Bildern; füttert der Fett- und Leber-speculation wegen, Schweine und Gänse krank, nöthigt abgezehrte Jockeys und marklose Renner zu den letzten Forcetouren, spornt

blutig und karabatscht halb todt, unter dem ermunternden Halloh des verehrungswürdigen Publicums krumme und lendenlahme Klepper, zwängt die fleißigsten Sprosser in die engsten Käfige; weist zehnjährigen Kellnerjungen nach sechzehnstündiger Arbeit zwei Schuh breite Truhen in rauchgeschwängerten Stuben als Schlafstellen an, läßt schwächliche Kinder in frostigen Frühstunden auf kalten Marmorplatten ihre Kirchenandacht verrichten, strapazirt den „Mann" mit aufreibenden Uebungsmärschen behufs „Abhärtung" bereits im Frieden bis zur Realinvalidität; gestattet, daß in den Lastwaggons und in den Verkaufsständen die zusammengepferchten Marktopfer vor Durst verschmachten, u. s. w. „Ja, so sind wir! Ja, so sind wir!" heißt's in jenem heiteren Couplet.

Aber wir waren früher ja doch noch ganz anders, das heißt: wir trieben's weitaus viel ärger. Wenn ich der Erzählungen meines Großvaters gedenke, der mit dem vielberühmten Hetzmeister Stadelmann gut bekannt und ein fleißiger Besucher des populären Amphitheaters unter den Weißgärbern und Zeuge des Brandes am 1. September 1796 war, so überläuft es mich heute noch kalt, ob all' des bestialischen Gräuels, den das „philosophische Jahrhundert" zur Belustigung nicht nur des „gemeinen Mannes" sondern auch der soi-disant gebildeten und aufgeklärten Kreise im Repertoire hatte. Man schüttelt ungläubig den Kopf oder es schauert Einem die Haut, wenn man erfährt oder liest, an welch ausgesuchten Grausamkeiten unsere Vorfahren Vergnügen fanden. Und es waren Lieblingsthiere der Wiener, die allwöchentlich fast zu Tode gepeinigt wurden, ihre Namen gingen von Mund zu Munde, wie die der gefeiertsten Helden, und wenn der „braune Bär", das zottige Ungethüm, oder der „Edelhirsch", oder der gewaltige „Auerochs", dessen Haut später nach Paris wanderte, oder der „afrikanische Löwe", oder der „grimme Wolf", der „fürchterliche Leopard", der „schlaue Fuchs", der „bockbeinige Esel", oder das „Wildschwein", den wüthenden Angriffen der Hunde unterlagen und aus zahllosen Wunden blutend fortgeschleppt wurden, da scholl es aus den vollgepfropften Logen und Gallerien vom ehrendsten Beifallsgejauchze, worin nur Jene nicht einstimmten, deren kostbare

Bullenbeißer zerfleischt und in unkenntliche Klumpen zerrissen, im Sande herumkollerten. Volle einundvierzig Jahre dauerte dieses ekelerregende Schauspiel in ein und demselben Hause, nachdem es Jahre hindurch schon früher in kleinerem Umfange in anderen Buden zum allgemeinen Ergötzen gezeigt wurde.

Die Verrohung der Massen war eine unausbleibliche und sie trieb bittere Früchte. Gewohnt an den Anblick des Kampfes „auf Leben und Tod", welchen Thiere unter sich, oder Menschen mit wilden Bestien zu bestehen hatten, entwickelte sich nicht nur eine vandale Rauflust in gewissen Schichten, die ihre Meinungsverschiedenheiten und sonstigen Differenzen nur mehr in brutalsten Faustschlachten auszufechten und auszugleichen verstanden, es organisirte sich auch ein förmlicher Cultus der privaten Thierhetzen, respective Thiermartereien, in welchem Sport einzelne Vorstädte und Gründe besonders excellirten und eines unantastbaren Rufes sich erfreuten. So namentlich der weiland vielbesungene „Brillantengrund," dessen „olympische Spiele" (von localstem Reize) darin bestanden, echt bayrische, eigens „auf den Mann" dressirte Fanghunde auf einen beliebigen armen Teufel, der eben des Weges kam — meist einen Hausirer oder Rastelbinder — zu hetzen, das erkorene Object kunst- und schulgerecht beim Rockkragen packen und niederwerfen zu lassen, wofür dem zu Tode Erschreckten ein milder Obolus, und falls sein Habit oder er selbst einen kleinen Defect erlitten, noch eine Extra-Entschädigung gentilst zugeworfen wurde. Man hatte damals Geld genug, um derlei „Späße" prompt liquidiren zu können.

Oder man hetzte die Hunde unter sich aufeinander. Die bissigsten Rüden zu besitzen, war Ehrensache und so wurden in den Hofräumen der notabelsten Fabrikantenhäuser oder in Wirthshausgärten oder auch im Extrazimmer der Stammkneipe von den „Herren Söhnen" der Stuhl-Nabobs ordentliche Turniere arrangirt, bei welchen friedfertigste und zahmste Pudel das Angriffsziel der bösesten Raufer abgeben mußten. Man verwettete große Summen und die schönsten Meerschaumpfeifen, ob der „Genickfang" nach der einzig richtigen Methode geschehen und ob auf einen oder zwei Bisse der

treue „Carl“ — hat geworben sei. In einer Cavallerie-Station Oberösterreichs war ich einst unfreiwilliger Zeuge einer ähnlichen Werbung einer — fremden Stellvertreter, die man mit Klingeln zum Kommis, d. h. zur militärischen Vermehrung einberufen und einreihen.

Um aber der Welt und der Wahrheit einen Dienst zu leisten, ist noch eines anderen Unterschiedes gedacht, der für die einzelnen Handelsleute auf der — „Schlagbrücke“ befindlichen Reichshalle gemacht. Man brachte von weit und breit die verschiedenen Waren herbei und legte sie auf den ihnen genau angewiesenen Landesplätzen, an denen Hoch ausgehängt die weithin sichtbare Waare und ein Schild, das Käufer und den vorgeschriebenen Herrn zu finden zu weisen hatte. Da gewahrt man allerdings mehr solche Waaren, welche dieser oder jener aus der Schaar der Umgebenden mit aufgehobenem Daumen in die Luft hält, während inzwischen der Käufer durch die Angebotenheiten der nach einander und einreihenden Hände sich zu wühlen hatte, bis er zum einem verlangenden Waare den entsprechenden Gegenstand erhielt. Der Hauptvortheil für die verschiedenen Anhänger dieses Verfahrens und jenes mancher Stände mehr war die schnelle Kenntniß mit einander, und manches Bündniß in Schachzabel der häuslichen Verhältnisse.

Aus der Bündniß zum Einverständniß waren nicht in die Ferne. Es hatte Jahrhunderte lang auf dem Hunderte mehrere und die verschiedene Stimmen, als die Kaufleute gewöhnt waren, nahm man sie in die Handelsordnung in Augenmerk, indem auf die Wage und Gewichte der verschiedenen Handelsplätze man Rücksicht nahm. Das war jedoch vorzüglich einige Handelsplätze einer Stadt betraf. Die gemeinsame und gemeinsame Stadt zu setzen, welche in verschiedene Handelsplätze verschiedene, oder verschiedene Handelsplätze oder verschiedene Handelsplätze oder verschiedene Handelsplätze mit oder die verschiedene Handelsplätze setzen. Diese die Handelsplätze hatte Handelsplätze der verschiedenen Handelsplätze hatte das die Handelsplätze hatte eine eigene Handelsplätze und es wurde der Handelsplätze. Handelsplätze, der man sich — die man sich Handelsplätze nannte. Die neue

und gewandteste Raufer zu sein, war die höchste Tugend des Hundes, einen solchen Raufbold sein nennen zu können, das Ideal der jeunesse jeglichen Genres. Theaterdirector Fürst gestand mir selbst einmal, und zwar in seiner urwüchsig-drastischen, derbrealistischen Weise, daß er, als es ihm „noch recht schlecht ging", er schon ein paar Jahre verheiratet war, gleichwohl aber noch nicht die nöthigsten Möbeln besaß, eines Tages sich auf Drängen seiner Gattin aufraffte, um mit mühsam ausgeliehenen zwanzig Gulden einen Kasten zu kaufen. Er kam mit dem Gelde in der Hand in die „Breite Gasse", die Herberge der Möbelhändler, feilschte und feilschte und erhandelte beinahe das längst ersehnte Kleinod, als — der Bulldog eines Greislers, der eben vorüber ging, einen monströsen Neufoundländer attakirte und das Ungeheuer mit „Affengeschwindigkeit" zu Boden warf. Diese Heldenthat des Kämpfers David, der den Riesen Goliath so vernichtend besiegte, zu sehen, auf alle häusliche Misère zu vergessen und in glühendster Begeisterung auszurufen: „Herr, was kost't der Hund — i muß'n hab'n!" war für Fürst das Werk einer Minute. „Zwanz'g Gulden!" war die Antwort. Fürst erwiderte kein Wort, gab das Geld, ließ den Kasten Kasten sein, band dem staunenden Kläffer das Schnupftuch an das Halsband und brachte ihn triumphirend heim. Sein Weib erschrak und schrie: „Hansl, bist a Narr?" Aber Fürst sagte nur stolztrocken: „Sei stad, es is der höchste Raffer!" Und die eheliche Eintracht war wieder hergestellt. — Die größten Bulldog-Raufereien wurden übrigens noch Ende der Dreißiger- und Anfangs der Vierziger-Jahre vor den Hütten der Buschenschänker „Auf den Mühlen" (außerhalb der Taborlinie) arrangirt; es floß dabei viel Blut, manche Gruppe, die sich „verbissen," wurde mit Knütteln, die man um die Schädel schlug, auseinander gebracht. Hunde, die zu arg zugerichtet, warf man blutend in die Donau, wobei es sich zuweilen ereignete, daß das arme Thier mühselig zurückschwamm und winselnd zu seinem Herrn kroch, bis es dieser „aus Erbarmen" vollends erschlug und nun erst den „Karpfen zum Präsent machte". Dann trank man lustig weiter und sang im Chorus die populärsten Gassenhauer.

Lüften das „dumme Vieh", bis daß es — mit ihm zu Ende war. Was geschah Alles mit den Igeln, die man der Stacheln wegen ebenfalls als Feinde der Menschen betrachtete; was Alles mit den Tauben, denen man die Augen verklebte, ehe man sie austrieb; was mit den im seligen Stadtgraben und auf den Sandsteppen der verwahrlosten Glacis gefangenen Mäusen! Die Thierquälerei war im „gemüthlichen" Wien ein ungestörtes Vergnügen. Jung und Alt betheiligte sich daran und die liebe Jugend war noch erfinderischer in Foltereinfällen. Außerdem gab es keinen Schuster in Wien, der nicht einen geblendeten Finken vor seiner Werkbank, keinen Flickschneider, der nicht einen Kanarienvogel oder Zeisig hatte, der, den Drahtring um den Leib, Futter und Wasser sich selbst herbeiziehen mußte. „Er soll auch arbeiten!" hieß es lachend.

Sind wir doch humaner geworden, ist nochmals meine Frage? Da erzählt mir ein achtbarer, glaubenswürdiger Freund, daß ein Studiengenosse von ihm, der Träger eines erlauchten Namens, in dem Garten des vornehmen Institutes, das sie beherbergte, sich in seinen Mußestunden damit beschäftigte, Sperlinge zu fangen, ihnen die Füßchen abzuschneiden und hierauf die „Freiheit" zu schenken. Es war sein lautestes Ergötzen, wenn er sah, wie die verstümmelten Thierchen nirgends mehr Posto fassen konnten und unbeholfen im Grase herumkugelten.

4.

Die Banozzi'ſchen z'Oſtermontag im Prater.*)

Kinder, richts eng z'ſamm, i laß einſpannen, um halber Drei muß All's fix und fertig ſein — daß ka Verdruß is, das ſag' i gleich, ſunſt ſetzt's was — mir fahr'n a Bißl in Prater abi, wie's e ſi g'hört z'Oſtermontag für ein' ord'ntlichen Wiener, und ſchau'n uns um, wie's unt' ausſchaut in der neucheſten Neuzeit, wo's gar ſo viel ſchön is überall. Der Straßer fahrt a mit. — Alſo, Madeln, macht's, und du Kathi ſchau, daß i mi nit giften därf. Soll ſchon All's anzog'n ſein! Vorwärts! . . .

Acht geb'n beim Einſteigen, der Wagen is friſch lackirt: der Straßer ſetzt ſi auf'n Bock: wann der Handige ausſchlagt, lenir'n feſt, Seppel, hörſt? . . . Mir fahr'n über d'Mariahilferſtraß'n, beim Gabeſam laß's a weng'l ſchärfer geh'n, 's is weg'n die Bekennten, wann's heraus'd ſitzen; alſo — ſein m'r's?

* * *

Servus! Servus! — Der Mühlſteiner Karl! Und der Berghofer! — No, dö hab'n ſo nit g'ſchaut! dö Schießer! — Jetzt kannſt es wieder a Bißl z'ruckhalten, Seppel, 's könnt' doch was g'ſcheg'n, dös Volk is ſo viel ſchußlat, b'ſonders an ein' ſo ein' Feiertag . . .

* * *

Na, dö Leut! — Aber ſchau'n thun's auf unſere Schecken . . . is aber a a Paarl . . . Seppel, feſt halten! Beim Sperlich laß's a Bißl ſpringen, nit viel, nur daß' m'r's Feuer bemerkt. So, is ſchon gnua . . . hat Alles g'ſchaut . . . Schad', daß der

*) 1876.

alte Sperlich-Toni nit mehr lebt . . . wär' halt heunt a da und lachet aus der weißen Gartenmauer, wo er sein Gober drinnet stecken g'habt hat, außer . . . I sag's ja, die schönsten Leut' sterben — nit viel Rar's mehr da . . . so, jetzt war'n m'r im Prater . . . Kinder, sitzt's ordentlich . . .

* * *

Straßer, was sagst denn? Is do a g'waltiger Schiedunter gegen einmal, was? Dö Noblesse' in die Dreiß'ger Jahr' no, was? Weißt, wie mein seliger Herr Vater die polnischen Füchseln g'habt hat? Das war a ander's Leb'n! Dö Gawlier! 's Höchste! Nit so g'mischt, wie heuntigen Tags, wo auf ein' Grafen fünf Börsianer kommen . . . Und a vom besser'n Bürgersstand' bluatwenig — no ja, san die Zeiten nit mehr so, wie ehnder . . . Du Straßer, wannst den Baum oder den Barrierstock siegst, wo der Schurnalist lahnt, der alle Leut kennt', sag' unser's, die Resi will'n kennen lernen — das heißt: nit 'n Barrierstock, sondern 'n Zeitungsschreiber; — nachher no was: die Meinige hat was g'lesen, daß wieder was Neuch's herunt' zum seg'n is: a Ellipse soll'n's g'macht hab'n — sag' unser's, wann'st was siegst, — wird halt a Art Zimmerreis' sein oder so was . . . Acht geb'n, Seppel, a Sechsspanner kommt — Kinder, sitzt's grad' . . . hab'n richti üb'rergrüßt auf uns . . . mir scheint, sie kennen uns no vo vorig's Jahr, wo i die Schecken zum ersten Mal eing'spannt hab' . . . recht freundlich . . . so kehr' nur um, und beim dritten Kaffeehaus fahrst übri in Wurstelprater, i hab's schon gnua da herüb'n, z'viel g'spreizt . . . an Durst hab' i a . . . so, jetzt laß's laufen . . . dla! dla! . . . a Passion, das Paarl . . .

* * *

O je, da schaut's aus! Da hat der Baron Krach g'wirthschaft't! . . . no, das is a Hundertundeins gegen früher . . . erinnerst di no, Straßer, dö Hetz, was? Weißt? ... Jessas, wann i no denk' an mein' Herrn Vatern, wie's der hat umageh'n lass'n, da is a Fuxg'ger nit ang'schaut word'n und a Hunderter a nit . . . Alles anderst word'n . . . firti sein m'r . . . fahr a Bißl langsamer, Seppel, daß ma si do umschau'n kann, wie's ausschaut . . . trauri

ſchon, Alte, daß d' no a mal heiraten kannſt? Kriegſt kein' ſo ein' Mann mehr, ein' Banozzi-Schackerl kommt nimmer, das gibt's nit ... was, Straßer? Hab' i recht oder nit? ... So ſchön, jetzt tröpfelt's! ... Seppel, nur g'ſchwind zum „Hirſchen" übri! ... Das hätt'n m'r übrigens gleich im Anfang thun können, hab' beim Rundo unt' nix verlor'n, aber ös Frauenzimmer müßt's ja immer unter d' noble Welt, jetzt habt's es, jetzt ſein d' neuchen Klad'ln hin und d' Hüt' a, das is der Profit, weil mir nit g'folgt wird! ... Seppel, nur da gleich quer übri, 'n nächſten Weg zum „Hirſchen"! ....

— — — — —

5.

Die Familie Biz.

1. Biz Vater und Comp.

„Was mir vor zwanzig Jahr'n
Ne für Hallodri war'n!"

Das alte Moser'ſche Lied, das dem größten Theil der heutigen Generation — gleich dem Miniſter Taaffe der Linzer Bauerntag — wohl auch ein „Novum" ſein dürfte, es klang wieder einmal dieſer Tage, als ich ſpät Abends, von meinem üblichen winterlichen Wald-Spaziergange zurückkehrend, Alt-Ottakring paſſirte, durch das halbgeöffnete Fenſter einer rauchgefüllten Heurigenſchenke an mein Ohr, und wenn es mich auch nicht wie der Ton des Alpenhorns den Schweizer melancholiſch, oder der Marlborough-Marſch den Engländer närriſch, und die Marſeillaiſe den Pariſer rebelliſch machte, ſo wirkten die weiland populäre Melodie und der draſtiſch urwüchſige Text doch eigenthümlich auf mich, denn es mahnte mich plötzlich an längſt entſchwundene Zeiten und ich ergriff faſt unwillkürlich die Klinke und trat in die Stube. Noch immer die alte Scenerie, die alten Typen, die alten Chargen; noch immer ein Bild, eines Höllenbreughel würdig, ein wüſtes, lärmvolles Durcheinander, ein qualmendes, lallendes Chaos.

Ich habe das echt wieneriſche „Heurigengehen", das ich übrigens nie ſonderlich cultivirte, faſt ganz aufgegeben, und nur ſporadiſch und bei originellen Anläſſen oder in Zufallslaune komme ich in jene renommirten vorortlichen Reviere, wo es hiſtoriſche Sitte, daß an gewiſſen Stellen (nach dem localen terminus technicus:) „der Herrgott den Arm herausſtreckt", zum Zeichen, daß (ebenfalls nach traditionellem Glauben) hier ein „guter Tropfen" zu finden

sei. Einst fiel ich bei meinen häufigen Kreuz- und Querzügen wohl öfter in solche Bezirke des „Gerebelten" ein, namentlich als noch J. N. Vogl, Ferdinand Sauter, das Brüderpaar Stegmayer und andere werthe Amateure des jugendlichsten Rebenblutes an derlei strategischen Punkten während der richtigen „Saison" mit Gewißheit zu treffen, die man dann meist bei ihrem Erscheinen mit dem classischen Citate begrüßte: „Herr Doctor, das ist schön von euch" u. s. w.

Doch davon wollte ich diesmal nicht erzählen; ich habe nur zu notificiren, daß die Spelunke „bummvoll" und die Atmosphäre zum „Ersticken" war; daß man bei jedem Schritte auf knackende und knisternde Kastanien-, Nuß- und Eierschalen trat; daß fettgetränkte Emballage-Papiere allüberall herumlagen und die diversen Bulldogs, Rattler, Pudel und Pintscher, sofern sie sich nicht beknurrten und raufend befehdeten, an den zahllosen Wursthäuten nagten, an den Käserinden, Kalbsknochen, Schinkenbeinen und sonstigen abgefallenen Resten der von erfahrenen Habitués usuell mitgebrachten „kalten Kuchel", denn nur ein Neophit, ein unwissender Bruder wird beim Heurigen einen Rostbraten oder ein Schnitzel verlangen. Daß weiter nebst dem Gäste-, Kinder- und Hunde-Gewirre zu gleicher Zeit drei Ausspielerinnen und zwei Hausirerinnen, ein Bettelmann, ein Gottscheer und ein Parapluie-Verkäufer anwesend und in ungenirtester Zudringlichkeit thätig waren, ist selbstverständlich und kümmerte sich auch Niemand um diese Plagegeister eines ordentlichen Zechers; zu bedauern war nur der arme Amphion, der uralte, äsopisch gebaute Lappisch, der bescheidentlich in der Ecke stand, auf seiner lebenssatten Guitarre klimperte und das oberwähnte Lied sang, das heißt: mühselig krähte. Keine Seele achtete auf ihn, so schien es wenigstens, auf diese wandelnde Ruine des vormärzlichen Bänkelsängerthums, auf dieses Ueberbleibsel prähistorischen Harfenistenwesens, auf diesen realinvaliden Hernalser Troubadour, der mich aber, als er das greise Liedlein intonirte, doch hereinzulocken verstand, denn ich wollte wissen und es interessirte mich, zu erfahren, wer sich für solch' altmodisch Zeug jetzt noch begeistern konnte, in einer Aera,

wo kurzgeschürzte Chansonnetten-Sängerinnen und corpulenteste „Salon-Jodlerinnen" die prickelndsten Couplets vorzutragen und des stürmischesten Beifalls eines geehrten kunstsinnigen Publicums sich allabendlich zu erfreuen pflegen. Wer für dieses Rococo-„Gsang'l" noch Sinn und Verständniß und Empfänglichkeit hat? Ach dort sitzt gleich Einer, dem die Augen vor Wonne funkeln, der aus Leibeskräften „pascht", sogar mitsingt und nun dem daherhumpelnden „Künstler" ein wahrhaftes „Zwanz'gerl" auf den Teller wirft! Bei Wiens Schutzgöttin — den Mann kenn' ich ja, kenne ihn seit Decennien, er hat sich wunderbar conservirt, er sieht aus just wie damals, kein Zug, kein Fältchen hat ihn verändert, es ist — „Biz Vater", wie er einst „leibte und lebte"!

„Biz Vater?" Ja wohl. Der Name repräsentirt nach dem Wiener Jargon einen Begriff, er ist der Sammelname für die Gattung, die darum merkwürdig, weil sich sämmtliche Exemplare sämmtlicher Zeitläufte wie ein Ei dem andern gleichen. Er wird sich erklärlicherweise, was den äußern Menschen betrifft, d. h. in Tracht und Kleidung, den momentanen Moden unterwerfen und anno „Double Boy" nicht wie „anno Haarbeutel" mit Kappenstiefeln und einem fünfkrägigen drapfarbenen Manterl costumirt sein, aber ansonst in allen Anschauungen und Empfindungen, in seiner Geistesrichtung und Geistesthätigkeit, in seinen Sitten und Gebräuchen und Gewohnheiten wird er seinen Vorfahren und Vorbildern treu bleiben, mögen unseren Planeten nun diese oder jene Erschütterungen und Umwälzungen treffen und heimsuchen. „Biz Vater" wird sein, wie und der er immer war, das einzig Dauernde im steten Wechsel!

Ein Vergnügen, den Mann zu betrachten, der ja auch ein Vergnügen an seinem Dasein hat! Throne stürzten, Dynastien verschwanden, Völkerschaften starben aus, Städte wurden verschüttet, Flüsse und Seen vertrockneten, Berge kamen ins Bersten und Rutschen, nichts hat unwandelbaren Bestand, nur „Biz Vater" allein steht oder sitzt vielmehr auf dem alten Flecke und zeigt sich in denselben Allüren und erfreut sich ungestörter Gesundheit und sorgenloser Heiterkeit, die durch keine Vorfallenheit, kein denkbares

Ereigniß je getrübt wurde und werden kann. Denn sogar jene gewisse „*resche Harbheit*“, mit der er zeitweilig eine angeblich üble Laune markirt, ist doch nur wieder ein Ausfluß seines „*Wiener Humors*“ (recte: „*Hamurs*“), der sich in solch' scharfkantigen Aeußerungen, dräuenden Gesten und finstern Blicken gerne manifestirt, um durch allzugroße Leutseligkeit an schuldigem Respect nichts einzubüßen, denn „*Biz Vater*“ will auch *gefürchtet* sein. Daß er nebenbei „weit und breit“, d. h. in den Kreisen seiner Gesinnungsgenossen, Jux-theilnehmer, Kneip-Collegen und überhaupt seiner Anhänger und seines abendlichen und Ausflugs-Cortèges *geachtet* ist, wird von Einsichtigen und Unparteiischen ohnehin nicht angezweifelt.

Also: geliebt, geehrt, geachtet, angestaunt und gefürchtet — das sind die Errungenschaften seines langen Wirkens, die Attribute seiner socialen Stellung, die Merkmale und Kennzeichen seiner originalen Persönlichkeit. Er ist geliebt (von seinen „Freunderln“), weil er unerschöpflich in Erfindung von und in Ausdauer bei allen „Hetzen“ ist; er ist geehrt, weil er ein unabhängiger, „aufrechter“ Mann, der „sein Sacherl im Trock'nen“ hat und nicht mehr zu arbeiten braucht; er ist geachtet, weil er splendid und „schenerös“ ist und im Laufe der Jahre schon Hunderte von „Maßeln“ und Litern spendirte; er ist angestaunt seiner Leistungen bei den üblichen Zechgelagen, dann seiner Unverwüstlichkeit und ehernen Gesundheit wegen, und weil er mit einem Habitus begnadet ist, dem er unbeschadet der nöthigen Erhaltung des steten Gleichgewichts schon einen „Bünkel auffihängen“ kann; und er ist schließlich gefürchtet, weil seine Zunge und sein rechter Arm immer parat sind, Denjenigen mit einem einzigen Worte niederzudonnern und mit einem einzigen „Tupfer“ niederzuschlagen, der es wagen würde, mit ihm zu „käwi“ zu sein. „*Biz Vater*“ ist demnach in den Augen und in der übereinstimmenden Meinung seiner Bewunderer das, was die Juroren einer so gearteten Corporation in knapper Textirung ein „*lautes Ban*“ (Bein) benennen, was nicht ausschließt, daß die Intimsten ihn mit dem Ehrentitel „*alter Raubersbua*“ noch separat bezeichnen — allerdings nur in cordialsten Momenten und

als verunglückte passionirte „Linksscheiber“ an Matadore der Kegelbudel nach und nach verspielt haben. Diesen armen Teufeln ist nun „Biz Vater“, dessen „Witze“ sie sammt und sonders jubelnd belachen, ein generoser Mäcen, er läßt sie ihr Schmarotzerthum nicht merken und — zahlt, was Jeder trinken will und trinken kann. „Ja, der Vater Biz! Das is a Mann! Gibt kein' Zweiten!“ Letztere Vermuthung ist jedoch ein Aberglaube — es gibt ihrer genug, die Race stirbt auch nicht aus, namentlich nicht in unserer gemäßigten Zone, die ihr Gedeihen begünstigt; sie vererbt sich von Geschlecht zu Geschlecht, wenn auch die Herren Söhne feineren Inclinationen huldigen als die Herren Papas, aber diese Differenz ist nur interimistisch. Denn allerdings gibt sich „Biz Sohn“ heute noch in einem andern „Air“. Betrachten wir ihn also:

2. „Biz Sohn“ und sein Spezi.

(Devise: „Nur nobel Schani!“)

Ich machte, als ich „Biz Vater“ zu porträtiren versuchte, die beiläufige Bemerkung, daß sein „Ältester“, also sein erstgeborner Sohn, der „Schorscherl“, keine besondere Freude für das „Geschäft“ zeigte und sich deßhalb an der Fortführung desselben, als der Chef sich zurückzuziehen begann, nicht betheiligte. Wozu auch? „Mussi Schorsch“ hat's ja nicht nöthig. Kost, Wohnung und Kleidung bestreiten seine Eltern, das übliche Recreationsgeld bewilligt ihm unter dem Motto: „Junge Leut' müss'n leb'n!“ sein „Alter“, wie er seinen Erzeuger und Ernährer in eben nicht allzu herzlicher und achtungsvoller Weise titulirt, und außerdem steckt ihm „d'Frau Muatter“ allwöchentlich, oder auch nach Bedarf öfter, ein paar Fünfer oder Zehner heimlich zu — er ist also für seine Bedürfnisse so ziemlich gedeckt, und dieß um so gewisser, als er auch weiß, daß die mit jedem Vierteljahre fälligen Wechselschulden, freilich unter einem „Mordspectakel“, aber dennoch, getilgt werden. Und da große Geister derlei unausweichliche kleine Verdrießlichkeiten nicht geniren, so lebt man

„à la cavallo“ und in ungestörter Sorglosigkeit und Gleichförmigkeit ruhig fort. Und ein junger Mann, dessen Existenz unter allen Umständen gesichert ist, der sich folgerichtig um gar nichts zu kümmern braucht, sollte die schönste Zeit seines Lebens in muffigen Fabriksräumen verbringen, sollte Ballen sortiren, abgelieferte Waaren prüfen, die Arbeiter überwachen, Bücher führen, Rechnungen schreiben und in weitläufige Correspondenzen sich einlassen? Lächerliche Zumuthung, namentlich wenn ohnehin sich Jemand gefunden, der dieß Alles verrichtet!

Nein, „Mussi Schorsch“ ist zu Höherem geboren, als in Werkstätten zu versauern und sich mit Buchhaltern und Factoren herumzustreiten oder gar Curs- und Preis-Differenzen zu studiren und langweilige Jahres-Bilanzen aufzustellen. „Mussi Schorsch“ hat andere Intentionen und edlere Absichten: er spielt den „Gawlier“, wenn auch nur in vorstädtischer Façon, aber er spielt ihn doch, zur Bewunderung seiner Zeit-, Alters- und Grundgenossen. Wie da Alles schaut und athemlos starrt, wenn er in der „neuchesten Schäler“ durch die Straße geht, oder, die Nelke im Knopfloch des quadrillirten Jaquetls, an dem Credenztisch des Stamm-Cafés lümmelt und der erhitzten Aufschreiberin — nach seiner Manier — die „Cour schneidet“! Ein fascinirender Anblick!

Und hier beginnt der gewaltige „Schiedunter“ zwischen den Tendenzen und der socialen Stellung von „Biz Vater“ und „Biz Sohn“. Während Ersterer sich damit begnügt, trotz seiner vorgerückten Jahre „alleweil fidel“ zu erscheinen, nur für Jux und Hetzerei schwärmt und sich im Uebermaß der Laune nicht selten mit inferioren Elementen und zweifelhaften Personnagen melirt — umgürtet sich Letzterer mit dem ganzen Stolze jenes Bewußtseins, das einem Sterblichen gestattet ist, der ein „geborner Hausherrnsohn“, jung und fesch gewachsen, heut oder morgen „einen [illegible] Knöpf' kriegt“ und mithin jetzt schon nur die Hand ausbraucht, um auf jedem Finger „'s schönste und reichste [illegible] sitzen zu haben. Aber derlei kommt ihm für jetzt noch [illegible]cht in den Sinn, zum Heiraten „is no alleweil Zeit“, meint [illegible]ste, „wann m'r amal alt is und a Pfleg braucht; alser

junger will der Mensch leben, wie's ihn g'freut, und will nit bunden sein!" In logischer Folge dieser weisen Grundsätze „wirft" sich der holde Jüngling auch wirklich weder in ernsten Liebes-, noch in cameradschaftlichen Beziehungen leicht weg, er ist sozusagen „heiklich auf sich" und hebt seine werthe Person stets nur für Besseres auf. Indem nun sein lustiger „Alter" hundertfältige Verbindungen (utriusque generis) angeknüpft, die häufig genug „tief unter ihm" standen, die aber seinem augenblicklichen Hetzdrange entsprachen, wenn er zuweilen den standeswidrigsten Schabernak zu treiben in der Stimmung war, rümpft „Mussi Schorsch" zu solch' unrühmlichem Gebahren die Nase, wendet sich von einem solchen Ragout von „Bekennten" unwillig ab und kehrt zurück zu seinen Freunden, die, ausgewählt und erlesen, ihm ebenbürtig und von gleich vornehmen Aspirationen erfüllt, durchaus tadellos elegante „Gschwufen" und aus der „Crême" der nachbarlichen Hausherren-Söhne recrutirt sind. Und so unterscheidet sich denn auch hierin der Sohn vom Vater, daß es bei dieser Gruppe von Bezirks-Dandies nicht einen einzigen „nothigen Kerl", der sich von den Uebrigen „aushalten" läßt, geben wird; hier hat Jeder autonom zu sein und die Mittel zu besitzen, um im eigenen Fiaker, wenn schon nicht im eigenen „Zeugl", mit „Erzschießern", in Hainbach oder in Sievering oder beim „Rothen Stadl" oder „Grünen Baum", oder wo sonst eben ein intimes Kränzchen, kothbespritzt und staubbedeckt „angebremst" zu erscheinen. Wer da nicht mitthun kann, ist kein Freund für „Mussi Schorsch" und gehört nach seiner unumstößlichen Ansicht in das „Asyl für Obdachlose" und soll in „a Volkskuchl" essen geh'n.

Und so sind denn auch sämmtliche, weil meist lärmende, Amusements des „Vater Biz" dem Sohne und seinem Anhang nicht nur im Allgemeinen viel zu ordinär, sondern auch überhaupt — zu „fad". Nach seiner Meinung gehört „a urndlicher Schendlmen" gar nicht zum Heurigen, und wenn schon ausnahmsweise und aus Neugierde, so muß dies „incogniter" geschehen. Aber in solchen Localitäten gleich seine Niederlage aufschlagen, daselbst sein Heimatsrecht und seine Zuständigkeit erwerben — „das is nit nobel"!

der Gegenstand ist besprechenswerth. Und da fällt, während ich dieß schreibe, mein Blick zufällig auf die Giebel eines Riesengebäudes in meiner Nähe, das in seinen angefaulten Mauern Memoiren birgt oder vielmehr barg, die an Farbenreichthum den Sue'schen „Pariser Mysterien" gewiß nicht nachstehen. Ich meine die auf der Höhe der ehemaligen Vorstadt „Windmühle", heute Mariahilf, Theobaldgasse Nr. 2 befindliche, aus dem einstigen Carmeliter-Kloster im Jahre 1804 entstandene „Freiwillige Arbeits- und Zwangs-Besserungsanstalt", im Volksmunde kurz „das Arbeitshaus" genannt, ein Institut, dessen Zwecke, Statuten und Einrichtung vielfach befehdet worden, bis es nach dem Achtundvierziger Jahre, wo es sich seines männlichen Insassen-Inhaltes, der ein prächtiges „Kanonenfutter" in Italien abgegeben haben soll, entledigt, aufgelassen wurde, worauf man Anfangs der Fünfziger Jahre, als der Severinus-Verein in Macht und Blüthe stand, das vom Cardinal Rauscher patronisirte „Knaben-Seminar" in diese tristen Räume verlegte, dem abermals, wie projectirt, die aus der Leopoldstadt zu transferirende „Zwangs-Arbeitsanstalt" als Miethering folgen sollte, bis nun seit 1. October 1882 ein wirkliches „Polizei-Gefangenhaus" daraus wurde. Sonderbare Ablösungen!

Dieses düstere Haus nun, mit seiner unheimlichen Physiognomie, seinem morschen, abgebröckelten, kahlgelegten Fundamente und seinen öden Gelassen, die einst, während sie als vierzigjähriges „Gesindel-Domicil" dienten, in dem nicht unglaubwürdigen Verdachte des Verseuchtseins standen, ist in seiner Vorgeschichte und seiner früheren Bestimmung eine Wiener Specialität, welcher der Wild-Hautgoût bedenklichsten Duftes im Uebermaße anhaftete. Das Institut verfolgte nämlich, wie schon sein langathmiger Titel besagte, verschiedene Tendenzen. Es gab verarmten, aber arbeitswilligen Personen Unterstand und damit Gelegenheit, gegen Entlohnung Arbeit, also Verdienst und Lebensunterhalt zu finden. Dann war es eine Art „Detention", in welche, wie Realis sich ausdrückt, „gemeine Müßiggänger, arbeitsscheue Bettler und erwerbloſe Leute auf unbestimmte Zeit gebracht wurden, um zur

rathenen Sprößlinge gaben, die da in vergitterten Zellen je einzeln untergebracht waren, wo sie gegen Bezahlung ihre Atzung und Pflege erhielten und zur Arbeit nach ihrem Berufe angehalten wurden. Wie gesagt, war der Name des Zwänglings nur dem Chef der obersten Gerichtsbehörde und dem Verwalter der Anstalt bekannt und durfte sonst Niemandem verrathen oder mitgetheilt werden.

Der also in Verwahrung Befindliche bekam viel geistlichen Zuspruch — leider nach der Ordre jener Aera meist nur in Tractätleinsform oder mittelst Altweiber-Gebetbüchern, welch' Druckwerke aus der Dorf-Standel-Literatur einem solch' frivolen aller rechtschaffenen Grundsätze ohnehin baren Nichtsnutz erklärlicherweise keinesfalls zur richtigen Erbauung, aufrichtigen Reue und wirklich sittlichen Erhebung, dagegen gar häufig zu dreistestem Schabernak und allerlei Jux-Versuchen dienten, ihn durch ihre Geistlosigkeit auch förmlich antrieben, sich so bald als möglich dieser Lese-Folter zu entziehen, den Heuchler zu spielen und als vollkommen gebessert sich zu zeigen, um, zur freudigsten Ueberraschung seiner betrübten Angehörigen, noch vor der üblichen Jahresfrist — dreizehn Monate waren der längste Termin für die erste Haft — entlassen zu werden. Ich kannte einen solch' „Gebesserten", der nach seiner forcirten „Seelenheilung" und seinem Freispruche allsogleich in die Stadt lief, in einem hervorragenden Geschäft kostbare Waaren auf den hochachtbaren Namen seines Vaters herauslockte, dieselben in der Judengasse um einen Spottpreis verkaufte und den Erlös in den nächsten Stunden verprasste und mit Schandgesellen vergeudete. Wie wunderte sich da der ehrwürdige Priester, als er von dieser unerwarteten Wendung der Dinge und der Wirkungslosigkeit seiner „ausgewählten Schriften" erfuhr! . . .

Nebst dieser geistlichen Seelen-Medicin erhielten die geheim Internirten, was sie benöthigten, wenn die Erfüllung ihrer Wünsche und Bedürfnisse gegen die strenge Hausordnung nicht verstieß. So setzten Mehrere in den Zellen die in der Freiheit vernachlässigten oder ganz unterbrochenen Studien fort, es kamen täglich ihre Instructoren und Correpetitoren, die gegen schönes Salaire dem

verlotterten Musensohne die edlen Classiker tüchtig einpaukten, die mit dem „Privat-Studirenden“ im Fiaker halbjährig zur öffentlichen Prüfung fuhren und ihn nach erhaltener Classen-Censur in sein fatales Carcer-Heim wieder zurückbrachten. Ob aus derlei Zwangs-Studiosis nachmals im bürgerlichen Leben doch etwas Honnetes wurde? Je nun, zuweilen. Ich kannte aber auch Viele, die trotz solcher energischer Krisen und ungeachtet glänzendster Verhältnisse und ausgezeichneter Anlagen doch elendiglich verdarben. Der Keim zum Bösen war nicht mehr auszurotten; was auf dem Misthaufen oder im Inquisiten-Spital verenden soll, findet dort seine fast wie prädestinirte Stätte.

Wenn ich erzählen könnte, dürfte und — wollte! Aber welche Namen gibt es zu schonen, auf welch' delicate Verhältnisse ist da Rücksicht zu nehmen! Andererseits muß ich zur Steuer der Wahrheit auch einer Sage erwähnen, die damals stark im Umlauf war und welcher zufolge in diesem trübseligen Hause nicht allein die liederlichen Söhne wackerer Väter — sondern mitunter auch die schuldlosen Kinder liederlicher Väter und leichtsinniger Mütter, allerdings nur für kurze Frist, bis die sträfliche Absicht enthüllt war, zeitweilig untergebracht worden wären. Man erzählte wenigstens davon und deutete mit Fingern auf manche Wirthschaft, wo es toll und ungebunden genug herging, seitdem man die herangewachsenen Kinder, die wohl sehr im Wege gestanden sein würden, unter verlogenen Vorwänden zu entfernen suchte. Doch sind dieß eben nur vage, gänzlich unverbürgte, unstreitig böswillige Gerüchte, denen man keinen Glauben zu schenken braucht.

Nein, die Majorität dieser jugendlichen Besserungs-Aspiranten verdiente ihr momentanes Los; es waren arbeitsscheue, Geld verschleudernde, herumlungernde und herumvagirende Faulpelze, Großthuer, Verschwender, Schwindler, Lügner, Filouteure — Kerle, an denen kein gutes Haar, die im Grund und Boden verdorben, und zwar beide Kategorien, sowohl die Staats- als die Privat-Stipendisten, nur daß Letztere, pochend auf ihren elterlichen Stand, sich oft noch ungefügiger zeigten und von körperlichen Strafen dispensirt blieben, während den gewöhnlichen Corrections-Häftlingen dieses

Lyceums für Spinnerei der locale Aristoteles seine Lehren mit der Karbatsche beibringen durfte.

Wieso ich bei meiner Skizze, die „Biz Sohn“ gewidmet, auf dieses dunkle Haus zu sprechen kam? Nun, weil es mir immer als eine Art „Bizeum“ erschien, als eine wenigstens beabsichtigte Heilanstalt für jene Societät jugendlicher Strolche, die, ehe sie dieß wurden und mit dem Laster Allianz schlossen und schließlich zur Cur hier eintrafen, auch nur mit Arbeitsscheu, Pflichtvergessenheit und Genußsucht ihren abschüssigen Weg begannen. Das Geschlecht der „Bize“ möge mir darum nicht zürnen und nicht empört sein, denn meine Absicht ist keine platterdings stigmatisirende, sie ist vor Allem eine redliche und gut gemeinte. Ich fürchte nämlich, wenn ich sie betrachte und ihr leeres Nichtsthun, ihre schaale Prahlerei sehe und sie immer nur von zuchtlosesten Abenteuern, von trivialsten Orgien sans gêne erzählen höre, für viele junge Leute. Wir leben in der Zeit fortschreitendster Entwicklung: wenn „Biz Vater“ nur ein „alter Schnapper“ wurde und vor der „Hacker-Gilde“ nur in den Disciplinen der „Heurigen-Hetzen“ sich sattelfest zu zeigen strebt — „Biz Sohn“ dürfte es weiter bringen und Aergeres leisten. Diese Schule bildet rasch und „Lumpacius Vagabundus“ steht bald fix und fertig vor uns. Das allein wollte ich sagen und somit allseits nichts für ungut! — —

„Also, daß i sag: Bringt der Malefiz-Mensch — mein Schan' — nit die vermaledeite Zeitung z'Mittag zum Tisch und fangt unter der Suppen — Leberknödl, mein' Leibspeis — nit zum Vorlesen an und verdirbt uns 's ganze Essen? „Himmelsacrament!", hab i g'sagt, „beim Essen will i a Ruah hab'n, i brauch 's ganze Jahr von Politik nix z'wissen und beim Essen am wenigsten"; reiß ihm's aus der Hand und wirf's weg. Er aber laßt nit nach und meint: „Den ersten Aufsatz — Leitartikel heißt m'r's — sollteſt do lesen, Vatter! Es geht über uns Weaner los, und wie mir scheint, hat er nit Unrecht. Les's nur nachher! Is der Müh' werth! Wird di nit reu'n!" I hab' ihm gar ka Antwort geb'n, weil i mi eh gift' hab', weil die Meinige a Gansl kauft hat, jetzt, wo no gar nix d'ran is, als Haut und Baner. Hab' i Recht oder nit? Is ja no z'fruah!" — „Wahr is's schon!" antwortete der Chor, „die Ganslzeit is ja erst z'Pfingsten!"

„Also, daß i sag'" — ergänzte sich Herr von Grammerstädter — „hat mi nit der Teufel g'ritten und hab Nachmittag, eh' i mein Schlaferl halt, das verdammte Zeug lesen müss'n? Aus war's mit'n Schlaf! 's Essen verdorb'n und der Schlaf hin, und Alles weg'n der verfluchten Politik! Wißts, was Der über uns g'schrieb'n hat? Mir Weaner, sagt er, sein „indifferent" — i hab' mir das Wort gar aufg'schrieb'n, weil i's zum erstenmal in mein' Leben g'hört hab — mein Schwager sagt, das heißt: „mir sein politisch gar nix!" Ah, da muß i um a Abschrift bitt'n! Mir sein, hat Der weiterg'schrieb'n, nur „genußfreudig"! Also, Der is uns neidi' um das, was mir g'nießen; mir sein, schreibt er dann no', von einer A . . A . . Anti — nein — A . . Apartheie schreibt er, was, wie mein Schwager sagt, so viel heißt, als daß uns Alles a Wurscht is, ob's so oder so is, oder ob's anders is. Wean und die Weaner sein mit Ein' Wort, wie's mein Schwager außer dividirt hat, „unreif", und sein weit hinter Berlin und Paris z'ruck, weil bei uns Alles „spurlos" vorübergeht. Spurlos! Mirkts was? Verstehts, wo d'Rothen wieder hinwoll'n? Auf's Achtervierz'ger-Jahr woll'n's z'ruckarbeiten, auf das saubere Jahr, wo a guatg'sinnter Bürger kein' Tag nit

sicher war, daß er auf d'Nacht nit sein' Katzenmusi kriagt oder daß ihm wenigstens a paar Fenster eing'worfen wer'n. 's Achtervierz'ger-Jahrl woll'n's wieder hab'n, wo a vermöglicher Mann mit ein' jeden Haderlumpen schön artig hat sein müssen, wo von einer Pfändung ka Red' hat sein dürfen, und wo a Hausherr froh hat sein können, wann ihm seine Parteien im Haus g'litten hab'n! „D'Freiheit" hab'n's das g'heißen; mir is heunt no so a Bagaschi 'n Zins schuldi; ins G'sicht g'lacht hat m'r der Falott — a Flickschneider war's — wie i 'n g'mahnt hab' und is mit sein Graffelwerk und sein' Weib und seine fünf Fratzen auszog'n. Wo das G'sindel hinkommen is, weiß i nit; a meiniger G'sell, den d'Rebellen zum Barrikadenbau'n eing'fangt hab'n, hat g'sagt, daß er den Kerl hat fall'n g'seg'n, a Krowot hat'n niederthan . . . . Gengan's, Mathies, bringen's no zwa Liter und a paar Xifon, aber a Bisl einkühl'n!"

„Ja, daß i sag'," hieß es in der großen Rede weiter, „i hab' g'nua an der „Freiheit", und i hab' schon im Mai damals g'nua g'habt und bin nach Baden ausszog'n, wo sich alle urndlichen Leut hing'flücht haben, und bin nur weg'n Zinseincassir'n öfter einerkommen, aber kriegt hab' i nix, außer bald Schläg'! Wie nachher gengan Winter wieder Urdnung is wor'n und G'setzlichkeit g'herrscht hat, und mir, was mir gleichg'sinnt war'n, Den und Den 's Ehrenbürgerrecht votirt hab'n, war's denen Rothen, die no allerweil heimli z'samm'kommen sein, a wieder nit recht und hab'n uns überall ang'feindt. Mir aber, die mir für Urdnung und G'setzlichkeit war'n, hab'n fest z'sammg'halten, hab'n uns a äußerli kenntli g'macht, hab'n die radicalen Vollbärt' aberg'nommen, hab'n unsere Cylinder, wie sa sie g'hört, trag'n, und hab'n erklärt, mir brauchen ka Konschtituzion nit, die 's Fleisch und Bier und Wein nit billiger macht, und hab'n, weil unsere Frauen g'sagt haben, daß a d'Religion in Gefahr war, später 'n Severinusverein g'ründ't, wo si Alles hat einschreib'n lassen, was no auf Religion was g'halten hat und was auf d'Erziehung von seine Kinder g'schaut hat. Mit die Rothen aber hab'n m'r bald a End g'macht, da is schön aufg'räumt wor'n! . . . So a Volk! Dös hat regier'n woll'n

und uns vorschreib'n woll'n, was m'r für a G'sinnung hab'n soll'n! Daß i nit lach! No, daß i sag: g'straft sein's urndli wor'n! Z'erst hab'n mir Hausherrn Alles g'steigert, daß m'r zu unsern Zins kommen sein, den uns das G'lumpert früher schuldi blieb'n is; theurer is a Alles wor'n, ka G'schäft nit gangen — no, dö sein a Bisl zum Kreuz krochen und hab'n über d'Neuzeit g'schimpft! Hab'n's ja nit anderst woll'n! Uns hat's nit viel g'macht, weil m'r aushalten haben können und uns nacher mit'n Aschio g'holfen hab'n; aber d'Andern, 's Bettelvolk, is firti wor'n — a Elend, nit zum sagen! . . . Mathies! Ein' Liter no, aber ein' Soofer jetzt. Nit mehr als ein' Liter, g'hört zum kosten; schmeckt er uns, können m'r alleweil mehr hab'n! Hab' i Recht oder nit? Was?" — „Unbedingt!" bestätigten die Freunde.

„Ja, das war'n Zeiten, 'n Teufel z'schlecht, wann ka Z'sammenhaltung unter die g'wesen wär', die was g'habt hab'n! Dafür sag i, mit mir muß Einer reden, wann er wissen will, was fehlt und was nit fehlt. Was die in die Blatt'ln einischreib'n — mein Gott! g'schrieb'n is bald was und druckt is's a bald, was aber mit der Aufhetzerei außerschaut, das is a anderer Kasus! I bin schon in die Dreiß'ger und Vierz'ger Jahr' a aufrechter Bürger g'west und hätten's uns so lassen, wie m'r war'n, so stund's heunt anders mit die G'schäften und mir lebeten so billi wie damals. Aber da hab'n's d'„Aufklärung" braucht, ein' neuchen Schulunterricht, wo die Kinder vor lauter Auswendilernen damische Köpf' krieg'n; hab'n der Regierung d'reing'redt in Alles, ob sie's verstanden haben oder nit; hab'n die G'werbfreiheit mögli g'macht, so daß a jeder Greisler a Posamentirer und a jeder Wichshandler a Schalweber wer'n kann; hab'n so lang von Gleichberechtigung der Confessionen g'red't, bis — no das Andere wißts eh', das brauch i eng nit z'sag'n. Mir sein alle Menschen gleich, die was hab'n; und die nix hab'n, soll'n arbeiten und soll'n 's Maul halten, weil a Mensch, der nix hat, a nix is, und weil mir nit für die Bettelleut' da sein, daß's uns ausz'ieg'n und daß m'r unser Gerstl, was m'r von unsern Eltern rechtmäßi' g'erbt hab'n, mit ihnen theil'n sollten. Das is mein Standpunkt! Hab' i Recht oder nit? Was?" — „Natürli is's a so!"

„D'rum will i von den ganzen Schwindel, was's da „Volksvertretung“ heißen, a nix wissen! Sitzen eh nur Juden und Advocaten d'rinnet und die wissen schon, warum's d'rinnet sitzen. Mi sollen's auslassen mit ihnere Reden und Sponpanaden. I war no bei keiner Wähler-Versammlung und geh a zu keiner. Mir hab'n unter'n Kaiser Franz so wos nit kennt und is a gangen, so brauch'n m'r die ganze Parlament-Spielerei jetzt a nit! A Bürger, der seine Steuern und Abgaben zahlt und mit die Behörden nie in ein' Conflict kommen is, kennt nur a Regierung und dos is die Regierung, was d'Regierung is. Wer Anderer hat uns keine G'setz z'geben! Was haben's denn gemacht, die ganzen Jahr? Daß mir mehr zahl'n müssen! Das is da Segen der Neuzeit! Wem wär' denn amal eing'fall'n, von mir z'verlangen, daß i für meine drei Bulldog 's Jahr zwölf Gulden blechen muß? Für ein' Hund, den i eh selber füttern muß, a no zahl'n! I küss' d'Hand für die Erfindungen! Für'n Hans Jörgel, der do g'wiß a guater Österreicher war, hab'n's no alleweil ka „Langergassen“ errichť, aber für Dichter, die ka Mensch kennt und die ka Mensch g'lesen hat, da sein's g'schwind dag'west mit der neuchen Benennung, denen zu Ehren! Zum „Deutschen Schulverein“ haben's mi a pressen woll'n, aber i hab' als urndlicher Bürger g'sagt: „Hat'n die Regierung gründ't, den Verein? Nit? Na also, so hab i a für so was ka Zeit und ka Geld! Sein ja eh nur wieder so G'schichten, was die Großmauleten aufg'stiert ham, daß's wieder ihre langmächtigen Reden halten können. Wer lest denn das Zeug? I net und ös a nit, das weiß i, und für Schulen is eh schon gnua g'scheg'n, soll'n amal auf was Anders denken, die Herren Volksbeglücker und G'setzmacher!“

„Aber lassen m'r den ganzen Pansch, lang halten kann si die Sach' ja eh nimmermehr und muß Alles so wiederkommen, wie's amal war. Reden m'r dafür von was G'scheidtern! . . . Apropos, was is's denn, sollt'n m'r denn ka Petition überreichen, daß no amal a Trabfahr'n aranschirt wird und daß's die „Kreipl-Buabn“ und 'n Gugl Karl dösmal mitthun lass'n? Was mir Bekennte sein, mir hab'n gestern bei die Harner davon g'redt

und Alles war mit mein' Vorschlag einverstanden, a paar Gawlier sein a dabei — machen m'r also was z'samm', bewillingt müaßt's uns wer'n, denn, die sie da unterschreib'n, sein ja Alle politisch unverdächtig! Gilt's also? Seids dabei? Daß's nit allerweil heißt, mir Weaner bekümmern uns um's „öffentliche Leben" gar nit!" —

„Einverstanden!" brüllten die Freunde und unter Gläsergeklirre rief Herr von Grammerstädter begeistert: „Bravo! Hab's ja g'wußt! Kreipl und Gugl hoch! Sein eh no die Einzigen, auf dö m'r stolz sein können! W'schließ'n m'r die „Resolution", die Behörde wird's nit beanständen! Mit andern Sachen hätt' m'r vielleicht doch a Schererei!"

Und der „Musterbürger" hatte abermals das Zweckmäßigste gewählt und das Richtigste getroffen. Heil dem edlen Stamme! . . . .

2. Sie als Musterbürgerin.

„Ja, wissen's, verstehn's, — begann die Anrede an die Frau von Schmidt, die sich, wie üblich, zu einem „Schalerl Kaffee", einen „kleinen Plausch", wobei sie aber selten zu Worte kam, eingefunden — „wissen's, mein Mann is a guater Lapp, aber — dumm is er! Ich hab' mi g'nua ausg'standen mit ihm, die vierz'g Jahr, die i mit ihm verheirat' bin, und lieget schon lang' unter der Erd', wann i nit so a g'sund's Naturell hätt' und mir nit denkt hätt': „Du red'st m'r lang guat, i thu do, was i will!" Und gangen is's! Und mir hab'n heunt unser Sacherl beisamm'; die Kinder sein größtentheils versorgt, und die no nit versorgt sein, die wer'n heunt oder morg'n a nit verhungern, denn — Gott sei Dank! — unsere Häuser sein schuldenfrei und so hab'n m'r a no a Bisserl was im Kasten lieg'n; aussteh'n thut a a Menge, was no eingeh'n muß, und so steh'n m'r auf dem Standpunkt, daß, wann ma unsere Augen zudrucken, uns denken können, daß unsere Kinder nit fremden Leuten amal zur Last fall'n, und daß's das Andenken an ihnere Eltern in Ehren halten wer'n! Denn das is die Hauptsach' und dafür lebt m'r und sorgt ja für die Kinder!"

„Aber, wie g'sagt, a Plag und a Arbeit war's, mit dem Mann so lang ausz'kommen! Denn, unter uns g'sagt, er hat sein eigenen Kopf und was er si in sein Dickschädl amal einbild't, das, glaubt er, muß g'scheg'n und wann d'Welt d'rüber z'Grund ginget! Na, und da hat m'r halt warten müss'n, bis der erste Rummel vorüberg'west is und bis er auf das, was er si hat einbild't, wieder vergessen hat — denn der Mann vergißt so viel leicht! — und hat nacher g'macht und than, was ma selber für's Bessere g'halten hat. Es war ja oft völli schon zum Narrischwer'n, wie der Mensch z'Haus unerteufelt hat — meistens wann 'n d'Freund in Wirthshaus g'hetzt hab'n — und was der uns sekirt und uns Alles anthan hätt', wann i mi nit, wann's m'r z'dick kommen is, auf die Hinterfüß g'stellt hätt' und g'sagt hätt': „Weißt, wann's d'r nit recht is, so pack' i z'samm und geh' mit die Kinder, denn die Kinder bleib'n bei mir, das sag' i dir glei, du kannst bei deine Brüderln bleib'n, oder nimm's lieber gar ins Haus her, so seids do alleweil beisamm' und brauchst dein arm's Weib nit anz'lüg'n, wannst bei der Nacht um halber Drei mit dein' Schwomma z'Haus wackelst! I erzieg' die Kinder, hab' i g'sagt', du nit; du schaust di um nix um!"

„Denn, daß i Ihner sag', weg'n die Kinder war immer der meiste Verdruß. I hätt' soll'n strenger gegen die Kinder sein und hätt's kürzer halten soll'n — b'sonders die Buabn — i bitt' Ihner, Söhn', die schon in die Zwanzig war'n, woll'n a ihner Freiheit, die kann m'r nit wie Schulbankerten behandeln, weil's a Schand vor die Leut' wär'! Na, und wissen's, verstehn's, wann i dann und wann mein' Aeltesten, 'n Schan', oder a 'n Ferdl, oder 'n Pepi oder 'n Karl was zug'steckt hab', daß se si a a Vergnügen machen können, da war's Spectakel firti, und er hat g'schrien, i verdirb die Kinder; die Buab'n sein jetzt schon nix nutz, schau'n sie um ka G'schäft und ka Arbeit um, stehl'n unser'n Herrgott den Tag ab und verjuxen 's Geld auf Landpartien und mit Maschandmodmadln! „Und wo bist denn du," hab' i g'fragt, „'n ganzen Tag? Schau'st du di um's G'schäft um? Vormittag bist von Neuni bis Zwölfi in Wirthshaus auf a Gabelfruhstuck, Nach-

mittag von Drei bis Achti in Kaffeehaus beim Tarokirn, und nacher wieder in Wirthshaus bis Mitternacht oder no länger. Was's da treibts und thuts und machts so lang bei einander, das weiß i nit amal, viel Schön's wird's nit sein! Wann'st du, in deine Jahr', no allerweil kein' Sinn für Häuslichkeit hast, so kannst es 'n jungen Leuten nit verdenken, wann se si auswärts unterhalten woll'n! Hast es ihner ja nit anderst g'lernt! Hab'n's von dir was anders g'seg'n, als — 'n Löffel weg und nur g'schwind wieder aussi, furt zu die Freund? Was?"

„No, daß i Ihner sag', da is die Rederei so weiter gangen, a Wort hat's andere geb'n, bis er g'sagt hat: „Thu' was d' willst, meinetweg'n; wirst schon seg'n, was d' mit deiner Erziehung aufsteckst!" I, mit meiner Erziehung? Schau'n's meine Söhn' an, wie die Granadierer sein's, kerzengrad und kerng'sund — daß's a lebenslusti sein . . . . no das steckt im Blut, und m'r lebt ja nur amal und m'r hat's ja, vergunt is's ihner, jung und kräftig sein's ja a! Laßt m'r ihner halt die unschuldige Freud'! Was Schlecht's thun's ja nit und betrüg'n und Schulden machen thun's ja a nit! Hätten's ja a gar nit nothwendi!" . . .

„Also, daß i Ihner sag': um's G'schäft hat si mein Mann eigentli nur selten umg'schaut, is a beinah von selber gangen, denn es is gar a alte Firma, no von sein' seligen Vatern her, und dann hab'n m'r unsern Werkführer g'habt, ein' sehr ein' verläßlichen Mann — is jetzt auch schon selbstständig und in kurzer Zeit a vermöglicher Mann wor'n — und weil meine Söhn' ka rechte Freud' zum G'schäft hab'n, so hab'n m'r's ganz aufgeb'n und leb'n von unsere eigenen Mitteln. Schauet auch beim G'schäft heuntigen Tags nit mehr so viel heraus, wie einmal, denn die Zeiten hab'n sich g'waltig g'ändert, und hätt'n m'r auch nur lauter Verdruß mit die Arbeiter, wie meine Söhn' sag'n, und weg'n a paar Kreuzer Profit sich alle Tag ärgern und Gift und Gall schlucken, das wär', wann m'r's nit braucht, wirklich nit der Müh' werth. So sein halt no a sieben Stuck bei uns z'Haus, bis a die wegheiraten. Hab'n aber no ka passende Partie g'funden, denn mit die jetzigen Madeln heißt's vorsichti sein, bis a junger Mann

da eine find't, die von der Hauswirthschaft was versteht, da kann si Einer d'Augen aussuchen und erst no blind wer'n; und was die Mannsbilder betrifft, so is für a urndlichs Frauenzimmer auch kein' rechte Auswahl mehr da . . ."

„Denn a Hauswirthschaft urndli führ'n, is do in einer Eh' die Hauptsach', und da hab i mir in die vierz'g Jahr ka Wort d'reinreden lassen! Gott sei Dank, mir versteh'n aber a was davon und könnten mancher Frau da leicht was zum Auflösen geb'n! In die ersten Jahr' hätt' der Meinige manchmal gern a Schnoferl g'macht, wann i am Markt g'fahr'n bin und nach seiner Meinung z'theuer einkauft hab. „Was guat is, is theuer!" hab i ihm zur Antwort geb'n, „verschenken thuat m'r die Waar' nirgends!" Aber g'schmeckt hat ihm nacher do, was i ihm vorg'setzt hab', denn i hab' allerweil die besten Köchinnen g'habt; vom Matschakerhof, von der Stadt Frankfurt, von die Schott'ner, von Erzherzog Karl und wie halt die Häuser heißen, auf die m'r si verlassen kann. G'waschen, das hab i glei g'sagt, darf in Haus nit wer'n, und so is d'Wäsch an ein' Montag immer abg'holt und an ein' Samstag pünktli bracht worn — mudelsauber, wie der Schnee so weiß — und m'r hat die Schererei im Haus und in der Kuchel nit g'habt. Schaut nix heraus mit die paar Kreuzer, die m'r da erspart, und weil m'r se a selber früher z'Grund richt' mit der Rackerei. Deshalb is m'r nit auf der Welt!"

„Und ebenso hab i, weil i mein Lebtag a wirthschäftliche Frau war, a mit'n Stricken und Flicken mein Augenmerk d'rauf g'habt, daß nix unnöthi z'rissen und wegg'worfen und Alles so lang ausbessert wird, als mögli is. Selber hinsetzen und a Paar Strümpf stricken oder dem Meinigen in seine Söckel a Ferschen anstückeln, oder a Kappl in Vorderfuß anstricken, oder in a durchg'wetzte Hosen von mein' Jüngsten neuche Knie einsetzen, das hätt' si nit auszahlt, hätt a ka Zeit dazu g'habt, weil i in der Wirthschaft zu viel nachschau'n und den Dienstleuten auf die Finger schau'n hab müss'n, daß s' nit gar z'viel krabsen oder muthwilli ruinir'n — was s' z'samm'g'schlag'n hab'n, is ihnen eh vom Lohn abzog'n wor'n — also, daß i sag, mit so einer Gfraßt-Arbeit hat

si a Frau, wie i war, nit abgeb'n können; meine Madln hab'n ebenfalls kein' Löffel dazu g'habt, was i ihnen gar nit verargen kann, weil's a ka Zeit dazu g'habt hab'n, denn 'n ganzen liaben Tag hab'n Ihner die Madeln nur studirt, hat a Lehrer 'n andern die Thür in d'Hand geben: der Clavierlehrer, der Singlehrer, der Tanzlehrer, das is nur so fortgangen, denn, daß i Ihner's sag', sie hab'n si zum Theater ausbilden woll'n. — Sö, die Susi hat Ihnen a Stimm' g'habt, wie die Catalani, hat unser Hausmeister g'sagt, der die Catalani no g'hört hat; und die Fanny, die wieder für's Lustige war, hat zu der Operett' geh'n woll'n — Sö, von derer a Mannsfeld'sches Lied z'hör'n, g'rad, als ob's die Mannsfeld selber g'west war! Die Mali is a Patsch, die hat gar a Dichterin wer'n woll'n und hat 'n ganzen Tag g'lesen, was ihr in d'Hand kommen is, und hat sogar französisch z'lernen ang'fangen — auf einmal, wir's schon oft geht, hab'n alle Drei die Freud' verlor'n und m'r hat 's Geld umsunst ausgeb'n. . . . Ja, die Erziehung von die Kinder kost't Ein'm was, dafür hab'n's aber a a Bildung, und wann morgen a Graf kommt und um sie anhalt, braucht si Er und Sie nit z'schamen!"

„Aber was i sagen will und von was m'r g'redt hab'n: vom Stricken und Flicken. Daß's in einer so großen Hauswirthschaft allerweil was gibt zum Ausbessern und zum Nachschaffen, das wird a jede vernünftige Frau einseg'n, und dafür hab i, weil mir ka Zeit g'habt hab'n, die ganze Arbeit einer alten Tant', einer armen halbblinden Person, geb'n und hab's auf die Art unterstützt. Na ja, vom „Armenleutgeld" hat's nit leben können, so hat ihr das, was i ihr z'verdienen geb'n hab', recht wohl than. I hab' ihr ein' jeden Fleck Leinwand, den's braucht hat, vorg'messen und die Woll und 'n Zwirn auf die Strümpf nachg'wog'n — hat allerweil ein' Verdruß geb'n, aber i bin genau, i bin nit so leichtsinni wie andere Wiener Frauen, die 's Geld beim Fenster aussiwerfen und alle Fünfe grad sein lassen! Bei mir wägt's, was's hat. In All' und Jeden! Also, daß i sag: hat die arme Frau — sie war schon in die Siebzig — jahrelang bei uns z'thun kriegt; manches Monat ihre drei, vierthalb

Gulden! Is doch a schöner Nebenverdienst! Was? Hat aber a von der Fruah bis in d'Nacht fleißi d'rauf loskneifelt — war da in Erdberg wo z'Bett — und weil se si auf d'Nacht ka Licht hat zahl'n können, is's auf der Stieg'n beim Oellamperl g'sess'n und hat g'strickt. A fleißige Frau! Einmal hat's mi aber do falsch g'macht. War freili kalt und im Winter, aber g'wisse Sachen leid i amal nit. Sie muß si a Bezahlung g'hofft hab'n, weil 's Monat aus war, aber i hab' g'rad ka klein's Geld g'habt und hab' g'sagt: „Wann's wieder kommen!" So is's halt aussig'humpelt. Nach einiger Zeit hör' i in der Kuchel draußt reden, i schau nach, was's is, was siech i? Hat ihr die Köchin, weil sie's d'rum bitt' hat, a Schalerl Suppen g'warmt! So a Keckheit! „Du Trampel!" — hab' i g'sagt — „hast du das Recht, von deine Herrnleut' was wegz'schenken? Glei gehst aus 'n Dienst! Und Sö, Frau Tant', mit Ihnen hab' i extra z'reden! Wissen's, mir unterstützen Ihnen schon lang g'nua, und Sö wer'n für das, was's abliefern, per Kreuzer zahlt! Bettelleut' duld' i in mein' Haus nit, unten bei der Einfahrt steht's aug'schrieben, wann's lesen können! Wann m'r das no amal g'schiecht, will i Ihnen in mein' Haus nimmer seg'n! Mir hab'n ausg'red't!" So is's halt weinender fort. Streng war i alleweil, und in unsern Frauen-Verein heißen mich die Damen desweg'n auch immer nur „die Musterfrau"! Und das bin ich auch! . . .

„Ja, daß ich Ihner sag: wann a Frau nit auf Alles schaut, ginget's mit einer Wirthschaft bald tschali. M'r siecht's ja in andere Häuser, wohin a verkehrte Haushaltung führt! I hätt' mein' Christian nit z'heiraten braucht, um versorgt z'wer'n, hätt' Männer dutzedweis finden können, so viel hab'n si um mi beworb'n, denn wann m'r jung und sauber is und von Haus aus a wirthschäftliche Erziehung g'nossen hat, so braucht Ein'm nit bang z'sein, einmal das Glück z'hob'n, in den heiligen Eh'stand zu treten. So hab i halt ihm g'nommen — mein Gott! er is g'rad ka Kirchenlicht, aber ein rechtlicher Mann, und was 's Beste is, er laßt mi schalten und walten wie i will; der Herr im Haus bin i! Und so soll's a jede Frau machen. Aber mein Christian weiß auch,

was er an mir hat. „Christian!“ — hab i hundertmal zu ihm g'sagt, weil ihm a paar Besuche von Frauen nicht recht war'n, die öfter auf a Schalerl Kaffee kommen sein — „Christian!“ — hab' i' g'sagt — „du hast deine Freund', und i hab' die paar Freundinnen da, rechtschaffene Frauen, die i vom Verein aus kenn' und die i m'r nit verbieten lass'.“ Und Ruah' hab' i g'habt! Oder wär's vielleicht schöner g'west, wann statt die Frauen a paar Galan zu mir kommen wär'n, wie bei andere Weiber, die die Liebhaber wie die Parasol alle Jahr wechseln? Was könnt' i da für G'schichten d'erzähln, wann i a Plauderin wär'! Im Verein erfahrt m'r genug und selber seg'n thut m'r auch, daß Ein'm förmli' g'rauft! Nein, da kann si mein Christian nit beschwer'n über mi, und hab' i schon ein' Fehler an mir, so is's der, daß i im Sommer gern am Land wohn', denn bei derer Hitz und bei den Staub in der Stadt ausz'halten, das bin i nit im Stand. Mein Christian weiß auch, daß das mein' einzige Freud' auf der Welt ist und hat mi sogar amal zu mein Namenstag überraschen woll'n und hat, wie er g'sagt hat, „a Hütt'n“ mir zum Präsent g'macht, die er da bei Hainbach hint' kauft hat. A sehr a schöne Filla, aber — so abg'sondert von der Welt, und alle Sommer immer dasselbe, das war m'r z'fad und z'langweili, so hat er's wieder verkauft, freili mit ein' Verlust, aber mir sein nit gebunden und können alle Sommer wo anders loschir'n, einmal dort, einmal da, wo's uns halt g'rad g'freut und wo m'r was Neug's siecht und hört. Leider is der Putz überall sehr stark, und weil m'r do den andern Frauen nit z'ruckstehn will, so muß m'r das mitmachen, was alle thun. B'sonders bei die Kränzchen. . . . Sö, das letzte Kränzchen war aber schön! Ah — ah — ah! Auf ein' Hofball kann's nit nobler sein! I hab aber a mein ganzen Schmuck umg'habt! Da is g'schaut wor'n! Und dö Zischlerei von alle Seiten! Den Neid — weil's wissen, daß bei Unsereins a Alles echt is! Denn wann a Frau schon ein' Schmuck hat, so hat's 'n nit für'n Kasten z'Haus, sondern zum Umhängen! Ja, daß ich Ihnen sag: sogar tanzt hab' ich mit a paar seinige Freund von mein' Mann, und bei der Damenwahl hab i m'r den allerjüngsten Tänzer ausg'sucht

— justament — daß si die Andern giften, und hab'n gar nit mehr auslassen. Ein sehr ein höflicher, artiger Mann! Hat mir die Hand küßt und hat um die Erlaubniß gebeten, uns besuchen zu dürfen. „Warum denn nöt?" hab i g'sagt, „Alles in Ehren!" sagt der würdige Vorstand von unsern Verein!" . . . .

3. Die Jungen als Musterkinder.

Im Frühstückzimmer.

Schani: Aber heunt is der „Alte" wieder a Bisl granti, weil i erst in der Fruah z'Haus kommen bin! . . . Dö Brummerei seit einer ganzen Stund schon! Wird m'r beinah z'wider! Wann er nit bald aufhört, fahr i ab und er siecht mi a paar Tag nit! A dalkerter Bua is m'r ja do nit mehr! . . .

Mali: Weil's d' aber a gar nit um's Reden gibst! Weißt, daß er das nit gern hat, wann's d' mit die Hueberischen die ganze Nacht umerziegst!

Schani: Sein' meine Freund'! Freund' wir i do hob'n därfen?

Mali: Aber solche! Dös sein m'r a die wahren! Und zahl'n mußt d' a allerweil für sie. . . .

Schani (eine Cigarrette drehend): Geht's di was an?

Mali: Weil's unser Geld is! Uns Allen miteinand' wird's entzog'n, was di die Lumperln kosten!

Schani (die Hand aufhebend): Du, so ein' Nam' verbiet i mir! Ueber meine Freund' laß i nix kommen! Und du wirst di a no g'nua krieg'n einmal, daß d' dein' Budelräumer heiraten kannst, das ausg'hungerte Windspiel, der di eh nur weg'n die paar Letsch nimmt, die 's d' hast!

Mali (weinend): Das sag' i der Frau Muatter! Mein Adolf is a urndlicher Mensch! (Läuft ab.)

Schani (lachend): Das hat's no bei ein'n Jeden g'sagt, bis er's hat sitzen lassen! A verliabte Urschel! (Dreht sich eine neue Cigarrette.)

* * *

Im nächsten Zimmer.

Pepi (für sich): Wann heunt' d' Frau Muatter nit außerruckt mit a zwa Zehner, bin i g'fror'n und mit Nußdorf is nacher nix, wann a Alle bei der „Siegstes-Mariedl" auf mi warten. . . . Hat zwar erst gestern drei Zehner g'schwitzt, die's 'n „Alten" hat heimli außerg'nommen, aber mit dem verdammten „Angeh'n" hab'n's mi sauber derwischt — siebzehn Gulden beim Teufel! — i hätt' eh nit g'spielt, wann's nit a Schand' wär', si ausz'schließen . . . schaut glei so nothi aus, und das will i mein'n Eltern do nit anthun . . . (Zu seinem Bruder): Hast du was Uebrigs?

Karl: I hab' nix . . . Mi hab'n's gestern mit dem altg'rauchten Cigarrenpfeiferl da mit 'n Kotzen g'fangt . . . acht Gulden hab' i 'n Haushofer dafür geb'n müss'n . . . hab'n m'r ja Alle zug'redt, wie ein'n kranken Roß, und wie i's g'habt hab', hab' i erst no zwa Liter G'rebelten zahl'n können . . . heißt allerweil: Unsereiner kann's thun! Kennst es ja, wie's sein. . . .

Pepi (ärgerlich): Weil's d' aber a immer so dumm's Zeug z'sammkaufst! . . . Was thust d' mit dem Gfraßt! . . . Hast eh schon a anderthalb Dutzed . . . schad' um's Geld! (Zum andern Bruder): Geh', Ferdl, gib her a paar Knöpf . . . du bist ja der Sparmeister . . .

Ferdl: G'west! I hab mi 'n Suntag beim Totalisär eintunkt — sein achtundachtzig Gulden wie g'mangt hing'west . . . Der Fiaker hat a fünfundzwanzig Gulden kost't, so bin i ganz ausg'sackelt! . . . Redt's derweil mit 'n Herzfeld . . . Freili is er theuer, aber in der Noth frißt der Teufel Fliegen . . .

Pepi: Bei dem steh i eh schon im Büchl . . . will a nimmer warten und drängt mi allerweil . . . hab müss'n neulich sogar ein' neuchen Wechsel schreib'n, den er mir dictirt hat . . . a rechter Rauber . . . wie i mit dem firti wir, weiß i no gar nit.

Karl: Der Göschelbauer is no ärger und is do ka Jud! Dös is erscht der wahre Leutauszieger! Verlangt der für fünfhundert Gulden neunhundert auf sechs Wochen! Aber bei die Antisemiten is er, der Erzwucherer!

Pepi (freudig): Halt, mir fallt was ein! Nach Nußdorf muß i heunt amal auffi .... wie wär's, wann m'r d'Frau Muatter ... bitteten, daß 's uns ... ihre Brillant-Ohrringeln leihet — die alten, die's eh nit mehr tragt ... krieget m'r do ein'n Hunderter d'rauf, und in a vierzehn Tag schau'n m'r halt, daß m'r 's wieder auslösen können ... red' du, Karl, mit ihr, du gültst ja so viel bei ihr! Wär' uns All'n g'holfen ... geh, Karl, bitt' 's ...

Karl: Dös thu' i nit gern — weil's ihr Brautg'schenk is und das gibt 's nit so leicht aus der Hand ... Wo hat sie's denn?

Pepi: In der schwarzen Schatull'n ....

Karl (nachdenkend): Vielleicht laßt si die G'schicht machen, ohne daß m'r ihr was davon sagt ... Legt m'r halt 's Versatzzettl inzwischen eini und — in acht Tagen löst m'r's aus ... braucht ka Mensch was davon z'wissen .... Wir's schon machen ... stad sein! ...

* * *

Im anderen Zimmer. (Während der Toilette.)

Fanny (ein Feulardkleid musternd): Mit dem Fetzel kann i nit mehr unter die Leut geh'n .... schon wegen die Schwarzischen, die heuer schon 's dritte Sommerkleid kriegt hab'n! ... A rechte Schand für a jung's Frauenzimmer von unsern Stand, die auf sich was halten will und nit zum G'spött sein mag von ein' jeden Kucheltrabanten! ... Fünfmal hab i's schon ang'habt ... mi kennen's schon von Weiten: „Die Franzblaue kommt daher", wischpeln se si wahrscheinli zu, und lachen Ein'm im Stillen aus oder bedauern Ein'm, daß ma so knickerische Eltern hat. Und wär' All's nit nothwendi! Ob 's Geld todt im Kasten liegt oder ob i mir was kauf d'rum, is so ziemli alleseins — glaub ich! ... G'schamt hab' i mi neuli beim Fürscht unt', g'schamt nit zum sag'n! Is m'r grad g'west, als ob All's mit Fingern auf mi deutert, Gottigkeit, als ob 's sagen wollten: Mädeln aus so ein' Haus sollten doch nicht dahergeh'n, wie a armer Dienstbot! Drum sag i: der Vatter muß anderscht wer'n, oder i geh gar nit mehr aus, oder i lauf auf und davon und heirat' den

erstbesten G'sell'n, der m'r unterkommt. Die Schand' thu' i ihm no an! (Das Kleid in die Ecke werfend.) Den Hadern soll tragen wer will, i nit! (Weint.)

Susi: Was soll denn i erscht sag'n, die ein' Verdruß g'habt hat, weil i m'r lichtgrüne atlassene Stöckelschuch, die allgemein trag'n wer'n, b'stellt hab'! I ganz allein soll so was nit hab'n! Und so geht die Sekirerei fort und fort! ... Der Paradeisvogel auf mein'n Hut war ihm nit recht, da hat er g'sagt, das g'hört für ein' Auslag' von ein' Vogelhandler; und wie i m'r Marabu- und Straußenfedern 'naufg'steckt hab', hat er wieder g'sagt, i schau aus, wie a Schlittenpferd! Nit amal die Rechnung hat er zahl'n woll'n, wann si die Frau Muatter nit in's Mittel g'legt hätt' und g'sagt hätt': für was is a Mod', wann m'r's nit mitmacht? Ja, mir sein recht unglückliche Kinder! (Weint.)

Fanny: Laß's geh'n, wer weiß, wie lang's no dauert .... I gift mi nur weg'n der Mali, die die Gebildete spül'n will und sagt: „Der Putz gehört nur für gemeine Leut"! Die Person is so viel dumm, schad', daß 's unser Schwester is, wird a no ganz verruckt, mit ihr'n ewigen Romanlesen! ...

„Susi: 'n Schan' hab'n's in Kaffeehaus ja a verdorb'n mit'n Zeitunglesen ...

Fanny: I bitt di, was lest denn der? Er lest ja nix, als in „Fremdenblatt" d'Annoncen von die Soiréen, wo der Seidl und Wiesberg singen und was's in die Schantan-Kaffee Neug's gibt. Das is sein' ganze Leserei. Das verdirbt'n nit. Aber seine Freund' ...

Susi: Und 's Zahlen und Gutsteh'n für sie!

Fanny: Und 's lange Ausbleiben! Neuli is er ja gar nit z'Haus kommen; wie der Vatter in der Fruah nachg'schaut hat und a Spectakel g'macht hat, wie er um halber Achte 's Bett no leer g'funden hat, hat müss'n d'Frau Muatter lüg'n und hat g'sagt: er is schon wieder zeitli fort, er is baden gangen. Nacher is er um Zehni einergschlichen, und wie er sein' Uhr g'sucht hat, hat er g'seg'n, daß ihm 's wo abzwickt hab'n. Muß a schöne G'sellschaft g'wesen sein! .. Du weißt no gar nix davon, du hast damals dein Kopfweh g'habt und bist 'n ganzen Vormittag lieg'n blieb'n; aber mir hab'n 's Kreuz mit ihm g'habt, bis m'r 'n

heimli auf'n Boden 'naufbracht hab'n, wo er si sein' Tampus aus-g'schlafen hat. A guater Mensch, aber schreckli leicht! . . I weiß nit, wie m'r so sein kann. . .

Susi: Is der Ferdl und der Karl a nit anderscht! Wann mir das Geld auf'n Putz verwendeten, was die Zwa alle Tag nur beim Heurigen ausgeb'n, könnten m'r uns anzieg'n, wie die Fürschtin Metternich. Uns Madln halt m'r knapp und vergunnt uns nit die kleinste Freud', und die Herren Brüder verjuxen 's Geld, als ob's wie der Mist wachset!

Fanny: Mir hätten soll'n do zum Theater geh'n, so stunden m'r heunt unabhängig da! Glaubst d' nit?

Susi: I schon. Ob's aber auch dir gelungen wär' . . .

Fanny (pikirt): No freili, du mit deiner Stimm' — um di hätt' m'r si g'rissen! I weiß schon, was der Lehrer g'sagt hat! . . .

Susi (heftig): Was hat er denn nacher g'sagt? Er kann mi nur g'lobt hab'n, wie's a jeder Mensch thun hat, der mi nur einmal hat singen g'hört! Hab'n's mi nit überall die „Königin der Nacht" g'heißen? Du, mit deiner Zeiserl-Stimm hätt'st vielleicht gar . . . .

Fanny (wüthend): Was? I mit meiner Zeiserl-Stimm'? Wer hat a Zeiserl-Stimm? I hab a Zeiserl-Stimm'! Was hast denn du für a Stimm', wann i a Zeiserl-Stimm' hab? Du a „Königin der Nacht"? Das i nit lach; ja, wann's d' 'n „Nachtkönig" zum Mann kriegst, nacher kannst di die „Königin der Nacht" heißen, du eingebildete Nocken, du!

Susi (ihr in die Haare fahrend): Was bin i? No wart, du blattermaserte Hex!

Fanny (schreiend): Auslass', oder ich erzähl 'n Vattern, wo's d' in ein' Sonntag Vormittag statt der Kirchen bist!

Susi (geringschätzig): Du bist mir viel zu ordinär, als daß i mich an dir vergreif! Aber mirk dir den Vorwurf, den's d' mir jetzt g'macht hast und wann's d' wieder a Briefserl an ein' Amanten z'bestellen hast, so wend' di nur an mi, du Unschuld, du! (Geht höhnisch lächelnd ab und schlägt die Thür zu.)

Fanny (sich die Haare richtend): A reine Furie! Ich a Zeiserl-Stimm! (Weint.) Ich sag's ja, in unserer Familie is ka Glück

und Segen, und das kommt Alles nur davon her, weil die Eltern den Andern Alles angeh'n lassen! Wir' froh sein, wann ich einmal aus dem Haus bin! Die Streitigkeiten nehmen sonst kein End'! (Sucht einen Chignon hervor und kämmt ihn.)

* * *

Im Zimmer der Eltern.

Der Papa (mit großen Schritten auf und ab gehend): Sö sein also der Zahl-Marqueur aus dem g'wissen Café?

Der lange Franz: Zu dienen, Herr von Grammerstädter!

Der Papa: Und wissen Sö ganz genau, daß das mein Sohn, der Schan' war?

Der lange Franz: Gewiß, er sagte es ja selbst und seine Freunde bestätigten es; auch kenn' ich ihn von früher.

Der Papa: Und wie viel is er schuldi blieb'n?

Der lange Franz (einen Papierstreifen vorzeigend): Da is Alles aufg'schrieben. Die Gesellschaft war hübsch groß, zehn Herren und fünf Damen — waren, glaub' ich, so ein' Art Chansonnetten-Sängerinnen, kann's aber nicht mit Bestimmtheit behaupten. Für die Alle hat der junge Herr hergeb'n lassen. Zuerst haben 's Punsch trunken: zweiundzwanzig große und sieben kleine; dann fünf Knickebein; dann zwei Curaçao, vier Allasch und drei Chartreuse. In der Früh haben 's nacher mit 'n Pilsner ang'fangen: fünfzehn Flaschen, eine Sardinenbüchsen und fünf Caviar-Brot. No, und nacher die Cigarren — a Packl Milares und zwanzig russische Cigarretteln. Drei Gläser sein auch z'sammeng'schlagen wor'n, ein' Fenstertafel eindruckt und ein Gasarm abgedreht.

Der Papa (starr): Sonst nix?

Der lange Franz (ernst und gelassen): Sonst nichts. Macht Alles in Allem . . .

Der Papa (fuchtig): Ich brauch's nit z'wissen! Sö wer'n do nit glauben, daß ich, als Vater, für so ein' G'schwufen von ein Mussi Sohn nur ein einzigen Kreuzer zahl', wann er a so a Leben führt? I hab' ja no mehr Kinder, für die i z'sorgen hab'!

Der lange Franz (ruhig): Nach Belieben, Herr von Grammerstädter! Ich hab' dem jungen Herrn creditirt, weil ich ihn kenn'

und weil er öfter kommt, und weil er g'sagt hat, daß er am nächsten Tag zahlen wird. Es sind jetzt aber schon drei Wochen, Briefe nutzten nichts, so habe ich mir erlaubt, den Herrn Papa, als angesehenen Mann und vermöglichen Bürger, zu bitten, daß er mir, der ich nur ein armer Diener bin und das Geld meinem Herrn verrechnen muß . . .

Der Papa (entschlossen): Reden's nit so viel, schad' um's Schmalz, i zahl' nix mehr! . . . Das ginget seit a paar Jahr schon in die Tausend' . . .

Der lange Franz (mit Würde): Bedauere, mich in Ihnen und Ihrem Herrn Sohn getäuscht zu haben, aber ich bin nun auch genöthigt, die Sache dem Gerichte . . . .

Die Mama (einfallend und begütigend): Aber, Christian, sei a Mann! Handl' als Vater! Verzeih's 'n Schani! Er wird's nimmer mehr thun! Er muß's mir versprechen! Einmal is keinmal! Du warst ja a amal jung und weißt recht guat, wie leicht a junger Mensch sich verleiten laßt. . . . Zahl' die paar Gulden! . . . I wir mit 'n Schan' schon selber reden . . . es is wegen die Leut'! . . .

Der Papa (die Brieftasche auf den Tisch werfend): Thuts was's wollts ös bringts mi ja do no Alle um! (Sinkt in seinen Lehnstuhl und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen.)

* * *

Eine drückende Pause, welche die „Mama" aber klugerweise benützt, um, ohne weiteres Wortgefecht und ohne lange Verhandlungen und Nachrechnungen, die fatale Angelegenheit „baar" zu ordnen, worauf sich der „lange Franz" unter ehrerbietigen Verbeugungen und mit dem Wunsche: „Besten Appetit zum Speisen!" rasch entfernt. Ein Vormittag im „Grammerstädter'schen Hause" ist zu Ende; man sitzt schweigend beim Mittagstische und — geht Nachmittags seinen gewohnten Beschäftigungen, d. h. Zerstreuungen und Vergnügungen wieder sorglos nach. Fortsetzungen obiger Scenen in endloser Zahl, der Schluß bekannt — nach vorhandenen Mustern. . . .

7.

Herabgekommen!

Anfangs der Fünfziger-Jahre erzählte uns Einer, der von New-York zurückkam, daß er einen bekannten Wiener Geschäftsmann, der sich im November 1848 flüchten mußte, auf dem Broadway drüben getroffen, aber in recht kläglicher Gestalt; denn der einst Begüterte sei, da er in Wien Alles in Stich gelassen und auf fremder Erde ohne Beistand und Hilfe war, gänzlich „herabgekommen", so daß er sich genöthigt sah, um nicht Hungers zu sterben, mit Zündhölzchen und Wichsschächtelchen hausiren zu gehen, was er denn auch, und zwar in den belebtesten Straßen, ungescheut that und den Wiener sogar — ohne zu erröthen — treuherzigst grüßte. Darob gewaltiges Entsetzen in dem Kreise der Wiener Freunde, die fast sammt und sonders darüber einig waren, daß ein Strick um den Hals oder ein Sprung in's Wasser einem „solchen Leben" vorzuziehen sei. Notabene für einen ehemaligen „aufrechten Bürger"!

Ich schwieg damals und dachte mir nur meinen Theil. Ist's wirklich so „ehrlos", die paar Cents, die der vom Schicksale Gehetzte und von aller Welt Verlassene zur Fristung seines Daseins benöthigte, sich auf diese Weise zu verdienen? Ist's honoriger, zu schnorren und zu pumpen, seinen Freunden im Sack zu liegen oder sich von verliebten Weibern füttern zu lassen? Ist's gar so verdammenswerth, seinen oft nur zeitweiligen „Niedergang" ungebeugt zu ertragen, sich der momentanen Verarmung, wenn sie unverschuldet hereingebrochen, nicht zu schämen, und gehört thatsächlich eine „eiserne Stirne" dazu, vor den einstigen Zeugen und Genossen des früheren Wohlstandes, als Lastträger, als Dienstmann oder als simpler Hausirer sich sehen zu lassen, aber noch immer

nicht zu betteln, zu schwindeln, zu betrügen oder Schlimmeres zu thun? Was wir für prüde Leute sind und für sonderbare Grundsätze und Begriffe von „Ehre“ haben!

Also der „Strick“ wäre vorzuziehen gewesen? Nun, der Mann that's nicht. Er hielt, ohne zu verzweifeln, die paar schlimmen Jährchen, die allerdings zu langen Jahren wurden, wacker aus, verdingte sich später als Hausknecht in einem Hôtel, avancirte daselbst, da man seine Kenntnisse und Fähigkeiten zu verwerthen verstand und er immer ehrlich blieb, zum Leiter desselben, verdiente viel Geld, ging, als sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, nach Australien, gründete selbst einen Gasthof, der ihn vollends zum reichen Mann machte, und als so Alles wieder in schönster Ordnung und er ohne jegliche Sorgen war, da ließ er seine Familie kommen, die er ein Decennium lang nicht gesehen und erzählte ihr und Allen, die es wissen wollten, wie schlecht es ihm durch „geraume Zeit“ ergangen.

Warum griff der Andere später nicht zum Strick, Jener nämlich, der sich vor dreißig Jahren das Maul so zerrissen und uns eben den Schauderbericht von dem armseligen Hausirer auf dem Broadway grellfarbigst zum Besten gab? Ich begegnete ihn im heurigen Winter; er war nun selbst im vollsten Sinne des Wortes „herabgekommen“, herabgekommen, um nie wieder in die „Höhe“ zu gelangen; ich sah ihn bleich und fahl und abgezehrt, im fadenscheinigen Zeugröcklein, dem die nöthigen Knöpfe fehlten, krank und alt und gebrochen. Er huschte scheu an mir vorüber — ich glaube, er ging „fechten“.

Welche Wendung! Wie gab sich der Mann einst so stolz und protzig und wie schmähte er Jeden, der's ihm nicht gleich thun konnte (oder nicht wollte), und was that er sich auf das erheiratete, vierstöckige Haus zugute, das ihm eine alte Närrin am Tage der Hochzeit verschrieb. Der liebe Herrgott selbst schien ihm zu gering und sollte ihn, nach seiner Meinung, beneiden, was aber um ihn lebte, schaute er nur über die Achsel an und heischte allseits starre Bewunderung. Wir lachten im Stillen über den eitlen Tropf, der ab und zu in unsere bescheidenen Kreise kam, um — seine Herr-

lichkeit zu zeigen und von neuen Glückserfolgen zu erzählen und zu prahlen. Alles glänzte und glitzerte an ihm von Gold und Edelsteinen; er hatte die schönsten Meerschaumpfeifen und trank nur Thaler-Wein; er warf nur mit dem Gelde um, als ob es Häckerling wäre, und machte dumme Streiche und noch dümmere Wetten, um zu beweisen, daß nur Er derlei riskiren könne, denn die übrige Menschheit bestand ja doch nur aus „armen Schluckern" und „G'frettbrüdern". Das Geschäft, das er mit der einfältigen Urschel übernahm, florirte und ging eigentlich von selbst, wenigstens ohne sein Zuthun; dennoch schützte er die Nothwendigkeit großer und größerer Reisen vor (weil sie ihn oft monatelang von seiner häuslichen Liebeslast wegbrachten), und während einer solchen Absentirungsfahrt war's eben, daß er über dem Wasser drüben seinen früheren Freund in solch' trauriger Verfassung — und als er mürrisch heimgekehrt, sein vor Sehnsucht und Eifersucht verzehrtes Weib — todt fand.

Nun war der Glückliche unumschränkter Herr seines Glückes; aber, als er es zu fassen und festzuhalten meinte, da entschlüpfte ihm die Leichtfertige und höhnte ihn sogar. Ja, das Glück wich von ihm und tausenderlei Sorgen stellten sich statt seiner ein. Es kam Schlag auf Schlag, alle Speculationen mißlangen, Verluste folgten Verlusten, sein imposantes Vorstadthaus und seine pompöse Villa gingen flöten. Pferde, Wagen, Möbel, Schmuck und Bilder wurden im Executionswege verkauft und er stand eines Tage auf der Straße — fast obdachlos, sicher aber ohne einen einzigen Freund oder Helfer.

Zehn Jahre brauchte es, bis sein Niedergang so zweifellos war, just zehn Jahre, die der Andere benöthigte, sich wieder aufzuschwingen und in der Höhe zu bleiben. Der Herabgekommene fiel aber auch noch immer tiefer, kam mit dem Gesetze und den Behörden in Conflict und verschwand für längere Zeit aus dem Gesichtskreis seiner Bekannten. Als er wieder sichtbar wurde, mied man ihn noch mehr, und als die bitterste Noth ihn lehrte, Scham und Scheu beiseite zu setzen und bei seinen Ex-Freunden zu — betteln, da wollte man ihn nicht einmal je gekannt haben.

Er versuchte Alles und das Denkbarste, um sein Leben zu fristen, nur — zu arbeiten hatte er nicht Stimmung und Muße. Was weiter und in der folgenden Zwischenzeit mit ihm geschah, weiß ich nicht, genug, daß ich ihn, wie erwähnt, noch in jüngster Zeit leider am Leben und in verwahrlostem Zustande traf. Ein Herabgekommener!

Die Erscheinung ist nirgends selten, in großen Städten an und für sich nicht. Jedes Dorf hat seine „gefallenen Größen", aber wenn ein eidevant Großbauer, der auf der Kegelbudel, oder beim Kartenspiel, oder beim Weinkuge sein „Gerstel" allmälig verthan, sich später an einen Kreuzweg postirt und mit dem Hute in der Hand sein Vaterunser plappert, auf daß ein mildherziger Vorübergehender ihm einen halben Kreuzer zuwerfe oder eine verschimmelte Brodkrume, so gibt's im Orte wohl lange zu zischeln und die Jungens sperren vielleicht verwundert die Mäuler auf und die Alten schleichen abseits, um sich den tristen Anblick zu ersparen. Was Anderes ist's im Trubel und Geschiebe und Gedränge einer Bevölkerung, die nach Tausenden und Hunderttausenden zählt, wo auf Tritt und Schritt neue und fremde Gestalten und Physiognomien auftauchen, wo bei dem fortwährenden Wechsel des Domicils, dem unaufhörlichen Umzuge der Einwohnerschaft, der steten Wanderung von einem Bezirke in den andern, die Insassen einer Straße, ja oft eines Hauses sich gegenseitig unbekannt sind und es bleiben; was Anderes ist's auf solch' buntem Terrain, wo der Einzelne im Strome der allgemeinen Bewegung nicht zu unterscheiden, sich unseren Augen zu entziehen vermag und oft erst nach Jahren und durch Zufall und unerwartet plötzlich uns in den Weg kommt. Da kann's denn geschehen, daß eine derlei Begegnung uns einigermaßen frappirt, wenn nicht gar entsetzt. Wie sieht der Mann (oder die Frau) aus, was ist mit ihm (oder mit ihr) geschehen, wie sind diese Leute herabgekommen! Fast graut es uns, den Unglücklichen einen Blick nachzusenden; es schmerzt uns, daß wir dem Betreffenden die Beschämung angethan, ihn nach solch' trauriger Metamorphose gesehen und erkannt zu haben; ein Frösteln überzieht uns und wir eilen beflügelten Schrittes fort, um das

fatale Ergebniß zu vergessen; aber — wir bringen es nicht aus dem Kopfe.

„Herabgekommen!“ Wie oft flüsterte ich mir schon dieß Wort zu, wenn ich diese oder jene pitoyable Gestalt mühsam dahinhumpeln sah, wo ein Blick dem oberflächlichsten Beobachter sagen mußte, daß nur ein crasser Glückswechsel dieses Jammerbild geschaffen. Was traf ich schon für Leute, zerlumpt und abgerissen, die einst in den stolzesten Carossen durch die Straßen jagten! Ich habe in meinen Schilderungen aus Alt- und Neu-Wien wiederholt Gelegenheit gehabt, der Goldära des „Brillantengrundes“ zu gedenken und welch' Ende viele der einstigen Größen und Zierden des weltberühmten Wiener „Fabrikantenthums“ genommen, und ich brauche dieser rapid Gefallenen wohl nicht mehr zu erwähnen. Auch von den diversen Börseopfern schweige ich, und von den zahllosen Märtyrern der sattsam bekannten „volkswirthschaftlichen Krise“, und wie die mit Tausenden salarirten Bankcelebritäten nachmals kaum ihren Hunger stillen konnten und Jehovah dankten, wenn ihnen ein Samaritan eine alte Hose schenkte. Ich spreche überhaupt nicht von dem Niedergang completer Schichten und Stände und Classen oder von einzelnen Geschäftszweigen, die durch einen Modewechsel, oder ein Zollexperiment, oder ein sonstiges politisches oder national-ökonomisches Intermezzo hart mitgenommen oder bis zur Vernichtung getroffen wurden, sonst müßte ich all' die Trauerscenen beschreiben, an denen allein das letzte halbe Säculum überreich und wo beispielsweise ganze Colonnen von Bandmachern oder Shawlwebern oder Petinetarbeitern ꝛc. sich bei Canalbauten verdingen ließen, oder Goldschmiede, Ciseleure, Handschuhmacher, Hutstepper ꝛc. ꝛc. sich zur Straßenreinigung drängten, oder öffentliche Sammlungen für ganze Fabriksdistricte eingeleitet wurden, deren Wohlhabenheit sich plötzlich vom Hungertyphus abgelöst sah. Ich habe also nicht sociale Katastrophen im Auge, ich beschäftige mich in dieser Skizze nur mit der Porträtirung einzelner Persönlichkeiten, die einst eine markante Rolle, sei es in gewerblicher, finanzieller, gesellschaftlicher, künstlerischer oder sonstiger Beziehung gespielt und auf dem Schau-

platze ihres verblichenen Glanzes nachmals bemitleidet oder verachtet, immerhin aber von Allen geflohen, gemieden und gescheut, als unheimliche Schemen auftauchen und trübselig an uns vorübereilen oder erschöpft sich fortschleppen. Was gibt das oft für ein Memento der — Vergänglichkeit irdischen Glückes!

Und merkwürdig! Hat dich der Einfaltspinsel in seinen Uebermuthstagen auch gekränkt und beleidigt, hat er dir wehe gethan in dieser oder jener Weise, oder ist er dir zum Aergerniß geworden, oder nur albern und lächerlich erschienen — du empfindest doch nicht sättigende Schadenfreude und denkst doch nicht an rächende Vergeltung und sprichst nicht in höhnischen Vorwürfen von Selbstverschuldung und gerecht bestraftem Leichtsinne, wenn du Zeuge einer solchen Schlußscene eines wüsten Lebensdramas bist. Du thust es nicht, sofern du „ein Mensch bist und ein menschlich Herz im Busen trägst", du thust es nicht und reibst dir nicht vergnügt die Hände und lachst nicht zu solch' grausamem Schicksalswechsel ...

Du lachst nicht. Ich lachte auch nie, wenn der Zufall es wollte, daß ich derlei „Niedergänge" leibhaftigst vor mir zu schauen bekam, und ich lachte am wenigsten, wenn ich bei Diesem und Jenem des Contrastes von Einst und Jetzt gedachte. Oder wäre es denn wirklich so drollig, einen früheren Hôtelier später als Eßzeugputzer, oder einen gewesenen Pferdehändler als Stallknecht, oder eine ehemalige Prima ballerina als runzeliges Reinigungsweib sehen zu dürfen, von anderen drastischeren Exempeln gar nicht zu reden? Ach, es schnitt mir vielmehr in die Seele, als ich noch ein Bube war und man mir einen stockblinden Bettler zeigte, der, von einer barfüßigen Enkelin geführt, in den Wirthshausgärten der Vororte erschien und als einst vielberühmter „Saraſtro" der Hofbühne mit zitternder, klangloser Stimme sein geliebtes „In dieſen heiligen Hallen" sang. Man warf dem Kinde ein paar Kreuzer auf den Teller, hieß die Beiden gehen und wandte sich ab. Und sie trippelten zum nächsten Tische. Aeltere Wiener werden sich weiters eines phantastisch aufgeputzten, hochbetagten Weibes erinnern, das vor etlichen vierzig Jahren in den Hofräumen des „Bürgerſpitales" stand, auf einer schlecht

besaiteten Guitarre klimperte und dazu eine uralte Arie aus Paer's „Camilla“ oder Paisiello's „Nina“ krähte; man hieß sie die „verrückte Hofopernsängerin“. Was sah ich im „Loch“ alljährlich während der „stillen Woche“ für gewesene Größen, für gefallene Sterne, die einst an Thalien's Himmel hell erglänzten, und wer bot sich da Alles für die subalternsten Dienste im letzten Erdenwinkel an, wenn der Offerent einst auch in illustrer Herrlichkeit geschwelgt! Graf Gallenberg, der innerlich und äußerlich nobelste Director des Kärntnerthortheaters, der das „Elsler-Paar“ zum Ruhme führte, starb in Rom als Ankleider in der Garderobe; das Theater, das ihn um Alles gebracht, wollte er doch nicht missen. Wie fand ich Marianne Ernst, die „erste deutsche Norma“, wieder, die Wien Ende der Dreißiger-Jahre begeisterte, als sie nach stürmischer Lebensfahrt hieher zurückkehrte und mit halberloschenen Augen Strümpfe strickte, nur um das Nöthigste zum Lebensunterhalt zu erwerben! In welchem Zustande sah ich Wilhelm Kunst in den letzten Wochen seines wilden Lebens, in den Seitenstraßen der Josefstadt dahinwanken, den ich in der Vollkraft seines Könnens und Wirkens vierspännig fahren sah, mit reich galonirtem Jäger und detto Bedienten und Kutscher auf dem Bocke und Stehbrette! Wie endete Brand, der Mann mit dem „eisernen Arme“, der mit seinem „Lendenritt“ und den „Gladiatorenspielen“ ganz Wien in Aufruhr brachte, das Guerra's Circus im „rothen Hause“ allabendlich förmlich stürmte! Das Ideal der Männerkraft, das beispiellose Triumphe in jeglichem Sinne feierte, aß sein Gnadenbrod zuletzt bei einem Waschweibe, dem der Ex-Riese an den Wienufern (im Vereine mit einem alten Pintscher), die zum Trocknen aufgespannten Wäschestücke hüten mußte. Wer sah Sebastian Binder, den noch unerreichten Sänger des „Schlummerliedes“, den notorischen „Frühstück-Sardanapal“, als er stimmlos und an den Bettelstab gebracht, nach Pest ging, um auf einem Strohlager zu sterben; wie ja auch der genial-liederliche Reitzenberg in Schwechat starb, weiland der „beste Hamlet“, wie der Andere der „beste Masaniello“. Auch Breiting, der „beste Robert“, endete verarmt und herabgekommen,

nur daß sein Geschick milder war und ihn bewußtlos in einem Irrenhause enden ließ. Und eine traurige Wiener Figur war zuletzt auch jener vorstädtische „Ingomar" Decker, der talentvolle Schüler und Copist Ludwig Löwe's (nebenbei ein trefflicher Maler), der schließlich den Passanten den Weg vertrat und ihnen sein Elend klagte. Wie weh that dieser Anblick!

Und welche Rolle spielten Andere, als sie auf der untersten Stufe angelangt! Schriftsteller, Journalisten, Musiker, Bildhauer und sonstige Künstler, die alle bessere Tage gesehen und in Wien von Tausenden gekannt waren. Was gäbe es da zu erzählen und für Namen zu nennen, wenn nicht Rücksichten für Ueberlebende Halt geböten. Wie sah Adolph Bäuerle (der Vater), der Lebemann par excellence, bereits „herabgekommen" aus, ehe er sein Bündel schnürte, um bei Nacht und Nebel seinem theuren Wien und seinen zahllosen Gläubigern zu entwischen! Wie traf ich in den Dreißiger-Jahren den Vielschreiber Alois Gleich, der hunderte Bände gern gelesener Romane und ein Schock epochemachender Possen schuf; Alois Gleich, der unglückselige Schwiegervater Rappelkopf-Raimund's, der wahrhaftige „arme Poet", wie ihn Kotzebue zeichnete, oder Julius Voß ihn beschrieb! Gleich wohnte damals in einem Dachstübchen der Kumpfgasse, sein Ameublement bestand aus morschem Gerümpel und einigen Bücher- und Papierstücken Ich hatte ihm — fünf Gulden zu übergeben, die ein greiser Cavalier, ein bekannter Theater-Mäcen, in Folge der ergreifenden Schilderung des Loses des Dichter-Veteranen, zu spenden geruhte. Gleich, alias „Ludwig Dellarosa", der „Poeta laureatus" gewisser Schichten des Vormärz, weinte, als ich ihm die „Summe" einhändigte, ich weiß nicht, ob aus Freude oder aus Beschämung, und ich kletterte erschüttert die finsteren fünf Stockwerke herab. Er starb arm und alt und verlassen, schon 1841; ebenso auch (nur allzuspät) seine leichtsinnige Tochter, die, als Weib, des edlen Dichters Name unverdient schmückte und die am Tage ihres Todes kein Hemd besaß, um ihre Leiche zu bekleiden, die in einen Leinensack gesteckt werden mußte. Und es starb auch wieder deren Tochter auf gleiche Weise, jenes einst entzückend

schöne, liebreizende und herzensgute Mädchen, das nur den Namen Raimund ungebührlich führte und das ich als emeritirte, lungenkranke Souffleuse einer wandernden Schmiere ein paar Wochen vor ihrem Ende nochmals traf. Ein Bild des Entsetzens! Physisch zu Grunde gerichtet und auch sonst verloren! Und fühlt man sich bei solchem Anblick in der Stimmung, zu schelten, zu greinen, zu höhnen oder boshaft und schadenfroh zu lächeln? Wozu und weshalb? Und — wer vermag's?

Ich vermochte es nicht, als ich auch auf andere herabgekommene und gänzlich verlorene Existenzen stieß, die kein Mitleid zu beanspruchen berechtigt waren, und die, Süfflinge und Lumpe geworden, höchstens Abscheu zu erregen, direct aufforderten. Und dennoch erbarmte mir Lyser, als ich ihn, den reichbegabten Poeten und Musiker und Maler, den einstigen Freund Heinrich Heine's, in den Fünfziger-Jahren aus den Branntweinschränken meines Bezirkes hinausgestoßen und lächelnd torkelnd sah. Er dauerte mich, seines vernichteten Genius wegen, der Mensch an ihm war nicht mehr zu retten. Und es erbarmten mir ein paar hinfällige „Matronen", zwei Schwestern, die zur Congreßzeit in der „Gesellschaft" einen dominirenden Rang einnahmen, erlauchte Namen an ihren Siegeswagen spannten und am Abende ihres Lebens an einer schmalen Pfründe zehrten, die ihnen der „Armenfonds" gnädigst bewilligte. Wie Viele lebten vom „Armen-Leut-Geld", von den Gaben des Opferstocks und ähnlichen Sammelbüchsen, die noch vor einigen Dutzend Jahren über die Delicatessen jeder Saison gründlichsten Bescheid wußten!

Und Mancher findet sich sogar leicht in sein neues Los. Da sah ich erst unlängst einen Grauschädel, der noch 1860 pechschwarz (vielleicht gefärbt) im Porticus seines Landhauses zu bewundern war, wo der vornehme „Proprietär" stundenlang stand, Orangen schälte und ihren Saft schlürfte, den gaffenden Burschen die Schalen an den Kopf warf, und wenn diese darob ungeberdig wurden, sie mit einem Pack köstlicher Regalias entschädigte, die er in den Knäuel der sich um die Beute Balgenden lachend schleuderte. Welch' Hallelh der so reich Beschenkten und wie distinguirt zog sich der

gentile Spender nach solch' launiger Episode zurück, während die auf dem Balcon des Hauses befindlichen Cicisbeo's seiner Gattin das artige Schauspiel gütigst applaudirten. Nun, wie gesagt, neulich sah ich den guten Midas wieder, abgemagert und einen schlotterigen Rock um die klappernden Beine gewickelt, und — die Cigarrenstummel auflesend, welche die eilfertigen Gäste des Carl-Theaters vor dem Vestibule weggeworfen. Wie gierig langte er nach den abgekauten Stücken. Er, der die Uppmanns einst bündelweise verschenkte. Wie und wo mag die edle Frau Gemalin sich befinden? . .

Das sind so einzelne Typen aus der leidigen Sammelgattung, die zur Genüge bekannt. Mancher erhält sich den Talmi-Schimmer noch für eine knappe Frist, Andere machen kein Geheimniß aus der Sachlage und steigen, wenn auch seufzend, von dem Piedestal, auf das sie die Gunst der Verhältnisse versuchsweise gestellt. Wieder Andere ersinnen allerlei Ausflüchte, warum und weshalb sie die Zügel kürzer fassen, aus welchen Gründen sie der Familie keinen Landaufenthalt mehr gönnen, warum sie sich dieser oder jener alten Gewohnheit plötzlich entäußern, die Wohnung verkleinern, das Hausgesinde verringern und gewisse Liebhabereien entbehren wollen. Man verkauft „aus Gesundheits-Rücksichten" Pferde und Wagen und geht zu Fuße; man überläßt einem drängenden Petenten gegen einen anständigen Preis den braven Waldmann und den vielerprobten Caro, einem zweiten Amateur den Taubenschlag sammt seinen befiederten Insassen, findet die Jagdgewehr-Sammlung und das complete Fischzeug überflüssig, vergißt auf die „Premiers" unserer Theater, ignorirt sämmtliche Elitebälle, kleidet sich mit dem Vorhandenen ohne jegliche Nachschaffung und ißt und trinkt frugal und billig. Sie heißen dies summa summarum „sich einschränken" — die Welt nennt es ein „Herabgekommensein".

Bei Manchen geht die Thalfahrt rasch; bei Anderen fällt der Glücksballon nur langsam, aber doch stetig und unaufhaltsam und sie erreichen aus schwindelndster Höhe den Boden, wenn auch nicht mit zerschellten Gliedern, so doch, um bei dem Bilde zu bleiben, nachdem sie den letzten Brosamen ihres Proviants aufgezehrt. Mitunter freilich gibt's auch einen tödtlichen Sturz. —

Oft geht's mit ganzen Familien bergab, zuweilen ſinken nur einzelne Sproſſen und laboriren fort und fort an ihrem Uebel und haften wie unheilbare Peſtbeulen dem Geſammtſtamme an und führen ihn dem Ruine zu. Wer kann von ſolchen Gebreſten aus und in ſeiner „Verwandtſchaft“ — oder doch Bekanntſchaft nicht erzählen! Welche Namen könnten dieſes Capitel erläutern . . .

In den entlegeneren Vorſtädten tauchen ſie dann auf. Man deutet mit Fingern nach dem unangenehmen Zuwachs, munkelt von verſchiedenen Geſchehniſſen und ſchaut ſich mit bedeutungsvollen Blicken an. „Wer hätte ſich das gedacht, oft noch vor einem Jahre und von einem ſolchen Hauſe!“ Je nun, geſchehen iſt geſchehen und keine Maske vermag mehr zu täuſchen. Reicht ſie für einige Tage auch noch aus, der Träger verräth ſich doch, das Urtheil iſt geſprochen, man raunt es ſich achſelzuckend in die Ohren, es heißt: „Herabgekommen! Fertig! — Kümmern wir uns nicht weiter um ihn!“

8.

Nach den Weihnachts-Feiertagen.*)

Wer hat nicht . . . Bauchweh, wem iſt wohl im Magen? Er möge ſich melden und es aber auch beſchwören, daß er die Feiertage nach ſtreng chriſtlichem Ritus begangen, d. h. die üblichen Fleiſch-, Fiſch- und Germſpeiſen gewiſſenhaft conſumirte und heute bei geſundeſtem Appetite und mit ungeſtörten Verdauungsorganen ſich heiter und guter Dinge befinde. Ich fürchte, daß mein Aufruf erfolglos verhallt und die geſammte Leſewelt in den Dampfwolken heißen Kamillenthee's gehüllt, den ſie aus zierlichen (oder anderen) Taſſen haſtig ſchlürft, oder ſonſt — bis zum Eintreffen des Arztes — mit der Anlegung der herkömmlichen Nothverbände („Häringſalat, Caviar, Bäuſchel") angſtvoll beſchäftigt, momentan nicht in der Verfaſſung ſei, ſich als wieder vollkommen kriegsdienſttauglich zu ſtellen.

Die Eßſtrapazen der letzten Feſtcampagne waren aber auch nicht zum Lachen. Die knappe Aneinanderreihung unausweichlicher Gelage, die mit ihr verbundene unerbittliche Aufarbeitung rieſigſter Kau-Vorräthe, beſtehend in einem Conglomerat gekochter, gebackener und gebratener Contraſte, die fortgeſetzte, pauſenloſe Nachſchiebung widerſtrebendſter und innerlich ſich befehdender Erzeugniſſe des phantaſtiſcheſten Küchenehrgeizes in den beſchränkten Raum eines wenig elaſtiſchen „Sackes"; dazu die nachſtürmenden Malz- und Rebenfluthen, die Eierpünſche und Tſchei-Nachträge; das Potpourri vermeintlicher „Arcane", als da ſind: Aniſette, Curaçao, Boonekamp of Maag-Bitter, Extrait d'Abſynthe, ja ſelbſt Slibowitz (ganz

*) Geſchrieben 1871.

alt) und schließlich die dubiosen Heilungsversuche mittelst ungezuckerten Mokkas, — all das vertrage, wer da kann, und sei er selbst ein — Prälat des wohl dotirtesten Stiftes!

Und wir thaten, was menschlich-möglich war. Wir begannen Sonntags, als am Christabende, schon Mittags bei Stock- und Schwarzfisch zu „fasten", um nach ein paar Stunden bei Karpfen, Hecht und Schaiden unsere christliche Enthaltsamkeit von Fleischspeisen noch weiters zu beweisen. Und um unsere Religiosität in's allerschönste Licht zu stellen und Niemandem ein Aergerniß durch unerlaubte Gelüste zu geben, verschlangen wir nebstbei die unförmigsten Gugelhupfe und erprobten die Güte der modernsten Leckerei: des afrikanischen „Dattelbrodes", und fröhnten der altgermanischen Sitte des Zwetschken- und Kletzen-Cultus, und erquickten uns an antikem Gorgonzola; und tranken: Klein-Schwechater, Gumpoldskirchner, Hochheimer, Medoc, Chablis und Cremant rosé und schließlich — Pilsner. — Und Montags, als am „heiligen Tage", begann die Geflügel-Massacre, die große Metzelei unter alten und jungen Poulards und Enten und Indians, und die hinteren und vorderen Gansviertel, die „Leberln" und „Magerln", die „Flügerln" und „Bügerln" der Back- und Brathühner lagen in malerischem Wirrwarr aufgestapelt auf unserem Teller und wir scheuten vor der Aufgabe nicht zurück, auch noch diesen Transport in das vollgepfropfte Magazin zu besorgen. Und wir tranken dazu: Liesinger, Markersdorfer, Vöslauer Ausstich, „Carte Y" und — nochmals Liesinger. — Und Dienstags, am Stefani- und Wildprettage, beschäftigten wir uns mit den gespickten Ergebnissen der Hoch- und Niederjagd und segneten bei den deliciosést-üppigsten Saucen den Hasen- und Wildschwein-Sport und die übrigen Leistungen des edlen Waidwerks. Und wir tranken dazu Hütteldorfer und Klosterneuburger, und Haut Sauternes und Bocksbeutel, und Epernay und Old Sherry und schließlich — abermals Hütteldorfer. Sind wir nicht gute Christen?

Es ist übrigens kaum zu bezweifeln, daß dieses obligatorische Feiertags-Repertoire doch nicht allseits stricte eingehalten wurde. Es gibt vielleicht einige (wenn auch nicht ketzerische) Familien,

welche, entgegen diesen Vorschriften und mit Ignorirung aller culinarischen Ceremonien sich mit — einer Wassersuppe begnügten und nicht einmal Schomlauer, viel weniger Steinberger Cabinet tranken. Aber deren Mittel es gestatteten, die lieblichen und löblichen Gebräuche unserer festlichen Seelenstimmung mitzumachen, die thaten's, und um Gott recht wohlgefällig zu sein, ersannen sie gewiß das luxuriöseste Menu und spornten ihre Küche und Küchenchefs zu den appetitlichsten Compositionen und retteten so nicht nur die finanzielle Ehre des rivalisirenden Hauses, sondern eroberten sich unter Einem auch den Ruf der exemplarischesten (gefräßigen) Frömmigkeit. Bei X benöthigten sie z. B. einen Viertelcentner Fische, bei Z noch mehr — solche Leute halten noch etwas auf Religion. . . .

Und Viele, deren Cassabestände — die kostspielige gastronomische Andachtsübung fällt leider vor dem Ersten — ein Veto gegen diese feierliche Praxis einlegen würden, benützen in begeisterter Erwägung des schönen Zweckes die Institutionen eines wohlorganisirten Staates, die zehn- und zwölfpercentig zu verzinsenden Wohlthaten der kosmopolitischesten Humanitätsanstalten — und versetzen, was nicht von Motten zernagt und nicht von streng confessionellem Talmigold, und eilen aus der Dorotheergasse oder Wipplingerstraße in die Etablissements der Herren Hoffelner oder Exinger und kommen, mit blutiger Beute beladen, heim, und Alt und Jung freut sich vorahnend des lustigen Opferdienstes. Kannte ich doch eine Familie, wo die umsichtige Mutter — nachdem den allzu ängstlichen Vater die Divinationsgabe verlassen — sich in der Feiertagswoche, zu einer That aufraffte, die den Heroismus ihrer historischen Vorgängerinnen, der vielfach überschätzten Mütter der Makkabäer und Gracchen, weitaus in Schatten stellte, die nämlich, als es sich um die Auffindung eines Pfandes handelte, kurzen Proceß machte und — das gesammte Bettzeug in das nächste „Incassogeschäft" trug, um nach einer Stunde leuchtenden Auges, unter triumphirendem Lächeln, mit dem prächtigsten „Schustervogel" zurückzukommen. „Wissen's was," sagte die resolute Heroine, „man muß's wegen die Dienstleut' thun, die an so an

Tag ihr Bratl g'wohnt san — und dö Schand' mag i mein Haus nit nachsag'n loss'n, daß bei mir zu der heiligsten Zeit nit was Bessers am Tisch g'west war, und daß man vielleicht als a Bettelvolk ausg'schrie'n wurd'!" Und so belog sich die wackere Frau und den Leuten schmeckte sogar das „Pockerl" und sie kümmerten sich den Henker um das Gezischel beim Greisler und das noch wortreichere beim Milchweib, hatten sie doch ihren Feiertagsbraten!

Diese leidenschaftliche „Bratlsucht", welche an sogenannt gebotenen Festtagen die katholischen (und auch andere) Gemüther in unserer naschhaften Zone beherrscht, ist unstreitig Schuld, daß der „arme Teufel", wenn er sich auch sonst um derlei Luxus-Usancen eigentlich nicht schiert, zeitweise dennoch sein hartes Los schwerer trägt und Angesichts der universellen Eßwüthigkeit und der fetten Mäuler seiner communalen Zeitgenossen, die Tantalus-Qualen des gekitzelten Gaumens ärger fühlt. Diebstähle und noch unanständigere Vergehen wurden männlicher- und weiblicherseits begangen, um der feiertägigen Eßlust Genüge zu thun. Die unverzeihlichsten Leichtsinnsstreiche lastete sich Mancher und Manche auf das Gewissen, nur um einen schmackhaften Bissen über die Lippen zu bringen, sei's auch in der untröstlichen Voraussicht, demnächst bei ärarischem Brei und k. k. Hülsenfrüchten die Kochkunst in ihrer Entartung kennen lernen zu müssen. Exempla odiosa. . . .

Denn der „Bauchdienst" geht einer gewissen Sorte Sterblicher — ob arm, ob reich — über Alles. Da lernte ich in der vorjährigen Weihnachtswoche einen kleinen Gewerbsmann kennen, der sich freilich jahrüber nichts Besseres gönnt, als der letzte Taglöhner. Aber er erzählte mir so viel Wunderdinge von seinem ältesten Knaben, dem „Ferdl", was der Bursche für ein „Kreuzköpfel" sei und welche Lust er am Lernen habe. „Mein Gott!" — seufzte der bedrängte Vater — „leider fehlt's am Nöthigsten, als daß ich nur einen Kreuzer auf Bücher ausgeben könnte, die er nicht unumgänglich für die Schule braucht. Aber ich weiß nicht, was ich dafür geben möchte, könnte ich dem Burschen heute eine Freude machen!" Das rührte mich, und weil ich selbst all mein Lebtag

ein Bücherfex war, ſo gab ich dem zärtlichen Papa unauffällig ein Einſerl, auf daß er ſeinem wißbegierigen Nachwuchs den „Robinſon“ kaufe. „Das wird a Freud' werd'n!“ rief der Glückliche und eilte davon. — Nach ein paar Tagen erkundigte ich mich um den Verlauf der ſchönen Robinſonade — aber der Mann kraute verlegen hinter den Ohren und ſagte endlich: „Schauen's, beſter Herr, ich hab' mir die G'ſchicht' überlegt, und da hab' ich mir denkt, was hat der Bub an an Büchl, wann er's einmal ausg'leſen hat! No, und da hab' i halt lieber um das Geld — ein' halbe Fiſchſeiten und a Stückl Kletzenbrod kauft, und da hab'n mer Alle miteinand an wunderſchön' „heiligen Abend“ g'habt. Sein's deswegen nit bös!“ — Così fan tutti!

9.

Die Saiſon der Wurſt.

(Eine volkswirthſchaftliche und neugaſtronomiſche Studie.*)

Jede Jahreszeit hat bekanntlich ihre eigenen Reize und bietet ihre ſpeciellen Genüſſe und drückt ſich mit ihren charakteriſtiſchen Gaben ſozuſagen den legalen Stempel ihrer Exiſtenz auf. So legitimirt ſich Frühling, Sommer und Herbſt mit je ſeinen ſeparaten Spenden, und wir wiſſen genau, ohne den Kalender zu befragen, wie wir an der Zeit ſind, wenn nach dem herkömmlichen Turnus: Spargel, grüne Erbſen, duftige Roſen, junge Backhühner, Lachsforellen, Erdbeeren, Krebſe, Zwetſchken, Trauben, Spanferkel, Gänſebraten, Haſenrücken ꝛc. ꝛc. vor unſern Augen paradiren, Herz und Seele erfreuen und nebenbei unſern Geruchs- und Kauwerkzeugen zum würzigſten oder pikanteſten Labial dienen. Und ſo hat denn auch der Winter, trotz ſeines meiſt bärbeißigen Auftretens, ſeine Annehmlichkeiten und wird von vielfältigen Corporationen ſogar geſegnet, was weder die Holz- und Kohlenverkäufer, noch die Pelzhändler und Theater-Directoren, weder die Ball-Comités und Fiaker, noch die Cafetiers und der Eislauf-Verein u. ſ. w. beſtreiten werden, und er offerirt uns nicht nur Schneegeſtöber und markerſchütternde Stürme, ſondern auch ſeparate, nur unter ſeiner Aegide werthvolle Delicateſſen, wovon ich nur die köſtlichen Whiteſtable Auſtern und den famoſen Cognac-Punſch anführen will. Und wer aus zwingenden Urſachen derlei Koſtbarkeiten aus ſeinem Programm geſtrichen, der begnügt ſich mit der demokratiſchen Wurſt und erklärt auch dieſes Erzeugniß heimatlichen Gewerbefleißes für einen Leckerbiſſen, wenn - er einer iſt. Die Zukunft gehört der Demokratie. Weitſehende Politiker und National-Oeko-

* Geſchrieben im Winter 1881.

nomen könnten an diesen Gedanken anknüpfen und in Anbetracht des nicht mehr zu leugnenden Niederganges der allgemeinen Wohlfahrt sich zu der Hypothese versteigen: die Zukunft gehört der Wurst — von Ananas und Caviar werden einst nur mehr vergilbte Geschichtsblätter erzählen.

Die Wurst in Wien! Wer ihre sociale Mission erschöpfend schildern könnte! Ihre Anfänge, ihren Werdeproceß, ihre Entwicklung, ihre Veredlung (mitunter auch Verschlechterung), ihre Fortpflanzung bis auf das heutige Geschlecht, ihre Arten und Abarten, und ihre Ueberwucherung in allen Schichten der Gesellschaft. Gewiß ein lehrreiches Bild, das uns einen tiefen Blick in die Minengänge jenes schleichenden Gespenstes liefert, das — Verarmung heißt.

Denn die „Wurst an sich" muß von einem ernsten Standpunkt aus betrachtet werden. Der Denkende wird sich fragen: War die Wurst ein Bedürfniß? Und er wird antworten: Sie wurde es von dem Augenblicke an, als die Menschheit ein billiges Surrogat für Braten zu suchen genöthigt war; als ihr nicht nur Rebhühner, Schnepfen, Fasanen, Capaune und Hirschziemer nicht mehr zugänglich waren, sondern als es der Majorität sogar schwer wurde, als „Vesper-Brot" ein simples „Schnitzel" sich zu gönnen, einen harmlosen Rostbraten, ein schlichtes „Stoffade" oder ein bescheidenes „gebackenes Lämmernes". Als diese bedauerliche Epoche eintrat, da erschuf die Meisterin Noth dieses scheinbare Ausgleichsmittel zwischen Reich und Arm und erfand die Wurst, die demnach auch als Symbol ebenfalls einer „Versöhnungs-Aera" gelten kann, als es hieß, die murrenden Massen wenigstens halbwegs zu befriedigen. Die Menge verlangte nach Fleisch, respective nach „Kälbernem" und „Schöpsernem" ꝛc., und man gab ihr die Wurst, den Pseudo-, den Talmi-Braten. Die oberen Zehntausend nagen an den zierlichen Poulardschenkelchen, die Millionen zerreißen in Ingrimm die triviale Wurst. Sowie der erste „Zimmerherr", vielmehr der erste „Bettgeher", der sich keine eigene Wohnung mehr miethen konnte und als „Afterpartei" sich einschmuggeln und fortfretten mußte, als wirklicher „erster Armer" anzusehen ist, so bezeichnet das Erscheinen der ersten Wurst, als Ersatz für

Fleischbraten, das Datum, wo die Einschränkung, die Entbehrung begann und die ungeheure Mehrzahl genöthigt war, von allen Cotelettes und Beefsteaks ꝛc. Abschied zu nehmen und sich mit dem Füllsel von diversen Abfällen, alten Semmelkrumen und sonstig kleingehacktem Kaschernat zu begnügen. Die Wurst ist das Wahrzeichen der hereinbrechenden Noth und kann, wenn sie auch noch so delicat zubereitet, von dem wahren Humanisten nur mit bekümmertem Blicke betrachtet werden, weil ihn jedes „Spaltel" mahnen und erinnern muß, daß ein „Fricandeau" doch eine edlere und sogar reellere und gewiß auch gesündere Nahrung wäre, nach welcher der Gaumen lechzt, die aber der Geldbeutel verweigert. Denn nur wo der Mangel sich einstellt, tritt auch als Palliativ, die Wurst in ihre Rechte.

Wo ist die Geburtsstätte der ersten Wurst, und welches Genie erdachte sie? Adelung findet das Wort (das mit „Wust" gleichlautend sein soll) in alten Schriften nicht, und glaubt dennoch an das hohe Alter desselben. Natürlich; die Menschheit bei ihrem raschen Anwuchse ersann schon frühe allerlei Compositionen, um sich den knurrenden Magen zu füllen und zu stillen, und scheint mit fetten Hammelkeulen, saftigen Lendenstücken und ähnlichen schönen Himmelsgaben nicht immer ausgiebig dotirt gewesen zu sein. Da brachte ein kluger Kopf die Wurst, die ihrem innern Wesen nach ohne Zweifel in primitiver Ehrlichkeit construirt und mit accreditirten Beigaben ausgestattet, vielleicht sogar schmackhaft sich gab, bis die Tartufferie schwindelhafter Zeitläufte, die Gewissenlosigkeit einzelner „Streber" und professioneller Fälscher auch bei diesen Fabrikaten sich nicht scheute, Ingredienzien zu verwenden und Fleischtheile unappetitlichster Thiergattungen zu benützen, so daß der zum Genießen Verurtheilte an den eigentlichen Absichten des Allernährers zuweilen irre werden könnte. Man muß beispielsweise in dem „gemüthlichen" Wien die Würstchen versuchen (d. h. beriechen), welche um die Mitternachtsstunde bei den Linien oder an den Straßenecken den vorübergehenden Fuhr- und Marktleuten und Arbeitern credenzt werden, um einen Begriff zu bekommen, von der Toleranz der Armen und — der Sanitätsorgane.

Ja, die „Wurst in Wien“ hat ihre Memoiren, die bunter als die Erlebnisse manches ausgedienten Diplomaten. Ihre Vorgeschichte ist einfach. Man hatte einst — ich spreche von der glorreichen Aera der Zwanziger- und der Dreißiger-Jahre — Alles in Allem genommen nicht mehr als acht Sorten: die populären Selchwürsteln (kleine und große zu fünf und sieben Kreuzer Wiener Währung, heute „Frankfurter“ nominirt), die Cervelade (Savaladi), die Extrawurst, Bratwurst, Leberwurst, Blutwurst (Blunzen), die familiäre Augsburger und die ganz vulgäre Preßwurst. Erst später wuchs noch die exotische Knackwurst hinzu, die allmälig wieder neumodische Specialitäten herbeizog, so daß wir dermalen mindestens an zwanzigerlei Varietäten (darunter echte und auch in Simmering erzeugte Nürnberger, Braunschweiger, Gothaer, Debrecziner, rheinische, polnische ꝛc.) Würste auf dem Repertoire der Speisezettel und der betreffenden Schaufenster bewundern können. Der Kurzsichtige nennt dieses Plus Fortschritt, der ehrliche Culturhistoriker schüttelt dazu den Kopf und meint: als noch die Back- und Brathühner, die Original-Donaukarpfen und die geschoppten Gänse ꝛc. die Tische der Grundpatricier schmückten, als der Indian (Pockerl) so profan war, daß man ihn „Schustervogel“ nannte, da war die Wurst nur eine sporadische Erscheinung und fristete ein bescheidenes Dasein. Sie dominirt erst, als die meisten Haushaltungen sich gezwungen sahen, das altübliche „Bratl“ aufzulassen und dafür die billigere Wurst in das Menu einzustellen. Um diese Decadence zu maskiren, erdachte man die pomphaftesten Titulaturen für das Ersatzgericht, aber der Weise lächelt zu solchen Selbstfoppereien schmerzlich und meint im Stillen: „Wurst bleibt Wurst, und wird in alle Ewigkeit keine Ente und kein Wildschweinskopf.“

Ist das Thema zu scurril und einer ernsten Forschung unwürdig? Ich möchte einen derlei Einwurf verneinen, schon aus den mehrfach angeführten Gründen und dem gelieferten Nachweise der Genesis der Wurst, von der ich behaupte, daß sie der Grademesser finanziellen Mißbehagens ist, sobald sie zum normalen Souper der Familie wird. Die Wurst ist die drittletzte Etape auf dem Passionswege zur Schluß-Katastrophe. Nach der Wurst,

wenn auch diese nicht mehr zu bestreiten, kommen die „Erdäpfel in der Montur“; werden selbst diese im Budget gestrichen, muß trockenes Brod genügen; fehlt's auch an Brod, nun — dann folgt eben, was folgen mag; Manche flüchten noch zur Bettelsuppe, Andere schließen ab. Wie oft beobachtete ich einen solche Abstieg einer Familie. Anfänglich würzt man sich die neue Kost noch mit einigen Scherzworten, aber sie schmecken für den eigenen Gaumen bitter und lassen den beobachtenden Zuseher doch nicht im Unklaren. Mitunter gibt es unter Letztern auch rohe Naturen. Sie schreien die Neuigkeit rücksichtslos in alle Welt und vermehren dadurch noch die Geschwindigkeit des Falles: „Du, gestern Abends war ich bei X. Sehr frugal. Man aß nur Wurst. Ich empfahl mich bald. Scheinen fertig zu sein!“ Ja, sie sind fertig. Noch delectiren sich die Sprossen an den magern Schnitten der „Pariser“, bald fehlt's auch an diesen „Beilagen“.

Belächle man mich nicht, daß ich dem profanen Stoffe eine solche Wichtigkeit einräume, aber es geschieht nur „unter dem Strich“, wo ja für Sitten- und Lebensbilder Platz ist. Und wenn die Wurst im Leben einer ganzen Bevölkerung eine so markante Rolle spielt, wie dieß seit den letzten drei bis vier Decennien in Wien der Fall, so gibt die Sache zu denken. Als der erste „Charcutier“ sein Etablissement eröffnete und großen Zulauf fand, da machten vielleicht ein paar „Kapäunlerinnen“ eben Crida, oder restringirten einige Restaurants ihr Geschäft. Die Wurst — und führte sie auch den hochtönendsten (ausländischen) Namen — ist doch kein Sinnbild, kein Attribut des Reichthums; prävalirt sie jedoch als Nahrungsmittel, so wird sie, wie bereits gesagt, zum Signal der um sich greifenden Einschränkung. Weiter ist die Art der Ernährung einer Stadt nichts Nebensächliches. Glasbrenner sagte mir einst, als er eben einen Hummer zerlegte: „Gut essen ist kein leerer Wahn! Die Seele freut sich, wenn der Magen, ihr Nachbar, nicht brutal behandelt wird. Der Geist erhebt sich zu schönen Phantasien, wenn der Gaumen in Wohlbehagen schwelgt!“ O, erhabener Seher! Wird ein Volk, das in seiner Mehrheit nur von Würsten sich nährt, je zu großen Thaten gestimmt sein? Das sinnige Wort des

Philosophen lautet: „Du bist, was du ißt!“ Eine Bevölkerung, die sich allmälig fast gänzlich „verwurstet“, klebt mit ihren Gedanken auch am Niedern und wird sich überhaupt entwöhnen von dem Aufblick nach — Edlerem. . . .

Aber ich komme in meinen Betrachtungen von dem vorgesteckten Hauptwege immer mehr abseits und verliere mich in dem Labyrinth von Seitengängen. Ich überschrieb meinen Essay: „Die Saison der Wurst“ und wollte damit notificiren, daß erst im Winter ihre eigentliche Herrschaft beginne. Aber richtig, das ist's ja eben, was mich so weitwendig werden ließ, weil ich bei näherer Betrachtung und gewissenhafter Ueberlegung sah, daß ich mit dem vorgehabten Ausspruche eine halbe Lüge gesagt hätte. Denn wie aus meinen Seufzern zu entnehmen, beklagte ich es eben, daß wir uns fast jahrüber von Würsten nähren und mit Eintritt der kältern Jahreszeit nur der Consum noch stärker wird, indem auch die soi-disant „bessern Stände“ dann zur Wurst (unter verschiedenen Titulaturen) greifen und die Anhänger des Wurst-Cultus sich also auch noch um jene vorsichtigeren Gourmands vermehren, welche wenigstens in der Fliegen-Epoche und in den ärgsten Hitz-Monaten von diesem Genusse sich fern zu halten pflegen. Aber im Winter ißt Alles Wurst, und deshalb ist jetzt ihre Hauptsaison und eigentliche Regierungsperiode.

Einst war's allerdings anders. Ich schreibe keine Reclamen und nenne deshalb auch nicht die Celebritäten und Koryphäen des Selcher-Metiers, an denen bei uns kein Mangel ist. Nur Eines Namens will ich gedenken, weil er einer todten und einer längst verschollenen Firma gehört, die ehemals die Zierde dieser Branche war und in ihren Erzeugnissen den Ruhm Wiens weit über die Gemarken des Reiches trug. Ich meine den größten Wurstkünstler jener Zeit, den braven und biederben Johann Lahner, an der Ecke der Altlerchenfelder Hauptstraße — das Häuschen Nr. 56, zu „Maria Hilf“ genannt, ist längst verschwunden — der in der That delicate Würstchen fabricirte, und dessen Name in Wien so populär war, wie etwa Goethe's Name in Weimar. Alles begehrte „Lahner'sche Würstel“, und der Mann machte riesige Geschäfte. Das war vor fünfzig und vierzig Jahren.

Seine Handwerks-Collegen und Concurrenten in der Stadt und in den Vorstädten waren, im Vergleich mit dem heutigen Stande des Gewerbes, in unbedeutender Zahl, und auch der Usus, daß Speise-Wirthshäuser mit der „Rorate-Woche“ begannen, ihren Stammgästen — da im Hause „abgestochen“ wurde — selbstfabricirte Würste vorzusetzen, beschränkte sich nur auf einzelne, gut beleumundete Schilder. Alles in Allem genommen, war der Verbrauch an Würsten in Gesammt-Wien kein auffälliger, und er verminderte sich sogar, als die Enttäuschungen zu häufig wurden, und der minder begüterte Theil sich mehr auf das neu erfundene, anfänglich noch ehrliche, nachmals eben so zweideutige „Gollasch“ warf, bis man auch daran wieder den Appetit verlor und abermals zur Wurst zurückkehrte, da mittlerweile — namentlich in einigen westlichen Bezirken — ein paar neue Selchereien erstanden, die bald einen großen Zuspruch hatten. Ach, und nun ist der „Wurst-Rummel“ über ganz Wien losgebrochen!

Wurst und wieder Wurst und immer Wurst, wohin das Auge blickt! Bei den „Greislern“ baumeln sie neben den Schusterkerzen, bei den Gewürzkrämern und in den Kaufläden der „vermischten Waarenhändler“ liegen sie schichtweise auf der „Budel“, in den Schaufenstern der Delicatessenhändler prunken sie als Delicatessen (!), obwohl die anspruchslosern Weißwürste Salzburgs, Münchens und Innsbrucks diesen Namen eher verdienten, und bei den Selchern ist in den Abendstunden ein Andrang, wie solcher nur noch vor der Einlaßpforte des Burgtheaters zu sehen ist, wenn „Müller und sein Kind“ gegeben wird. Allüberall ein Kampf um Würste. Die „schönsten Leute“ stellen sich an und bilden Queue und harren geduldig, bis die Reihe an sie kommt, und eilen freudigen Blickes mit der erhaschten Beute davon und ignoriren die Rippenstöße und Fußtritte, die sie mit in Kauf nehmen mußten. Der elegante Flaneur putzt sein Binocle und betrachtet sinnend durch die Spiegelscheiben die Mortadella- oder die Zungenwurst und holt sich ohne Scheu seine abendliche Ration. Die Frau „Hofräthin“ desgleichen. Man mustert und prüft zwar auch die Wildtauben, Rohrhühner und Schnepfen, aber — man langt schließlich doch wieder nur nach

der Wurst. Man weiß, warum. Und in den Gasthäusern sind Donnerstag und Freitag nunmehr sogar die obligaten Wursttage. „Bratwurst gefällig? Frisch gemacht. Oder Leberwurst?“ Man schnalzt mit der Zunge und wählt, und hat dafür sammt Zugehör zwanzig Kreuzer zu zahlen, hat sich gesättigt und — dreißig oder vierzig Kreuzer erspart. Man macht den Saison-Gebrauch mit, gesteht aber den eigentlichen Beweggrund nicht ein. Heuchelt nicht und coquettirt nicht mit Sondergelüsten und sagt nicht, daß dieß euer Leib- und Lieblingsgericht und ihr für die Wurst ein unbesiegbares faible habt! Ihr lügt. Die „Philosophie der Noth“ trieb euch, wie Wippchen sagen würde, der Wurst in die Arme; wenn Credit wieder 400 stehen, eßt ihr Rheinlachs. Der Jour fixe, den ich unlängst mitmachte, war auch bereits nach dem zeitgemäßen Recepte: Bruchthee und „kaltes Aufgeschnittenes“. Als man uns fragte, ob uns Letzteres genehm sei, nickten wir selbstverständlich zustimmend und das „kalte Aufgeschnittene“ kam, aber es war nur — zweierlei Wurst. Also auch du, Brutus! Und auch hier schon bei der Wurst angelangt! Wir fallen rapid. Man hält noch mühsam die Ehre des Hauses aufrecht und gibt allwöchentlich seinen „Abend“; man ist liebenswürdig und geistreich, bespricht die neuesten Erscheinungen in Kunst und Literatur, gibt Bonmots zum Besten, producirt sich mit Stimmporträts, und die Töchter des Hauses spielen auf allseitiges Verlangen auch noch den Liszt'schen „Faust“-Walzer vierhändig und ernten Beifall. Aber man servirt nur dünne Brotschnittchen und plebejische, schnöde Wurst und schaales Jaroschauer, wenn auch unter schelmischen Knixen und artigen Witzen. Wo bleibt Aal? Wo der Rehrücken? Was ist's mit den Indianerkrapfen? Was ist's mit Saint-Julien und dem üblichen Punsch und Mokka als Finale? Wurst und immer Wurst und allüberall Wurst! O tempora, o „schnores“! . . . .

10.

Nach Neujahr.

Das Aergſte wäre vorüber! Kein Zweifel, daß auch heute und morgen und übermorgen, ja eigentlich durch die ganze „Octave“ noch einzelne Glückwunſch-Attentate uns heimtückiſch verſetzt werden, aber der Haupttrubel der Gratulanten hat ſich, indem er das Feſtgewand aus- und ſein Werktagskleid angezogen, allmälig ausgetobt, die Hetzjagd nach Guldenzetteln iſt im Großen und Ganzen zu Ende, die Geſellſchaft lenkt in normale Bahnen. Die „Ausgebliebenen“ finden ſich in den Raſirſtuben, Stammkneipen und Leib-Cafés nach und nach wieder ein, die Garçons werden phlegmatiſcher, der Kleiderputzer wird oberflächlicher, der Hausmeiſter brummiger, der Diener unverläßlicher, die geſammte ſubalterne Welt ſieht ſich der Obliegenheit „ungeheuchelter Verehrung“ der übrigen Diätenclaſſen bis auf Weiteres entbunden, man verrichtet die übernommenen Pflichten ohne jegliche Zuthat ſpecieller Begeiſterung für Perſon und Sache, mit Einem Worte: die Menſchen werden aufrichtiger und haſſen ſich unter einander wieder ſo ehrlich, wie — Hund und Katze.

Ordentlich wohl wird's Einem um's Herz, wenn die Saiſon nicht nur der ſpeculativſten, ſondern auch der unleidlichſten Freundſchafts-Tartufferie zur Neige und die ſchön textirten Verſicherungen des wechſelſeitigen Wohlwollens ſpärlicher fließen. Man lebt förmlich verjüngt auf, wenn man die Gewißheit hat, von den widerwärtigſten Kratzfüßen und Händedrücken, ja vielleicht ſogar Judasküſſen für ein volles Jahr verſchont zu ſein und von gewiſſen Leuten eben ſo gewiß wieder vergeſſen zu werden, wie es eine Pein iſt, ſich ihrer momentan erinnern zu müſſen. Denn nicht die paar armen Teufel, deren fiscaliſche Demuth und koſtſpielige Hochachtung, direct auf den üblichen Obolus gerichtet, ſchüren unſeren Mißmuth — dieſes unabwendbare Opfer verſchmerzt man — die eigentliche Neujahrs-Qual beſorgen jene lächelnden Gönner und Freunde, die uns tributpflichtig erachten, ihre erlogenen Phraſen mit derſelben

Münze zu honoriren und das impertinenteste Angebinde ihrer beschworenen Huld und Gewogenheit mit ähnlichen Gesinnungen zu vergüten. Ach, das Allerschlimmste an der Komödie ist, daß die talentlosesten Komödianten ihre Nebenmenschen zwingen, ebenfalls — schlechte Komödianten zu werden, was das Schauspiel völlig ungenießbar macht.

Ich kenne z. B. einen neugebackenen Geldprotz, dessen Dummheit rührend, dessen vorläufiges Glück aber und gutgeschulte Arroganz verblüffend ist. Nun wette ich ein Kistchen Calzadores gegen eine gemischte Ausländer, daß dieser Hanswurst Fortunens am Neujahrstage mit gelungenster Gönnermiene und in idealster Haus-Toilette in seinem „Arbeits-" (!) Zimmer saß, d. h. seinen Gewinn in „Anglo" berechnete und nebenbei unabsehbare Schaaren antichambrirender Gratulanten erwartete. Er wird auch einzelne hungerige Schlucker und lungenkranke Galopins, die vor seinem Genius den gewünschten Respect im zerknirschten Busen fühlen, mit ein paar huldreichen Worten begrüßt und auch sonst durch eine Kleinigkeit belohnt haben, allein dieses „Bettelgesindel" ist es nicht, behufs dessen Empfang er die Scene so sinnig arrangirte — der eitle Narr hat vielmehr die Ambition, daß seiner Börsenerfolge wegen das ganze celebre Wien sich wenigstens bei der Jahreswende an seinen „Hof" dränge und in staunender Ergebenheit seinen gnadenvollen Expectorationen lausche. Der Mann füttert nämlich zu Zeiten ein paar dramaturgische Noticiers allerletzter Sorte und wähnt sich dadurch in Contact mit „Kunst und Literatur". Bleiben nun, wie es ihm auch im Vorjahre passirte, die ersehnten Notabilitäten hübsch ferne, so bringt er dieses Curial-Fiasco seinen Börse- und politischen (!) Feinden auf's Kerbholz und droht mit — Auswanderung! Leider hält er nie Wort.

Mit der Vorführung dieses specifischen Dummrians wollte ich übrigens nur zeigen, daß, falls irgend ein Sterblicher durch die bedauerlichste Constellation in ein Abhängigkeitsverhältniß zu einem solchen Glückspilz und Differenzen-Ritter gebracht, er am großen Fopptage ebenfalls bemüssigt wäre, das Weihrauchfaß zu schwingen und in wohlgesetzter Rede das „Lob des Herrn" zu psalmodiren.

Fühlt Jemand in diesem Augenblicke mit dir? Es würde dir wohlthun, eine gleichgestimmte Seele zu finden, die in deinem Innern gelesen und die kopfnickend antwortet. Oder bist du unter Larven die einzig fühlende Brust? Unwillkürlich hebst du das Haupt und dein Blick schweift über die nächsten Häuserfronten. Da siehst du plötzlich — neue Gesichter.

Du bist kein permanenter Fenstergucker und kein müßiger Gaffer. Du findest nur selten Zeit und wohl auch nicht die Muße, deine diversen „Vis-à-vis“ zu betrachten, zu erforschen, zu bewundern oder zu belachen. Aber du hast dich im Laufe der Jahre gewöhnt, an dieß, und jenes Gesicht oder Gesichtchen, das dich mitunter wohl auch freundlich gegrüßt, obwohl du kein Sterbenswörtlein mit dem Besitzer oder der Besitzerin desselben je gewechselt. Nun sind sie verschwunden, die zu der eingebürgerten Staffage deines Domicils gehörten; verschwunden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen, und neue Gesichter, häufig die mürrischesten und verdrossensten, glotzen dich an. Du sinnst über das Räthsel, das dich unvorbereitet überraschte? Es war ja der „Muß“, der also auch den Unbetheiligten trifft, die leidige Aus- und Einziehzeit, welche diese unbequeme Metamorphose im Gefolge hatte.

Hol's der Henker! Du bist, wie gesagt, mit den Vorgängern in keinem intimen Verkehr gestanden, hast nicht einmal bedeutungs- und absichtsvolle Blicke getauscht und wirst es mit den Nachfolgern eben so halten; trotzdem genirt dich der Wechsel. Sah'st du zufällig nach jenem Fenster drüben, so traf dein Auge höchstens den ausfliegenden Arm des schneidernden Meisters, an welche Bewegung du so gewöhnt warst, wie an den ruhelosen Perpendikel deiner Wanduhr. Das blondköpfige Mädchen, das an seinem ebenerdigen Fenster so fleißig Schulaufgaben kritzelte und so eifrig mit der Rechentafel manipulirte und so holdselig lachte und stolz emporblickte, wenn die Addition gelungen, dagegen so verschämt mit dem Schwamm über die Tafel fuhr, wenn die Probe ein falsches Product ergab, ist mir fast zum Bedürfniß geworden, um mein Herz an dem lustigen Anblick zu erfrischen, und ich misse das liebe Kind nur ungern. Und sein bausbackiges Schwesterchen, das die Nase an

der Scheibe plattdrückte, fehlt mir auch; desgleichen die emsige Stickerin, die sich kaum Zeit nahm, dem hochernsten Kater, der sie zeitweise besuchte und über ihren Nacken kletterte, ein streichelnd Willkomm' zu bieten. Sie sind sammt und sonders, von mir unbemerkt, eines regnerischen Morgens davongezogen. Mit ihnen der lachende Studiosus, mit dem stets dampfenden Meißner-Ungethüm, und auch jene bleiche Matrone mit den wehmuthsvollen Zügen, den abgehärmten Wangen und thränenmüden Augen, die ebenfalls, Stich auf Stich, unablässig arbeitete, bis das Dämmerlicht sie nöthigte, ihr mühsam Tagewerk zu beschließen, schied aus ihrer stillen Klause. Sie nahm auch den schönen Epheu mit, den sie all Sonntags mit ihren dürren Händen so sorgfältig wusch und dessen immer frisches Grün meinem Auge so wohlthat, wenn mein Blick ihn zufällig streifte. Nun hängt ein zerlumpter Kittel an seiner Stelle.

Wie gesagt: man spricht kein Wort und wechselt keine Zeile mit all' den Leuten, aber durch Gewohnheit werden sie uns sympathisch. Man kümmert sich wochen- und monatelang nicht um sie, aber wenn sie uns plötzlich abhanden gekommen, ist uns leid, obwohl wir nicht wissen, warum? Fremde Menschen, die von anderen fremden Menschen abgelöst werden — weiter nichts — und doch ist uns der Tausch unbehaglich, er verwirrt uns, er stört uns, er macht uns unser eigenes Heim durch die Unstätheit der Umgebung, die Unbeständigkeit des Besitzes und der Niederlassung, den unaufhörlichen Wechsel der Physiognomien — unbehaglich, wir fühlen uns zwischen unseren eigenen vier Wänden wie auf einer Durchzugsstation und nicht in einem sicheren Asyle gemächlichster Ruhe. Wie Nomaden ziehen die Leute an dir vorüber, und kaum, daß sie ihre Nothzelte zur ersehnten Rast aufgeschlagen, verjagt sie neues Ungemach und sie flüchten abermals. Wohin? Weiß Gott, sie wissen es in letzter Stunde selbst oft nicht!

Ich bin nicht frivol und nähre in meinem bejahrten Busen keine anachronistischen Wünsche. Auch sonst bin ich von aberwitzigen Träumen befreit, aber — den scharfgeschnittenen Kopf jener feurigen Brünette sähe ich doch wieder zeitweise gern. Sie trällerte

bei ihrer Arbeit bis in den Spätherbst so lebensfreudig am offenen Fenster und strich sich die üppigen Ringellocken so anmuthsvoll von der Stirne, und gab sich so heiter und lustig, wie Sue's „Lachtaube", und pflegte dabei kindlichst ihre sieche Mutter und war bei vielfacher Kümmerniß immer guter Dinge. Wie Thau würzt ein solcher Anblick und verscheucht die trübsten Gedanken. Ich vergaß fast Winters über das reizende Wesen, dem die böswilligste Grundchronik nichts anhaben konnte, bis ein — melancholisches Flötensolo mich an den tristen Wechsel der Insassen mahnte. Der Tschibuk entfiel beinahe meinen Händen, als der fatale Gruß der „neuen Partei" herüberdrang, und da erfuhr ich denn zu meiner nicht geringen Betrübniß, daß die Mutter der „Lachtaube" um Neujahr gestorben und die Tochter, von Schmerz und Sorge gepeinigt, die Wohnung gekündigt und auch verlassen habe. Wohin sie zog? Es fällt mir nicht ein, danach zu fragen, genug, daß ich weiß: der Ersatz sei ein quiescirter Registrator, der in seinen Mußestunden — er hat deren täglich vierundzwanzig — mit Vorliebe die Flöte bläst.

Neue Gesichter, wohin man schaut, die uns befremden, wenn uns auch die früheren gleichgiltig waren. Neue Gesichter und neue Kinder. Mit neuem Spielzeug quieken und trommeln und pfeifen und lärmen und johlen und toben sie in der Gasse, nachdem dein Ohr an die alte Marter ihrer Vorläufer sich schon gewöhnt. Du hörst und siehst neue Unarten, nachdem du bereits blind und taub für die der früheren Rangen geworden. Und sogar neue Bulldogs, Pudel und Pinscher heulen und winseln, und neue Finken schlagen, und neue Stieglitze zwitschern und neue Canarienvögel schmettern — und neue Mägde klatschen und tratschen, und auf neuen Clavieren wird geklimpert, und von neuen Kehlen wird tremolirt, und neue Volksweisen werden von neuen Lehrjungen gesungen, und ein neues Hämmern beginnt, und neue Düfte verpesten die Atmosphäre. An all' das hast du dich für kurze Zeit zu gewöhnen, bis der neue „Muß" dir neues Ungemach bescheert, da das Zigeunern des Mittelstandes und der sonstigen „kleinen Leute" in Wien wohl kein Ende mehr nimmt.

Einſt war's allerdings anders. Man wuchs heran und wurde alt unter ſeinen Grundgenoſſen, man kannte ſich von Kindesbeinen an und theilte Leid und Freud mit ſeinen Nächſten. Man half ſich mit Rath und That in ſchwerer Zeit und ſchloß ein Bündniß ohne Extra-Schwur, das aber doch nur der Tod löſte. Man blieb ſich Freund und blieb ſich treu für's Leben und wählte ſich wohl auch ſeine Braut aus knappeſter Nachbarſchaft, weil man wußte, was man gegenſeitig an ſich hatte. Und waren die Väter Freunde, wurden's und blieben's auch die Söhne, ein Band der Zuſammengehörigkeit umſchloß die „Kinder vom Grund". Dieſe Zuſammengehörigkeit, die faſt ſelbſtverſtändlich war, zeugte dann auch die hiſtoriſche „Gemüthlichkeit" des Wienerthums und Wiener Lebens, die heute zur Mythe geworden und deshalb von ausgezeichneten Witzlingen viel beſpöttelt wird. Mögen ſich die Herren beruhigen. Die hübſche Legende hat ihre Glaubwürdigkeit längſt verloren, Wien und die Wiener ſind ſich untereinander fremd geworden, es iſt ein ewiges Wandern und Ziehen und Flüchten; jeder neue Zinstermin verjagt die Aermſten von ihren erſt vor Wochen erreichten Nothaſylen, jeder „Muß" bringt uns neue fremde Geſichter.

Mutter weint, so weinen auch die Kinder und weinen die vertrautesten Mägde, und selbst der zufällig anwesende Clavierlehrer wendet sich, das Sacktuch ziehend, ab und stellt sich schluchzend in die Ecke, so daß — ein Stein hätte sich erbarmt — der also und mit den aufrichtigsten Thränen attaquirte „Herr des Hauses“ nicht umhin kann, gleichfalls Rührung zu fühlen und — im Chore mitzuweinen. Ein wehmuthsvoller Anblick! Es wird Alles bewilligt und der Arzt entfernt sich mit bedeutungsvollen Blicken und feierlich abgemessenen Schritten, mit einem leisen Kopfnicken und dem ernstesten Faltenwurfe in seinem strengen Antlitze. Das Aergste wäre mithin vorüber und man macht sich nun an die Ausarbeitung der Pläne.

Wohin soll die Theuerste? Mein Gott, ihr ist es ja alleseins, sei's wo immer hin, wenn sie — nur von ihren Kindern nicht getrennt wird! Ein Kuß auf die Stirne lohnt diesen schönen Gedanken. Man hat seit Jahren abwechselnd und der Reihe nach Verschiedenes versucht; man änderte die Cur-Methoden, probirte es einmal mit Wasser, das anderemal mit Luft und kam so mit dutzendfacher Abwechslung gradatim von Kaltenleutgeben bis Mentone. Und merkwürdig — jeder der neu gewählten Zufluchtsorte in seinen mit dem Vorgänger contrastirendsten Eigenschaften wirkte Wunder, immer und allüberall hob sich — während des Sommers — das fatale Uebel, dessen Charakter leider nicht zu ergründen ist; immer genas die edle Dulderin, oder vergaß wenigstens auf ihre „Zustände“ und schrieb die herzlichsten Briefe an ihr braves „Mannerl“. Aber die bösen Winter verdarben immer wieder Alles. Wohl machte sie stets einige Bälle mit, besuchte Theater und Concerte, Soiréen und Künstler-Abende und war sogar auf dem Eislaufplatze eine gern gesehene Erscheinung, aber — wie der März kam, zeigte sich, daß die Genesung nur eine scheinbare, das blühende Aussehen ein trügerisches sei, und daß das alte Leiden mit erneuter Heftigkeit durchzubrechen drohe. Das währt so seit zwanzig Jahren. Sie gebar ein Dutzend Kinder, wovon noch elf — stark, gesund und kräftig — am Leben, und ist selbst erst neununddreißig Jahre alt (man hält sie allgemein nur für

eine „Dreißigerin"), aber trotz alledem und alledem, trotz vermeintlicher Lebenslust und alledem, schüttelt beim Schmelzen des letzten Schnees der Arzt regelmäßig den Kopf, erhebt warnend den mit einem Brillantringe gezierten Zeigefinger, murmelt allerlei von allzugroßer Zuversicht und fürchtet plötzliche Katastrophen. Der weise Mann glaubt, die immer wiederkehrende Krankheit sei eigentlich eine undefinirbare und liege mehr im Gemüthe, weshalb „Zerstreuung" das einzige und zugleich beste Mittel sei, um das mögliche Auftreten von „Trübsinn" (eine gar gefährliche Geschichte, namentlich in einer glücklichen Ehe!) zu hintertreiben. Auch die Freunde rathen hiezu und führen Beispiele an und wissen von einzelnen haarsträubenden Fällen aus ihnen bekannten oder nahestehenden Familien zu berichten.

So stürmt denn Alles und mit vereinten Kräften auf den eingeschüchterten Gatten los, der daher, wie bereits bemerkt, „in Gottes Namen" auch heuer wieder das Opfer bringt, sechs bis acht Personen seiner Familie und seines Haushaltes auf seine Kosten — „der kranken Mutter wegen" — reisen und bei Curhaus-Kränzchen sich erholen zu lassen, während er zwischen Actenstößen sich vergräbt, bogenlange Concepte schmiedet oder einsam im Comptoir sitzt, und, von dunklen Ahnungen erfüllt, zaghaft schon vorzeitig die Bilanz zu ziehen versucht, um Gewißheit zu haben, wie es mit der altrenommirten Firma stehe. Mitunter nicht am besten. Ein Gewölk von Sorgen steigt am nicht allzufernen Horizont auf, ein einziger Blitz und das Unwetter verschlingt ihn und löscht seinen bis dahin geachteten Namen von der Tafel der „Notabeln". Legen sich dann die „Krämpfe" und heben sich die „Zustände" der „Gnädigen"? Man sieht zuweilen Gestalten an sich vorüberhuschen, in verblaßten, fadenscheinigen Gewändern, welke, abgehärmte Gesichter, die wir vor Jahren in irgend einer Colonnade noch blühend und lachend trafen, wo die gluthäugige Schöne nach der Morgen-Promenade Cercle hielt und die betäubendsten Weihrauchspenden zierlicher Galans von ihr begierig eingesogen wurden, während die Bonne mit den „lieben Kleinen" auf abseitigen Wiesenpfaden spazieren zu gehen hatte. Damals mußte der Gemal Geld auf Geld senden und nebst-

bei endlose Modistinnen-Rechnungen und Schneider-Forderungen begleichen. Heute ist die ernüchterte, aber auch allseits längst gemiedene Ex-Königin jener reizenden ländlichen Feste vielleicht eine arme Versetzerin, wenn nicht Schlimmeres; die Kinder starben oder verdarben und wurden, in der Schule des Leichtsinns großgezogen, Taugenichtse, und der früh kahl oder grau gewordene Gesponse ist bemüht, als Colporteur oder Tramway-Conducteur ein dürftig Plätzchen zu finden, was aber dem „Cridatar" auch nicht immer gelingt, so daß er sich — der Hunger thut weh — schließlich genöthigt sieht, als „Packer" bei einem seiner ehemaligen Commis einzutreten. Warum erzählen die „Freunde" gewissen Ehemännern nicht auch solche Geschichten, die sogar den Vorzug haben, daß sie nicht nur auf Glaubwürdigkeit, sondern auf trübseligster Wahrheit beruhen? Allerdings macht man sich mit solchen mißtönigen Kassandra-Rufen nirgends sonderlich beliebt. . . .

Ein Thor, der davon spricht, anstatt sein Plaudergöschchen anmuthig zu spitzen und die ehrenwerthe Gesellschaft mit Scherzworten und heitern Sächelchen zu erlustigen. Mag's thun, wer's kann und wer der gesinnungstüchtige Witzling ist, selbst tragischen Stoffen eine amusante Seite abzugucken!

Ich bin nämlich so melancholischen Gemüths, daß mir auch der geschilderte „Land-Sport", und begnüge er sich mit den bescheidensten Genüssen, in hundert Fällen nicht einmal ein zustimmend Lächeln abnöthigt, und wäre das Vergnügen der Leute so harmlos, so unschuldig und — so billig als möglich. Denn ich rede selbstverständlich immer nur von jenen Kategorien, denen die Glücksgüter nicht scheffelweise zugemessen und die vielmehr durch acht Monate im Jahre es gehörig auszutüpfeln haben, um immer vollkommen solvent zu bleiben, die Stadtmiethe bezahlen zu können und weder beim Fleischhauer, noch beim Greisler oder bei der Milchfrau in perpetuirlicher „Vormerkung" zu sein. Aber die restlichen vier Sommermonate müssen dennoch — wenn auch in allen Ecken und Enden Schmalhans der Küchenmeister — „vervilleggiatürt" werden. Die Sitte will es so. Alle Teufel, wer dictirte euch diese kostspielige Sitte?

Nun, ich mache ja Concessionen, und im weitesten Sinne. Ich kenne die herzbewegende Legende von kränklichen Kindern und habe es vor Jahren an den eigensten Sprößlingen erlebt, daß Waldluft mit dem würzigen und harzigen Zugehör der beste Arzt sei, um geschwundene Kräfte neu hervorzuzaubern und den bleichen Wangen ihr gesundestes Roth wiederzugeben. Wer wäre der Barbar, den abgezehrten armen Kleinen und der erschöpften Wärterin und Pflegerin, das heißt der heldenhaften Mutter, dieß einzig heilende Remedium zu mißgönnen, wenn die Beschaffung ohne — halsbrecherische Wagestücke und unreparirbare Opfer möglich? Nichts liegt mir ferner, als hier einen Abstrich zu beantragen und nicht die ganze Post mit Freuden zu bewilligen. Aber die unmotivirten, schaalen, leeren Modefälle aus der — Schnorrer-Gilde und der Pumper-Classe . . . .

Auch für sie wäre es vermeintlich discreditirend, während der „Saison" in der Stadt sich zu langweilen. So wählt man denn einen Ort, wo man — noch nicht bekannt ist. Der Name, die gesellschaftliche „Stellung" erfordern es, spätestens Anfangs Juni „auf das Land zu ziehen". Glückliche Fahrt und frohe Wiederkehr! Wie emsig ist die Gattin nun beschäftigt, wenn sie die Vorbereitungen zu dieser Uebersiedlung trifft, und wie stolz spricht der Gatte mit dem Fuhrmann des Möbeltransportwagens! Alle Fenster der Nachbarschaft sind geöffnet — mit welchem Neid betrachten die Zurückbleibenden, die an die Scholle Gebundenen diese vom Schicksale Bevorzugten! Ach, wie herrlich mag es in dem erkorenen Asyle sein! Wer da mit dürfte!

Ich nehme mein Geständniß zurück. Ich sagte zuvor, daß ich aus solchen Anlässen nicht zu lachen vermöge? Das ist die himmelschreiendste Lüge. Lache ich doch alljährlich aus vollem Herzen, wenn mir auf meinen sporadischen Ausflügen der Wirth irgend eines „Rothen Ochsen", „Blauen Hirschen" oder „Grünen Adlers" in rücksichtslosester Stylisirung die Leidens-Historie erzählt, welches „Gefrett" er mit dieser oder jener „Stadtherrschaft" habe, die ihn — sechs Köpfe stark — beehre, in seinem „Salettl" das Mittagsmahl und das Abendbrod einzunehmen. „Ob a Kreuzer

Geld z'seg'n wär! Und dö G'schichten!" Also wirklich ein „Gefrett"? Ein häßliches, triviales Wort. Aber was liegt an der Kritik eines gemeinen Menschen? Im nächsten Sommer zieht man doch wieder „auf das Land" — die „Gnädige" besteht darauf. Wohlan, ein Narr, der euch — bei solcher Sachlage und dem Ausblick in die Zukunft etwa gar beneidet! „Weint, Trver, weint, übt euer Aug' in Thränen!" — —

Doch lassen wir die Leute selbst handeln und sprechen. Also:

2. „Was wird der Gnädigen heuer eigentlich fehlen?"

1. Scene.

(Geschmackvolles Damen-Boudoir. Frau von Mayer, in reizender Morgentoilette, liegt in einer Chaiselongue und blättert in der neuesten Nummer der „Frauen-Zeitung". Zu ihren Füßen, auf einem gepolsterten Schemel, Dr. Blitz, der Hausarzt. Zeit: 11 Uhr Morgens.)

Dr. Blitz: Ich verstehe, gnädige Frau! Aber ich bitte, mir doch gütigst anzudeuten, welches Leiden ich diesmal diagnosiren soll?

Frau von Mayer: Leiden! Leiden! Machen Sie mich mit solch' gelehrten Redensarten nicht toll! Finden Sie, was Sie wollen, an mir, aber machen Sie um's Himmelswillen, daß ich fortkomme! Es ist unerträglich hier . . . ach, mein Kopf!

Dr. Blitz: Ich begreife. Aber ich muß meine Bitte doch wiederholen, mir nur annäherungsweise anzugeben, ob ich „Milz oder Leber, Hals oder Niere" wählen soll; ob: „Neurose, Rheuma, Drüsenverstopfung, Schleimfluß, Nervenschwäche, Hypochondrie, Säftemangel, Krämpfe, Brustleiden, Blutleere, Magenschwäche" — oder was sonst beliebt? Sie haben da die schönste Auswahl. Ich meine: „Pyrmont, Schandau, Spaa, Tarasp, Abano, Ems, Barège, Pfäffers, Pystian, Leuk, Baden-Baden u. s. w." Ich bitte zu bestimmen!

Frau von Mayer (nachdenkend): Gegenwas nimmt man Abano?

Dr. Blitz: Gegen Neurose.

Frau von Mayer: Was ist das? . . . Aber lassen wir . . . Gegen was ist Pystian?

Dr. Blitz: Gegen Schleimfluß.

Frau von Mayer: Garstig. Sonst gegen nichts!

Dr. Blitz: O ja, gegen gewisse Frauenübel überhaupt.

Frau von Mayer: Gut. Nehmen wir Pystian.

Dr. Blitz: Eh bien! Nehmen wir Schleimfluß.

Frau von Mayer: Abgemacht! Sprechen Sie also mit meinem Manne, aber heute noch, sogleich, wenn ich Sie bitten darf! — Adieu, lieber Doctor! Ich bin Ihre Schuldnerin!

Dr. Blitz (ihr graziös die Hand küssend): Tag und Nacht zu Befehl, schönste aller Frauen! (Ab)

2. Scene.

(Rauchzimmer des Herrn des Hauses. Herr von Mayer geht mit großen Schritten auf und ab, seinen Glimmstengel [Upmann I.] zornig beißend. Ihm zur Seite Dr. Blitz.)

Dr. Blitz (mit ernster Miene): So ist es, Herr von Mayer! Ich wollte schon zu Beginn des Frühjahres meine Vorschläge machen, aber die Frau Gemalin bat mich, es nicht zu thun; sie wollte die Heilung des Uebels hier versuchen, um an Ihrer Seite bleiben zu können. Nun aber nöthigt mich meine Pflicht, mein Gewissen, mein Ruf, meine Würde, meine Ehre, vor Allem aber die Sorge um das Glück Ihres Hauses, dessen leibliche Wohlfahrt Sie mir anvertraut, das Leben einer engelgleichen . . . .

Herr von Mayer (einfallend): Aber in's Dreiteufelsnamen, meiner Frau fehlt ja nichts, die ist ja gesünder wie wir Alle?

Dr. Blitz (feierlich): Das Auge des Arztes ist wohl schärfer, es sieht . . .

Herr von Mayer (für sich): Hol' euch der Kukuk! (Nach einer Pause, unwillig): Was fehlt also meiner Frau?

Dr. Blitz (zurückhaltend): Im vergangenen Winter befürchtete ich schon die Anfänge einer Phthisiopneumonie bemerken zu müssen, bis ich zu unser Aller Trost und Beruhigung nur einen, allerdings heute noch leichten, aber in seinen Folgeübeln bedenklichen Schleimfluß . . .

Herr von Mayer (wie oben): Ich danke Ihnen für diesen Trost mit dem Schleimfluß! (Wie oben): Wohin geht also meine Frau?

Dr. Blitz (heiter): Sie wollte, wie gesagt, hier, an Ihrer Seite, Linderung finden, aber ich rieth ihr Pöstyén — Pystian. Meine Pflicht, mein Gewissen . . .

Herr von Mayer: Gut, gut. Davon ein andermal . . . Also nach Pystian? . . . (Die Hände ringend:) Kostet mich mindestens zweitausend Gulden! Und wenn sie wieder spielt, das Doppelte! Sie sagte nämlich im vorigen Jahre, wo sie aus Nizza zweimal um Geld telegraphirte, daß sie beim Ecarté fortwährend Malheur gehabt und schließlich einer Baronin dreitausend Francs schuldig gewesen. Wer weiß, ob es wahr ist . . . .

Dr. Blitz: Gewiß!

Herr von Mayer: Ich fürchtete andere Dinge! . . . . Was hatte der Cousin dort zu suchen?

Dr. Blitz: Sie haßt den Herrn Rittmeister. Sie gestand mir selbst, unter Thränen, wie unangenehm ihr der unerwartete Besuch des jungen Mannes gewesen, allein . . . .

Herr von Mayer (ärgerlich): Ach, was verstehen Sie, Doctor, von den Weibern! Heiraten Sie erst, dann reden Sie! (Pause. Mit der Hand über die Stirne fahrend.) Beruhigen Sie also meine arme, leidende Frau und sagen Sie ihr, daß sie ihre Koffer und Schachteln packen soll, sobald es ihr beliebt.

Dr. Blitz (sich verneigend): Ich eile.

Herr von Mayer: Thun Sie das . . . . Guten Tag!

3. Scene.

(Schauplatz, wie zu Beginn der Handlung. Frau von Mayer legt einen goldenen Ehrenmeter sammt Kette in ein Etui, siegelt es und schreibt folgendes Billet.)

Liebster Doctor! Indem ich aus vollem Herzen für Ihre eben so edelmüthige als uneigennützige Bemühung danke, bitte ich Sie zugleich, beifolgende Kleinigkeit als schwaches Zeichen meiner nie versiegenden Dankbarkeit gütigst annehmen zu wollen. Wenn Sie zu Müllers kommen, bitte ich, Klara zu fragen, ob und wann sie eintreffen wird, und ob ihr Bruder Urlaub erhält? Es grüßt Sie auf's beste

Ihre treue Freundin
Adele.

unlängst im Vertrauen g'sagt hat? Wissen's was, Frau von Schmidt, hat er g'sagt, was m'r mit der Lini d'rleb'n können? hat er g'sagt. Die allerschönste Auszehrung, sagt er, können m'r uns einwirthschaften, wann's mit dem Madl nit bald dazuschau'n, sagt er, und d' Lois' — 's Kind wachst so viel stark, is a nit von die g'sundesten; und mein Dolfi schaut a so gelbzipfert daher, als ob er nur alle vierzehn Tag ein' halberten Spatzen z'essen krieget — und Sie wissen, i laß 'n Kindern nix abgeh'n — dafür meint der Doctor: Packen's z'samm, Frau von Schmidt, so bald als möglich, und schau'n's, daß's weiter kommen, 's is die höchste Zeit! — Das hat m'r, wann m'r Kinder hat — i sag's ja . . .

Na, und da hab' i zum Meinigen schon vor ein' Monat g'sagt: Schmidt, hab' i g'sagt, schau di bei Zeiten um, daß d' was Passend's find'st — nit weg'n mir, das weißt, 's is wegen die Kinder, i reiß' mi nit um's Land, na ja — also, daß i sag': ka Modeg'schicht' und nit wo ‚wo der Putz z'viel is, ich brauch' weiter nix, als a g'sund's Platz'l für die Kinder, um mi därf'st di nit kümmern, i bin bald mit was z'frieden . . .

Was i sag'n will — und da hat der Meinige halt wieder in Weidlingau was g'nommen — wissen's, Weidlingau g'fallt mir halt so viel gut, es is so viel schön dort und so viel Unterhaltungen find't m'r dort, wann i zum Beispiel nur an die viel'n Kränzchen von vorig's Jahr denk' — wunderschön und sehr gewählt — also, was ich sagen wollt', so zieg'n m'r uns halt wieder hinaus, nach Weidlingau, weil m'r da schon so ziemlich bekannt sein und weil's auch für die Kinder sehr zuträglich is. Schau'n ja schrecklich aus, die Kinder, so ein' ganzen Winter im Zimmer eing'sperrt, die schlechte Luft und sonst noch alles Andere . . .

Ja und daß ich Ihnen sag', i nimm gar nit viel mit; na ja, es is ja doch nur weg'n die Kinder, daß m'r das Opfer bringt, g'rad 's Nothwendigste nur wird einpackt. Ein paar Kleider, die braucht m'r, das is natürlich, so daher geh'n kann man ja doch nit, wie a Dienstbot', und wann was draußen geben wird, will m'r ja a nit zum G'spött erscheinen, denn es gibt gar ausrichterische Leut' am Land, b'sonders unter die Sommerpartei'n, und

Ordnung is! Aber was will m'r machen, wann m'r Kinder hat? Die Kinder geh'n vor All'n, das is selbstverständlich; wann der Arzt sagt, daß's ihnen gut thut, so bringt m'r halt das Opfer — ich, für mein' Person, du lieber Himmel, i verlang's nit! — Dafür sag' ich ja: Wer keine Kinder hat, weiß gar nit, was ein' Mutter is; die Sorgen, die Kümmernissʼ — Tag und Nacht kein' Ruh! Sein's klein, hat m'r tausend Aengsten um sie, sein's groß, geht die Plag' erst recht an. Glauben's daß i auf mein' Lois nit schon jetzt acht geb'n muß? Sie, die, das wurd' Eine, wann m'r auf sie nit schauet! Was sagt's neulich? Is der Bankert erst elf Jahr alt und — no, ich mag gar nit davon reden, 's is 's G'scheidteste . . .

Wann nur schon Alles aufg'stellt wär', das macht m'r jetzt den meisten Kummer. Man is a wenig beengt d'rauß't im Raum, wann m'r nur a bißl was mitnimmt, weiß m'r nit, wo m'r's hinstell'n soll. I hab' schon hin und her denkt, wo i mein' Toilett' unterbring — rein kein' Platz'l dafür. Mit'n Klavier is's auch so ein' G'frett. Die drei Kinderbetteln schenir'n halt. I hab' m'r schon denkt, wann m'r die Kinder beisamm' schlafen ließet, aber der Meinige will nit, weil der Dolfi so unruhig is bei der Nacht. Aber wann kein anderer Platz is, muß ein's zu der Köchin oder soll auf der Erd' schlafen, richt't m'r ihm halt was z'samm' . . . Seg'n's, meine Gnädigen, das hat man, wann man Kinder hat, so ein' Plag' hat m'r am Hals. Dafür, wer keine Kinder hat, weiß gar nit, wie glücklich als er is! Wie könnt' Unsereins zufrieden leben und könnt' sich Manches vergönnen und könnt' Manches mitmachen, wann m'r nit die Gift und Gall mit die Fratzen hätt'! — Und Alles wegen die Kinder! Ob m'r einmal ein' Dank von ihnen haben wird — i glaub's nit! . . .

Aber was ich sagen wollt': Besuchen werd'n's uns doch öfter an ein' Sonntag? Auf ein' Löffel Suppen oder ein Schalerl Kaffee müssen's m'r einmal die Ehr' geb'n; mit viel kann i freilich nit aufwarten, dafür is m'r nit eing'richt't, man hat auch nur 's Nothwendigste mit, denn weg'n Unserein' geht m'r nit auf's Land, es g'schiecht ja nur weg'n die Kinder! — Also, wenn ich bitten

[illegible] Anein' Sonntag! [illegible]

[illegible] Wahl der Landwohnung.

[illegible] Freili, und 's schönste [illegible] Bitt' nur anschau'n! Anschau'n [illegible] Wär g'rad a Graf da, hätt's glei g'nomma, is [illegible] Spazier'n's nur herein . . . stoßen's Ihner aber [illegible] wie's schon am Land is, [illegible] am Land.

[illegible] A bis'l feucht scheint's [illegible]

[illegible]

Wiener: Später vielleicht ... Und was soll die Wohnung kosten?

Bauer: Hab'n's Kinder?

Wiener: Fünf Stück.

Bauer: Wie alt?

Wiener: Das älteste vierzehn, das jüngste drei Jahr'. Warum fragen Sie?

Bauer (ernst): Weg'n 'n Gras z'samm' treten! ...

Wiener: Hab'n's denn wo a Gras?

Bauer (kurz): Hint' in klein' Hof bei der Schupfen is a Fleck. (Nimmt eine Prise, hierauf scharf:) Krieg'n's öfter Besuch?

Wiener (fast verlegen): An ein' Sonntag, wann's schön is, is's schon möglich.

Bauer (durchdringenden Blickes): Mit Kinder?

Wiener (zögernd): Je nun, wie's kommt ...

Bauer (trocken): Das muß i wissen ...

Wiener (scheu): Kinder kommen schon mitunter mit, aber es sein lauter ...

Bauer (streng): Das wer'n m'r schon seg'n ... da muß extra d'rüber g'red't wer'n ... (Räuspert sich:) Was i frag'n wollt': Wie viel Milli braucht die Gnädige?

Wiener: Das is ung'wiß ... an ein' Sonntag, wann Besuch is, wahrscheinli mehr ... da kann Ihner mein' Frau Auskunft geb'n!

Bauer: Das muß mit der Meinigen ausg'handelt wer'n ... zu ein' fixen Quantum muß si die Gnädige schon versteh'n ... daß m'r si z'richten weiß ... Was i no frag'n wollt' (nach einer Prise:) Wird z'Haus g'waschen?

Wiener: Freili — wann Platz is.

Bauer: Platz g'nua ... g'schwabbt wird in Bach ... d' Hauptsach' is weg'n 'n Holz ... 's Holz wird d' Herrschaft do von mir nehmen? Stell' Ihner halt a paar Klafterln derweil z'samm' ...

Wiener (ungeduldig): Das geht Alles die Meinige an ... Aber ich weiß noch immer nicht, was die Wohnung kosten soll?

Bauer (die Frage abermals ignorirend): Sein's a Tabakraucher?

Wiener: Natürli und a ſtarker a no. Warum intereſſirt Sie das?

Bauer: Weg'n der Feuersg'fahr ... 's Haus is mit Schindeln deckt — a Unglück is bald g'ſcheg'n ... nimm' Tabakraucher nit gern auf!

Wiener: Daß ich Acht geben werde, können Sie doch einem erfahrenen Manne zutrauen!

Bauer: Will's hoffen ... Es iſt aber auch weg'n der Unreinlichkeit ... (barſch:) ein' Sauſtall leid' i nit ... Pfeifen ausklopfen darf in Hof nit g'ſcheg'n, da muß der gnä' Herr ſchon da in das Hüttl' geh'n! ... Was i no frag'n wollt': Sein Sö 'n ganzen Tag bei der Famili oder kommen's nur alle Tag' auf d' Nacht oder nur an ein' Samſtag und bleib'n über'n Sonntag da?

Wiener: Ich komme jeden Mittwoch und Samſtag Abends zu meiner Familie.

Bauer: Spat? Nach Zehni laß i kein' Menſchen mehr einer.

Wiener: Da bin ich längſt ſchon bei den Meinigen ... Jetzt ſagen Sie aber endlich einmal, was die Wohnung koſten ſoll?

Bauer (ausweichend): Sein's a G'ſchäftsmann oder epper a Beamter? Beamte nimm' i nit gern, das ſag' i glei, das ſein meiſtens Pfenningfuchſer, die um ein' jeden Kreuzer a Stund' handeln.

Wiener: Ich bin Geſchäftsmann.

Bauer (nimmt eine Priſe und fixirt ihn): Aber do ka Jud'?

Wiener: Keine Spur ...

Bauer: D' Wohnung koſt't fünfhundert Gulden ... weil Sö's ſein — a Anderer müßt' ſiebene zahl'n ... Weg'n der Milli und weg'n Holz muß no g'red't wer'n ... Möbeln wer'n's eh hab'n ... woll'n's die paar Kaſten und die Tiſch' und Seſſeln benutzen, die d'rinſteh'n, ſo geb'n's halt no a biſſ'l was d'rauf ... an ein' Fuß'ger wird Ihner nix lieg'n!

Wiener: Billig is die Wohnung nicht!

Bauer (brutal): Weg'n 'n Billigſein ſein m'r a nit da ... da muß ſie der gnä' Herr ſchon um was Kleiner's umſchau'n und

nit zwei solche Zimmer nehmen, die wie a Reitschul' sein ... Nacher muß der gnä' Herr bedenken, daß unser Ort die Gasbeleuchtung kriegt hat und die meisten Gehweg' pflastert sein wor'n. Ueberleg'n's Ihner halt! (Wendet sich zum Gehen.)

Wiener (seufzend): In Gottsnam', weil m'r das viele Suchen schon z'wider is ... da is derweil an D'rangab' ... am Montag' kommen m'r ... aber bis zum Herbst können m'r da bleib'n. Nit wahr?

Bauer: Unbedingt! Küss' d' Hand, E'r Gnaden! Bitt' mein' Handkuß an die Gnädige! Wir derweil Alles sauber herrichten lassen ... Wer'n sehr z'frieden sein mit uns! ... Küss' die Hand! (Der Wiener entfernt sich kopfschüttelnd.)

Bauer (für sich): I wir Eng g'rad um die paar Letsch bis am Herbst da umknotzen lassen, daß's vielleicht die paar Weinbeer a no nehmeten, die da d'Spatzen an der Wand überlassen ... Am ersten September wird d'Senkgrub'n g'räumt, der Stub'nboden aufg'rissen und der Plafon neu stukkaturt — da müssen's geh'n! ... Is eh nur wieder so a hung'rig's Weaner Volk mit ein' Schübel Bankerten ... Aber die soll'n m'r trau'n! (Nimmt einen Schluck aus einem irdenen Krügel.)

5. Ländliche Vor-Kritik.

„Die Stadt-Bagaschi rührt si schon wieder!" brummte nach ein paar Tagen der Steffelbauer, als er beim „rothen Ochsen" in „Dingsda" Abends eintrat, seinen Holzstummel ausblies, ihn frisch stopfte, am Kerzenlicht sich Feuer holte und, sichtbar ärgerlich gestimmt, pustend und dampfend an der Seite der hochbestiefelten Stammgäste, seiner bäuerlichen Collegen, Platz nahm.

„Hihihi!" meinte der Nächstsitzende, „kimmen's schon aussa?" No ja, kaum daß der Schnee weg is und a Bisl a Sunn si seg'n laßt, fangt das G'läuff schon an. War'n bei mir a schon a Paar, die so dergleichen thun hätten, als ob's mein Kamanet hab'n möchten, aber i hab ein' kurzen Prozeß g'macht und hab' g'sagt: Juden nimm i ka! D'rauf sein's gangen!"

„War'n 's denn a Juden?“ frug der Loislbauer, worauf der Andere replicirte: „Mir alles ans! I hab schon g'nua g'habt, wie i g'hört hab', daß's Weaner sein; das war'n m'r schon die liabsten Summerparthei'n, so a Volk!“

„No,“ warf der Hanslbauer ein, „wann's keine Kinder hab'n, kann m'r ja a Aug' zudrucken?“ Aber der Loislbauer wollte von solcher Duldung nichts wissen und rief unwirsch: Stadtleut' — Stadtbagaschi! Dabei bleib i!“

Da legte sich der „rothe Ochsenwirth“, der von den Sommerpartheien am meisten zu profitiren wußte, in's Mittel und sagte besänftigend: „Aber Moaner, seid's g'scheidt! Daß die Weaner a „Volk“ sein, daß's wissen m'r Alle, aber brauchen thun m'r's ja do! Was thätst denn Du Loisl, mit Deiner alten Kalupen, wo's'd im Winter Kraut und Erdäpfeln drinet hast, wann d'Weaner nit so — sag'n m'r guat — wär'n und zahleten D'r für a Paar Monat ein' blanken Hunderter?“

„Wos, ein Hunderter?“ schrie empört der Loislbauer, „ein Hunderter, jetzt, wo die Börs so in der Höch is? Zwa Hunderter muaß i heuer für mein Kammer krieg'n, anderscht laß i gar nit reden mit mir! Schneibt ihner ja schon wieder's Geld nur so einer, da wär's heili a Verbrechen, denen Leuten was z'schenken! Zahlt muaß wer'n, daß ihner d'Schwarten kracht!“

„Wahr is's,“ ergänzte der Steffelbauer, „und a Sünd wär's, die m'r am G'wissen hätt, wann m'r's nit urndli straffet! Wann m'r nur bedenkt, was Ein'm das Volk Gras z'sammtritt, was die Kinder ruinir'n, was's für Obst stehl'n und was sunst no z'Grund g'richt wird! I mach zwar eh immer, eh's fortzieg'n, mein' separate Rechnung und laß's a nit früher geh'n, bis's nit so und so viel extra „für Abnützung und Beschädigung“ niederg'legt hab'n, aber den Gift und Gall, den m'r die Zeit über mit die Fratzen g'habt hat, den zahlt Ein'm ja do Niamand! Dafür sag i: 's Geld wär schon recht, aber die Leut mag i nit seg'n!“

Der Michelbauer, der bisher stumm zugehört und nur verschmitzt pfiffig vor sich hinblinzelte, gab nun auch einen Vorschlag

zum Besten und sagte: „I hab da immer ein' Ausweg g'wußt; i hab m'r glei in Anfang den ganzen Zins in Voraus zahl'n lassen und hab schon in der nächsten Wochen so zum Umerwettern und zum Spektakelmachen ang'fangt und die Kinder z'sammg'schimpft und war so saugrob, daß's Alle g'nua g'habt hab'n und stante-pede auszog'n sein. So hab i mein Geld und a Ruah g'habt!"

„Und i hab die Gäst verlur'n!" erwiederte der Wirth, „wann's Oes d'Leut davonjagt's, was hab denn i? Oes zahlt's mein Wein nit mit achtzig Kreuzer, Eng muaß i'n um sechsadreißig geb'n, und meine Hendeln und Anteln und Ganseln kann i selber fressen! Also — Alles wos recht und billi is! Vertragt's Eng mit die Stadtleut, wann's a a Bagaschi sein, aber a Geld hab'n's und das müassen's bei uns sitzen lassen. Also, g'scheidt sein!"

Der Appell schien einigermaßen zu wirken, die Gesellschaft steckte die Köpfe zusammen, brummte etwas Unverständliches und kam endlich zu dem Entschlusse: „Meintweg'n, nehmen m'r's no amol, das Volk, aber — zahl'n müssen's, daß's schwarz wer'n; den letzten Kreuzer reißen m'r ihner aussa!"

Da ließ der Loislbauer einen hellen Juchazer los, welchem der Hauslbauer secundirte, worauf der Steffelbauer und der Michelbauer mit „Vierzeiligen" antworteten, bis ein heiterer Chorgesang begann, wozu ein frischer Doppelliter gemeinsam spendirt wurde.

6. „Aussi mit Eaner!" oder: Von den „Herbst-Manövern."

Ein paar Tage noch, und sie müssen „hereinziehen" oder sie setzen sich den bösartigsten, nachsichtslosesten kritischen Bemerkungen ihrer sommerlichen „Hausherren" aus. Denn sie haben, wie Letztere „Stoan und Boan schwier'n", nur bis zum „Hirgst zahlt" und der „Hirgst" ist schon längst da, also — „Zeit war's, daß's weiter kummaten!"

Es handelt sich nämlich um den endlichen, seit Wochen versprochenen und immer verzögerten Abschied unserer großstädtischen Zeitgenossen aus und von jenen, mit Düngerhaufen garnirten

Spelunken, welche einerseits die unverschämteste Speculation und andererseits der naivste Wahn als „Sommerwohnungen“ zu classificiren pflegt, die aber von den toleranten Wienern nur so lange benützt werden dürfen, als man die kalkfeuchten Räume nicht zu wichtigeren Zwecken verwendet, z. B. zur Aufschüttung von „Trebern“, „Krauthappeln“, Erdäpfeln, Burgundern, d. h. überhaupt als Vorrathskammer und Schweinfutter-Registratur. Rascheln und knistern die ersten gelben Blätter unter den Füßen der „Lustwandelnden“, so ist demnach der wahrhafte Land-„Ultimo“ angebrochen, ja der Respectstermin der bäuerlichen Duldung fast schon überschritten, und es ist den geehrten Herren und Damen aus der weitverzweigten Genossenschaft der „Sommerpartheien“ dringend zu rathen, „einzupacken“ und den idyllischen Salettl-Freuden Lebewohl zu sagen. Aber sie machen noch immer nicht Miene, die residenzlichen Laren und Penaten aufzusuchen, sie können sich trotz aller Nebelunbilden nicht losreißen von den pittoresken Genüssen eines Klee-Ackers, sie warten noch — die Einen auf die Weinlese, wobei man einen Theil der Miethe zu refundiren hofft, die Andern — auf Gott weiß was. So entwickelt sich denn nun auf den Kegelbudeln der verschiedenen „Wirthshäusern“ des V. U. W. W. unter den diversen Miethsherren meist folgender Gedankenaustausch:

Der „Kaiblinger Toul“: „No, was is's denn, Seppl, bringst Dein Stadt-Bagaschi a nit aussi, wie i d'meinige? Dö wart'n am Most, dös kennt m'r, soll si aber nur an's rühr'n von die Fratz'n und a Weinber nur angreif'n — i bring's um!“

Der „Kloan-Heigl“: „Mein Gott! vergunn dem Bettelvolk dö paar Kernd'ln; meine Stadtleut' hab'n si heuer amal an die Holzbirn sattg'fressen, dö beim entern Zaun san; meine Buab'n mög'ns eh nit, so hab' i dem Glumpert die Freud' lass'n, weil's wenigstens mit'n Zins pünktli war'n.“

Der „Mathias Schatzriegel“: „So nothige Leut' möcht' i nit, und wann's m'r 's Dreifache zahleten! Mein' Gnädige hat 'n Anfang über d' ablasene Milli a Schnoferl g'macht, aber derer hab' i 's Wilde abag'ramt und hab' ihr g'sagt: wissen's

was, hab' i g'sagt, wann Ihna dö Milli nit recht is, so kaufen's unser'n Bader sein' Safenlader ab, Samstag und Sunntag kriag'ns gnua!"

Der „Fuxberger Naz": „Oes seid's recht unchristliche Moaner! I hab' zu mein Stadtjuden g'sagt: Dös Fleckl Gras g'hört Ihna — an Schritt weiter: kost's 's Monat um zehn Gulden mehr! Nöt g'rührt hab'n se si! Man muaß nit unbilli sein . . ."

Der „Franz Birnhofer": „Unser g'stazte Madam' — wer's eigentli is und von wem die Kinder san, waß heuntingen Tags no ka Mensch — hätt' a ihre Muck'n g'habt. Bald war ihr d'Kammer z'naß, bald hätt' mein' Jüngste ihr Madl g'schlag'n, bald war' ihr von der Wäsch was wegkumma, und bald hätt' die Meinige von ihr'n Mehl und Schmalz a Einbrenn g'macht. No, so bin i halt amal schiarch word'n und hab' zum Z'sammrechna ang'fangen und hab's g'fragt, ob die Ribisl und die Zwesch'ben, die ihre Bankerten händweis einitrag'n hab'n, nix kost'n? Hat die Aug'n g'macht! A Fünferl hat's d'rauf leg'n müass'n und a Ruah war nachher . . ."

Der „Michl Schönbichler": „Meine Isenbart hab i alser zeitiger heuer gar nit kennen g'lernt. Und die Kerschen — g'rad, als ob der Schauer d'rüber kumma war! A hungrig's Volk, das! Wann's aber beim Auszieg'n nit no was d'rauf geb'n, laß' i 's pfänden!"

Der „Wallner Hans": „Mein' große Wies'n is hin! Und gar ka Abseg'n no, wann dös Gschnaswerk afahrt! Hab'n freili dreihundert Gulden zahlt, aber dö Gift und Gall, was ma abischlick'n muaß, is nit mit fünfhundert ausglich'n! Was hab'n's denn neuli nit woll'n? Meine Kinder soll'n 'n Mist nit alleweil zu ihnera Thür' hinkehr'n! G'rad z'Fleiß g'schiacht ihner das, hab'ns g'sagt! Himmelkruzitürken, da hab i m'r aber 's Maul ausg'lart! Wann's Ihna nimmer g'fallt bei uns, hab i g'sagt, so können's ja geh'n! Is eh nur unser guater Will'n, daß m'r Ihner no dalass'n und ruawig zuaschaun, wia's uns um dö paar Knöpf alle Bam ruanir'n und 's ganze Kramat z'sammtret'n! Urndliche Leut'

valaſſ'n am z' Marigeburt - - 's höchſte: z' Michaeli! Verſtehn's? Was no länger bleibt, is a ſchmutzig's Volk, was am arm freſſen will! . . . So hab i g'redt — no, jetzt pack'n's z'ſamm . . ."

Der „Schwarzhofer Lois": „Nach Michaeli verlang i für jeden Tag zwa Gulden! Punktum und a Strafand d'rauf! Ka Wörtl wird da mehr g'redt! Kummat m'r g'rad z'recht, ſo o zaußig's Bandl! Nit a Halbe Wein hat der ſaubere Stadtherr heuer zahlt! Am Kirtag hat er mi gar nit kennt! Bittet auf's Jahr wieder um a ſo a Parthei! Pfui Teufel! . . . A Seitl no, Lepold!" -

Und ſo weiter. Um „Thereſia" herum beginnt demnach die bäuerliche Sommerſaat zu reifen und was ſeit drei und vier Monaten in dem treuherzigen Buſen des biederen Landmannes ſtill geſchlummert und unter dem ſilberbeknöpften rothen Latz vergraben, hervorzudrängen und in üppige Halme zu ſchießen. Und der ſtädtiſche Zauderer, der ſein Auge ſo gerne weidet an den ruſticalen Beſchäftigungen, er kann nun erſt Zeuge der ſtrotzendſten Ernte werden und an einer - Flegeleien-Fechſung Theil nehmen, von deren überreichem Ergebniſſe er ſich bei der gemüthvollen Abſchließung des Miethcontractes nichts träumen ließ. Schnürt deshalb raſch Eure Bündel, packt Eure Siebenſachen und wartet nicht auf die übliche ſpätherbſtliche Form des Abſchiedes und der Trennung, außer Ihr wollt den „vollkommenen Grobian" in ungeſchminkter und unverfälſchter Geſtalt kennen lernen und die variirenden Tertausgaben über „Brutalität" zwiſchen den Claſſikern Sieverings und Gainfarns vergleichen!

7. Audiatur et altera pars.

Meine Darſtellung unſerer ſommerlichen Leiden und Freuden macht nicht den Anſpruch auf Originalität, d. h. auf den Werth einer überraſchenden Entdeckung, einer Bloßlegung bisher unbekannter Schaden, einer endlichen Enthüllung ſchrecklicher Verbrechen, deren der egoiſtiſch abgeſeimte „Landlümmel" und ſein ſchwe-

felnder Helfershelfer, der brutale Ortswirth, an ihren städtischen Opfern sich straflos schuldig gemacht. Ach, das Uebel ist ja ein uraltes, ein allseitig bekanntes, ein hundert- und tausendmal besprochenes und es hat noch Nichts so viele Anzeigen, Beschwerden, „Eingesendet“ und „offene Briefe“ hervorgerufen, als das Martyrium der Sommerfrischler, namentlich aus Wien's „malerischen Umgebungen.“ Und so wimmelt es alljährlich zwischen Mai und October in den Blättern von polemischen Mittheilungen, und nehmen die Stoßseufzer der beleidigten, gekränkten und — betrogenen Miethpartheien kein Ende.

Aber wie wäre es, wenn eines schönen Tages ein biederer und echter „Waldviertler“ auf dem Redactionsbureau des betreffenden publicistischen Organes, das ihn so schmählich (und natürlich unverdient) „herunter gerissen“, erschiene und in ungeschulter Eloquenz zur „thatsächlichen Berichtigung“ etwa wie folgt, spräche?

„Alles was recht und billi is. Wann Sö unsern Wirth z'sammschimpfen und an uns Bauern ka guat's Haar lassen, so müassen's schon d'erlauben, daß mir Bauersleut', was mir d'Stadtleut' g'höri kennen, a a Wörtl d'reinreden.

Ich hab' in mein' Häusl, was schon vanzi dasteht, mitten in der Wiesen, und bröserltrucken is, a Paar Zimmer und a Paar Kamaneder z'verlassen, für dö i no alle Jahr Summerparthei'n g'funden hab', aber — was für a! Verwichen schon gar! D'oane Famili mit fünf Kinder — g'rad als ob's 'n Teufel aus der Butt'n g'sprungen war'n — hat an kloan' Beamten g'hört; d'andere mit vier Kinder — a in all'n Angrad und schlimm g'nua — war a nit viel mehr. Jetzt, bester Herr! hätten's seg'n soll'n, was die zwa Weiber — will i sag'n: gnädinga Frau'n — trieb'n und Oane der Anderen zum Schur anthoan hat. War dö beim Herd und hat Stagl'n g'hitzt, zum Unterröck' bögeln, hat d'Andere a hin woll'n und hat g'stichelt über noble Bettelleut', die's Strachmachen liaber geh'n lassen sollten, wann d'Kinder eh' nix z'essen hab'n. Dös hat d'Andere natürli nit eing'steckt und hat z'ruck g'stichelt, iatzt war d'Remasuri firti, bis sa si beinah' in d'Haar g'fahr'n san. Können's Ihna dö Unterhaltung denken!

In aller Fruah schon is d'Hetz angangen. Is die Oane mit drei g'stirkte Unterröck in ihr Salettl kummen, hat d'Andere viere anzog'n und hat damit an Lärm g'macht wie a Dunnerwetter. Hat d'Oane vier Brasleter umg'hängt — sein eh' lauter tumbackene g'west — hat d'Andere fünfe auffithan und damit g'scheppert, wie da Mistbauer. G'rad wie zwa Verruckte!

Die neun Bankerten hab'n derweil g'rafft, daß d'Fetzen umg'flog'n sein, oder hab'n si Löcher in Kopf g'schlag'n. War a wengl a Fried, sein die Fratzen auf der Wies'n umg'sprungen, so daß ka Halmerl Gras für die Küah z'gniaßen war. Von aner Kerschen oder aner Birn zeiti werd'n lassen, ka Spur — sein früher aberg'rissen word'n! Unser Schmalz hab'n's nur händweis zum Haarschmier'n g'numma, alle Fingerlang war so a Himmelsakrament in der Kuchel und hat si von unsern Buter damdick aufg'strichen. Mit Ausleichen von Mehl und Eier für die Gnädinger ka End und beim Z'sammrechna a Dischpatat. A hell's Elend!

Wann nachher an ein Samstag die gnä Herr'n kumma sein, da hat der Kirtag erst recht ang'fanga. Dös Verklag'n, dös Lamantir'n, dös Flenna! Unsereins hätt' da allerweil no 'n Richter mach'n soll'n, derweil m'r liaber 'n Stöcken g'numma hätt' und dö zwa gnädinga Funtzen miteinand — no Sö verstengan mi schon . . .

Seg'n's bester Herr, a rein's Unglück mit solchene Parthei'n! Was nur G'schirr z'Grund gangen oder — verschleppt word'n is! A Holz kaufen, dös is der Herrschaft nit eing'fall'n, da hat unser's herhalten müass'n, was m'r do a nit z'schenken kriegt! Alle Bam' verschnitzelt, a Hendl d'erworfen und n' Sultl n' hintern rechten Fuß beinah a'g'schlag'n; ka Fenster in der Ordnung, d'Wänd' aufkratzelt und die Tauben verjagt. Hat m'r was g'redt, hat's g'heißen: Sein halt Kinder, verstengan's nit besser und beim Auszieg'n wird All's vergüt't. Ja muring. Nit a luckerten Heller hab'n's mehr zahlt, als was ausg'macht war, dafür sein's aber um vierzehn Täg' länger blieb'n. Und vor solchene Leut' soll ma an Respekt hab'n? Weil's von der Stadt sein? Schamen sollt'n's ihna vor'n Knecht und vor'n Halterbuab'n . . .

Dös is aber Ans. Weil ihna der Adlerwirth nix mehr auf-g'schrieb'n hat und die Gläser und Flascheln und Teller z'ruck-verlangt hat, was er allerweil herleichen hat müass'n, hab'n's ihn ausg'richt und in der Zeitung verklagt, aber hab'n ihm erst no a Jed's über ein Gulden a'gstritten, was's ihm schuldi war'n, was i selber woaß. Und übern Fleischhacker hab'n's a g'schimpft und hab'n g'sagt, daß er a stinkat's Fleisch verkauft, weil er der oa'n Köchin aufs Büachl nix geb'n hat. Recht ausrichterische Leut, und war nix dahinter, bei Koaner! Hätten All's gern umasunst g'habt, weil's glaub'n, bei uns wachst's nur so, oder wir dörfent nur aussi geh'n uns s' Sacherl einertrag'n, wos über Nacht vom Himmel aberg'fall'n is. Solchene Narr'n gebet's mehr.

Dafür glaubet i, daß dös nix Unrecht's war', wenn m'r von Leut', die gar so viel nobli thuan woll'n und hint' und vorn als Herrschaft ang'seg'n woll'n wer'n, a Paar Groschen mehr verlangt, als was sonst der Brauch is. No ja, zwinga thuat m'r's ja nit — schafft ihner's ja Niemand, daß's d'Modi mitmach'n und am Land sein müass'n, soll'n halt in der Stadt bleib'n, wo's so viel billi is und wo's so viel fein b'handelt werd'n. Dös G'schmoaß . . .

Dan Viechzorn könnt' m'r krieg'n, wann m'r an dö Gall denkt, was Ein'm so Leut' die g'rad ka Gnüag'n hab'n und für die Paar Knöpf, die 's Ein'm zizelweis zahl'n, d' ganze Gegend a'fress'n möcht'n, über d' Sommerszeit machen. Gar nit z'reden davon, was z'Grund geht und was in d'häusliche Hauswirthschaft für a Verwirrung und a Unfried'n dazwischen kimmt! Dessentweg'n hab'n m'r a, was m'r Moana von unserer Gegend san, g'sagt, wie m'r beim Adlerwirth dos g'lesen hab'n, was 's da ins Blattl einig'schrieb'n hab'n, das dös 's Meiste g'fahlt is. S'is ja a großmächtiger Schiedunter zwischen Leut' und Leut', und wann Ein'm 's Unglück trifft, Leut' z'krieg'n, die eigentli koane Leut' san, sundern — a — a — no, Sö verstengan mi schon, so is's leicht mögli, daß m'r a wengl grob wurd' mit die Leut. Und dessentweg'n bin i glei in d' Stadt einerkimma und hab ihna aufg'suacht und that halt schön bitt'n, daß's a unsre Beschwerniß als Entgeg-

nung in's Blattl einidruckaten. Der Wirth laßt a bitten. So, jetzt woaß's der Herr, nix für unguat — pfiart Gott, pfiart Gott!"

Ich würde diese „Entgegnung", als vollkommen glaubwürdig, unbedingt und kostenlos aufnehmen.

II.

Stadt- und Vorstadt-Figuren.

1.

Vom Manöver-Schani.

Darf man über gewisse Schichten und Classen der etwas bunt gemischten Wiener Bevölkerung noch schreiben? Die Frage ist keine müssige und es ist Grund vorhanden, sie zu stellen. Manche Leute sind nämlich plötzlich „empfindlich“ geworden und wenn man unzweifelhafte Taugenichtse und faulenzende Schnapsbrüder mit den ihnen gebührenden Namen belegt, so geberden sie sich förmlich „beleidingt“ und verlangen, wenn schon keine „Satisfaxion“, so doch eine andere „Rangsordnung“ und prätendiren, in der ehrenwerthen Genossenschaft der „Armen“ registrirt zu werden. Das veritabelste Gesindel!

Merkwürdigerweise findet diese Sippe zufolge der in der Masse herrschenden und durch einzelne unselige „Volksdüchter“ auch genährten Verwirrung der natürlichsten Rechtsbegriffe, wenn es sich um eine entscheidende Classification der Bedürftigen handelt, bei den Denkunfähigen oft sogar eine schützende Fürsprache, und es wird Derjenige verlästert und von dem großen Haufen als „Feind der Armen“ verdächtigt, der nicht Alles, was sich in Fetzen und im zerrissensten Zustande repräsentirt, als „berücksichtigungswürdige Armuth“ erklärt. Ich schrieb über „Lumpe“ und arbeitsscheue Professionsbettler — es ist unglaublich, was für .... alberne Briefe und mit dem Muthe der Pseudo- und Anonymität ausgezeichnete Correspondenzkarten ich erhielt, die allerdings nicht den Empfänger beschämen, sondern die dunklen Absender. Ich beklagte, daß wir jahrüber mit dem leidigen Modus unserer Kreuzergaben Tausende an Unwürdige verschenken, indessen die herzergreifendste Noth gerade dort herrscht,

wo wir achtlos vorübergehen, und die brutale Bornirtheit kommt mit ihrem alten „Hepp! Hepp!“ und der bequemen peremptorischesten Aufforderung: „Die reichen Juden mögen zahlen!“ Auch eine Antwort.

Ich fühle mich nicht veranlaßt, als Anwalt der „reichen Juden“ aufzutreten, aber ich nehme auch das Vagabundenthum nicht in Schutz und verwahre mich höchlichst gegen die Zumuthung, auch für das Fusel-Gelichter — und von diesem war eben damals die Sprache — um milde Spenden plaidiren zu sollen, auf Branntwein. Es ist absurd, diesen Standpunkt des Langen und Breiten vertheidigen zu müssen, aber es geschieht nur jener . . . Querköpfe wegen, welche nicht zu lesen und nicht zu unterscheiden vermögen und die in dem dringlichen Kampf gegen den frechen Mob sich fürwortlich auf dessen Steite stellen.

Wohl bekam ich auch andere Briefe, in erdrückender Menge, deren Inhalt mir die Brust zusammenschnürte und die man eigentlich veröffentlichen sollte, um das wirkliche Elend zu enthüllen und dem Humanisten den Weg zu zeigen, wohin er sich zu wenden habe, wenn er ein gottgefällig Werk zu üben — in der Stimmung ist; aber Rücksichten auf die sonstigen Verhältnisse der Betreffenden verwehren zuweilen dies nächstliegende Auskunftsmittel. So antworte ich denn den Aermsten: Duldet, leidet und — hofft!

Sie hoffen Alle. Nicht auf Erbschaften oder Lottogewinnst oder sonst ein Wunder, sie hoffen auf — Arbeit, um sich und die Ihren rechtlich ernähren zu können. Da läßt mir ein stockblinder Familienvater durch seinen Buben schreiben, er wolle Vögel abrichten, nur um nicht Hunger zu leiden, aber es fehle ihm ein — „Werkel“. Er fühle sich am unglücklichsten, weil er müssig sein müsse und Zeit seines Lebens an Arbeit gewöhnt gewesen sei. — „Nur nicht müssig und dem lieben Herrgott den Tag abstehlen!“ schreibt ein Anderer, und ich denke eben nach, wie dem Manne Arbeit zu verschaffen, da — klingen lustige Weisen von der Straße herauf, die Militärbande zieht vorüber und ein Troß von Hunderten schlendert an ihrer Seite. „Glückliche Leut', haben zu so etwas Zeit!“ heißt es in dem bekannten Couplet . . . .

Hunderte sind es, die seit frühem Morgen auf den Beinen, die den zu ihren obligaten Uebungen ausmarschirten Truppen meilenweit nachgetrampelt und auf den Exerzierplätzen stundenlang maulaffend herumgelungert. Es sind die wohlbekannten „Manö-ver-Schani's", Männer und Bursche jeglichen Alters, die um die Mittagszeit auch auf dem Burgplatze während der Wache-Ablösung in Sturm und Regen und Sonnenbrand sich einfinden und der großen Trommel und den „Tschinellen" täglich das Geleite geben. Wer diese Leute sonst noch sind? Eine schwer definirbare Gattung von — Nichtsthuern. Sie nennen sich, wenn sie mitunter beim Abzwicken einer Uhr oder beim Ziehen einer Geld-börse erwischt werden oder sonst mit den Sicherheitsorganen in Conflict gerathen, meist „vazirend", aber das Gewerbe, was sie erlernt haben und betreiben sollten, ist nie mit Bestimmtheit zu eruiren. Man weiß nur, daß sie „stets Zeit haben", sie füllen bei Diebstahls-, Einbruchs- und Raubmord-Processen die Galerie des Schwurgerichtssaales als aufmerksamste Zuhörer, sie stellen sich vor den Kasernthoren auf und bilden, wie erwähnt, die Avant- oder Seitengarde der Truppen, wie sie Nachts die Sauvegarde der Straßendirnen sind; sie gelten als Stammpublicum bei sämmtlichen Paraden und sonstigen militärischen Schau-Productionen und waren, als noch die Hinrichtungen öffentlich vollzogen wurden, bei der „Spinnerin am Kreuz" vollzählig zu treffen. Sie haben immer Zeit, möge ein Geschehniß bei Tag oder Nacht sich ereignen, sie sind dabei, sie fehlen nirgends, es sind dieselben Gesichter allüberall zu sehen. Wer die Leute sind? Wie gesagt: Nichts — Tagdiebe.

Ihre Angehörigen arbeiten vielleicht im Schweiße ihres Angesichtes: der Vater ist ein Ablader an der Donaulände, die Mutter eine Waschfrau — der Sohn nimmt ihnen die schwer verdienten Groschen und vagirt nichtsthuend Straße auf, Straße ab. Ermüden ihn die Promenaden, so wirft er sich in die Ecke einer Surrogat-Kaffeeschänke oder Branntweinkneipe und verschläft die „freie Zeit", bis die Wacheablösung beginnt, wo er sich einfinden muß. So glaubt er nämlich. Harmlose Naturen taxiren dieses Faible als

[illegible]

[illegible] Manöver!" klagte [illegible] „Die meinigen [illegible] und die zwei betagten Weiber [illegible] und Kirschenbutten eigenhändigst [illegible] Die Söhne beim Manöver und die Mutter roboten [illegible] Ich kannte einen lungenkranken Mann, der [illegible] fungirte und der in seiner Arbeit ab und zu Einhalt thun mußte, weil er auch an „Seitenstechen" litt. „Warum schicken Sie Ihren Sohn nicht?" frug der Herr des Hauses, dem der Anblick wehe that. „Mein Gott!" erwiederte hustend der Alte, „die Kinder sein heuntigen Tages nit mehr so, wie's amal war'n . . . der Schlankel mag nicht recht arbeiten, er war beim Simmeringer Nachtmanöver und schlaft jetzt z'Haus!" Vielleicht sind auch

die Eltern anders, als wie sie ehemals waren. Ach, es gibt schon noch „sorgsame Kinder“. Da traf ich erst neulich einen jungen Mann, der von einer ländlichen Excursion etwas erhitzt, Abends um 10 Uhr in Wien eintraf. Er wollte seine Eltern, die zeitlich zu Bette gehen, nicht mehr stören und ging deshalb lieber zu — Hornik und dann in ein Café, das Nachts über offen hält. Was thut man nicht Alles, wenn man seine Eltern liebt!

Der „Manöver-Schani“ hat ausgebreitete „Bekenntschaften.“ Nicht wählerisch in seinen „Anschlüssen“, gesellt er sich dem Nächstbesten zu, den der Zufall an seine Seite bringt und mit diesem trottet er ungezählte Stunden, über Stock und Stein, durch Gestrüppe und Gräben, durch Sandwüsten und über Berge, fort und immer fort. Er theilt mit den Cumpanen die aufgelesenen Cigarren-Stummel, oder raucht abwechselnd aus der auf ein Paar Züge ausgeliehenen Pfeife, offerirt dafür zu einem kurzen Schluck das gewisse schmale „Flaschl“ aus der Seitentasche und regalirt sich vice versa bei dem Stehtrunk, der bei einer fliegenden Marketenderin wieder von dem Andern bestritten wird. Das schafft Allianzen, die oft unlösbar und manchmal Stein und Suben überdauern. Der arme „Muß-Soldat“ flucht im Stillen über den Marterweg, den er pflichtschuldigst — c'est à dire „im Dienste des Vaterlandes“ — zu machen hat; der „Manöver-Schani“ thut's freiwillig und ist dabei ungetrübtester Laune. Denn so hat er doch wieder einen halben oder ganzen Tag todtgeschlagen, denn was er mit der „Zeit“ sonst anfangen sollte, wüßte er ohnehin nicht. Er ist ja just „vazirend“ — wenn er's auch oft sein Leben lang ist. Muthet ihm aber zu, selbst gegen ein gutes Entgelt, eine Arbeit zu verrichten, ein Rad zu treiben, ein Zimmer zu weißen, oder ein Packet irgend wohin zu tragen — er lehnt es entschuldigend ab, er hat „keine Zeit“, er muß, schon der übrigen Spießgesellen wegen, längstens um 11 Uhr Vormittags bei der Kaserne sein und von dort als Assistenz die Musikbanda begleiten. Nachmittags schlendert er dem Donau- oder Wienufer zu, sucht sich ein schattig Plätzchen und überläßt sich der contemplativen Aufgabe, die Pudelscheerer und Hundewascher zu betrachten und die verschiedenen Variationen in

der Manipulationen der Betreffenden zu kriminiren. Dieses ein [illegible] Leben. Der Arbeitsame nennt uns jedoch einen „[illegible]“. Ist diese Titulatur zu hart und ungerecht?

Wer weiß, ob es den Einen oder den Andern nicht doch [illegible] zu mißgünstig beurtheilt zu werden und er nicht etwa gar [illegible]? Oder vielleicht findet die „[illegible]“ an und für sich ihre Vertheidiger — — es ist ja Alles möglich.

2.

Der Hetzbruder.

Sein Los sind schließlich meist — Prügel, wenn ihn nicht Schlimmeres erwartet. Manche wurden, wenn's zu arg kam und der vermeintliche „Spaß“ als solcher nicht acceptirt wird, bei den daraus sich entwickelnden gesellschaftlichen Raufereien todtgeschlagen oder mit Messerstichen tractirt, oder mittelst eines wohlgezielten Seitelstutzens oder Henkelkrügels oder ausgerissenen Sesselfußes an ihrem respectiven Hinterhaupte mit einem tüchtigen Merks versehen, dessen Heilung dem Chirurgen selbst Kopfzerbrechen verursachte. — Alle aber, die das Metier des „Frozzelns“, den Sport des „Z'sammhetzens“ mit Vorliebe betreiben, sehen, wenn ihnen der Tribut der allgemeinen Anerkennung ihres Wirkens auch nicht in den vorcitirten Formen zu Theil wird, ihre „Passion“ doch insoferne schlecht belohnt, als im Verlaufe der Zeit und der Begebenheiten auch die enthusiastischesten Compagnons dieser unausgesetzten „Scherze“ satt und müde werden, und der findige Urheber dieser classischen „Juxe“ endlich auch von den „dicksten Freunden“ gemieden wird, nachdem die Reihe des „Gehänseltwerdens“ und „Aufsitzens“ auch an sie gekommen. Denn man lacht gerne über Andere und findet gerne Andere lächerlich, ist aber höchlichst „beleidigt“, falls man selbst zum momentanen Stichblatt ausersehen. Das wurmt, das wird nicht vergessen, und so häufen sich die „tödtlichen Feindschaften“, bis sie nach der Zahl der Theilnehmer an den gemeinsamen „Hetzen“ complet sind.

Die Species „Hetzbruder“, die Anlaß zu diesen lehrreichen Betrachtungen gibt, unterscheidet sich nemlich scharf von jener lärmenden Hauptgattung, welche unter derselben Titulatur

firmirt ist, die aber ihren Cultus nicht an einzelnen und ausgewählten Personen betreibt, sondern für die die Sache an sich, und zwar jede Sache und jegliche Angelegenheit zur — Hetze wird. Landpartien, Gesammtausflüge, Heurigenbesuche, große Schaustellungen und Aufzüge, Hochzeitsfeste und Hinrichtungen, ja nicht selten sogar Leichenbegängnisse oder Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und sonstige Elementar-Ereignisse bieten für diese eigens organisirten, dem Ernste und der ernsten Empfindung unzugänglichen Naturen Grund und willkommenste Gelegenheit, den „Fall", wenn schon nicht als „Jux" zu behandeln, so doch hiebei so weit — auszuarten und auszuschreiten, daß die nie fehlende „Hetze" plötzlich fix und fertig ist.

Unser „Hetzbruder", den wir im Auge haben, ist anderer Art. Er liebt nicht einmal sonderlich den johlenden Trubel der Massen, meidet auch meist das Ungestüme und Spektakelhafte großer Ansammlungen und begnügt sich mit einem kleinen Kreise auserwählter Compane, wo er seinen Witz leuchten läßt und seine spitze Zunge unaufhörlich in Thätigkeit ist. Daß als Lieblings-Terrain für seine Productionen die Stammkneipe gilt und daß als Comparsen die treuen Genossen der abendlichen Tafelrunde figuriren, ist ebenso selbstverständlich, wie, daß er nicht den Präsidentensitz einnimmt, sondern als „pfiffiges Kreuzköpfel" an der untersten Tischecke sich sein Plätzchen erkiest, um für seine diversen Manipulationen Raum zu haben, ungehindert ab- und zugehen, und im entscheidenden Augenblicke, wenn der Knalleffect losbricht — verschwinden, d. h. dem rächenden Arme des wüthend gewordenen Opfers lachend entspringen zu können.

Denn unser „Hetzbruder" ist ein sogenannter „lustiger Kauz", der die närrischesten Einfälle hat, voll „Schabernak" ist und dessen Gehirn die unglaublichsten „Streiche" ausheckt, um heute Diesen und morgen Jenen in den Bannkreis seines „Witzes" zu ziehen — mit anderen Worten „aufsitzen" zu lassen. Oberflächliche Geschichtsschreiber würden nun den Mann einfach in die Rubrik der gewöhnlichen „Wirthshaus-Spaßmacher" rangiren, und man könnte sich die Eintheilung auch gefallen lassen,

wenn seine Tendenz gutmüthiger Natur wäre, und in seinem Treiben nicht die directe Absicht vorherrschte, sein Object an der empfindlichsten Stelle zu treffen und mit den giftigsten Pfeilen zu verletzen. Und so gilt er, namentlich bei den geängstigten und eingeschüchterten Frauen als „schlimm", während er vielmehr böswillig ist.

Ist sein gepriesener „Witz" ja doch eigentlich nur „hämischer Spott" und ist es nur beißender Hohn, was er als „harmlose Spaßetel" taxirt. Er kennt die Schwächen jedes Einzelnen und „heanzt" ihn so lange, bis der Betreffende „springwüthig" wird und der Chorus der Lachenden ihn noch separat in „Harnisch" jagt. Nun ist der schlaublinzelnde Agitator in seinem Elemente, die allgemeine Stimmung ist die erwünschteste, denn der Zorn des Getroffenen steigert nur die Fröhlichkeit der Uebrigen. Hiedurch aufgemuntert, wagt der „Hetzbruder" noch einige Zuthaten und schickt seine verläßlichsten Reserven ins Treffen; er ist schonungs- und rücksichtslos, es fällt Wort auf Wort, eines schneidiger als das andere, in den Augen des jauchzenden Auditoriums glänzen Freudethränen, ihre Bäuche wackeln vom Lachkrampfe geschüttelt, aber — eben in solchen Momenten, wo der Triumph des Anstifters am höchsten, erwächst auch häufig für ihn eine der Eingangs erwähnten Gefahren, und nur ein rascher Rückzug in die viel bergende Küche rettet ihn vor handgreiflicher Widerlegung. Nur mit Mühe wird die Ruhe wieder hergestellt und der Aufgeregte besänftigt, worauf der Flüchtling, dem ein ausreichendes Schutzgeleite die legalste Sicherung garantirt, sachte herbeischleicht, eine „vernünftige" Versöhnung anzubahnen sucht, um am nächsten Abende dort fortzusetzen, wo heute gewaltsam abgebrochen werden mußte. Denn der richtige „Hetzbruder" ist von seiner Leidenschaft nicht zu heilen.

Als hervorragendes Object für seine „Hänseleien" und Stichelreden dient ihm übrigens meist ein nie fehlender böhmischer Schneider, der etwa nach Kampf's Dogma „alte Wittfrau mit klane Eckhäusl" erheiratete, und nun auf seine Meisterwürde, sein Besitzthum und sein Herrscherrecht über ein Viertelduzend halbverhungerter Lehrjungen sich nicht wenig zu Gute thut.

Der allerdings mit etwas nationaler Verschmitztheit begabte, sonst aber durch drolligste Beschränktheit ausgezeichnete Mann ist theils seines Dünkels wegen das stabile Opfer unseres „Hetzbruders", der den „Pane Wenzel" in allen denkbaren Formen und Arten — „aufsitzen" macht oder durch drastische Nergeleien zu hitzigen Reden und Gegenreden reizt. Dem Unglücklichen werden die schaudervollsten Dinge imputirt, über seine häusliche Selbständigkeit die abträglichsten Gerüchte ins Gesicht gesagt und die abhanden gekommenen Stoffreste nach der Elle vorgerechnet. Das gibt nun eine kauderwälsche Rechtfertigung seitens des Angeklagten, dessen Gesicht zinnoberroth und der, in der Positur eines kalekutischen Hahnes, vor den Lästerer sich hinstellt und „Abbittung" begehrt. Wie lächelt der Letztere seelenvergnügt und sinnt im Stillen nach einem neuen Coup, der auch schnell in Scene gesetzt wird, und der etwa darin besteht, daß man dem Wüthenden durch den Hausknecht ein Packet überreichen läßt, dessen Inhalt zwar ein qualificirbarer, aber — unsagbarer ist. Welch' Halloh im Kreise der Umsitzenden und welch' neuer Zorn des zum hundertsten Male gleichartig Mystificirten!

Die eigentliche Form unseres kaustischen Helden besteht jedoch nicht in der Fopperei eines Einzelnen, sein heißestes Streben ist — zwei oder drei „Freunde" zugleich auf- und untereinander zu „hetzen" und diese selbst zusammen zu „handeln". Gelingt ihm dies und verfängt ein dem Nachbar ins Ohr geflüstertes Trätschchen, wornach der Eine über den Anderen dieses und der Andere über Jenen das und das, und zwar „angeblich" gesagt haben soll, und entzweien sich die Beschuldigten thatsächlich und überhäufen sich gegenseitig mit den überraschendsten Vorwürfen, und hat die Erbitterung den Hitzpunkt erreicht, dann erhebt sich wohl der frevelhafte Anstifter dieses Zerwürfnisses und erklärt das Ganze — als einen unschuldigen „Spaß", aber geärgert haben sie sich doch, und das ist ihm „Hautgout"!

„Nur recht hetzen, hetzen, hetzen, daß a Leben unter d'Leut kommt, das is mein' Freud'!" sagte mir einmal ein derlei Jux-Fanatiker, dem ich Vorwürfe machte, daß er einen geachteten Mann,

einen Greis von siebzig Jahren, mit einem Gerüchte in Unruhe brachte, das er über dessen — bekanntermaßen lauterstes — „Verhältniß“ zu seiner fünfundsiebenzigjährigen höchst ehrbaren Quartierträgerin in Umlauf setzte. „Z'letzt sag' i's ja eh, daß's nur a Hetz war!“ meinte entschuldigend der fatale Witzling, aber der dumme Spaß zog dem Verdächtigten ein Nervenfieber zu. Ein Anderer dieser Sorte beschäftigte sich damit, Leichtgläubige zu erfolglosen Erbschafts-Processen, oder zu Klagen und Beschwerden bei Gerichten und Redactionen über diese und jene Uebelstände aufzuhetzen, und nach dem unausbleiblichen Fiasco oder einer fühlbaren Blamage den Beschämten, d. h. „Aufgesessenen“ als stehende Figur für das Repertoire seiner gerne erzählten „Hirschauer-Stückeln“ erbarmungslos zu benützen. Ich war im Vormärz Zeuge, wie zwei Brüder (Zwillinge) spinnefeind wurden, die Behörden mit bogenreichen Erklärungen behelligten, und ein Paar Anwälte behufs Führung ihrer Sache mit glänzenden Honoraren belohnten, weil — ein lustiger Hetzbruder jedem der Kläger eidlich versicherte, daß Er der Erstgeborne sei, und das Haus, das ihr gemeinsames Erbtheil geworden, ihm allein gehöre. Die Proceß-Kosten verschlangen schließlich das Haus, der Unhold rieb sich lachend die Hände. Der Fall war aber auch komisch ...

Ein beliebtes Hilfsmittel zur Effectuirung grandioseſter Scherze in diesem Genre ist — die „Nahrung der Eifersucht“. Für den wahren Hetzbruder ist hier eine unerschöpfliche Fundgrube und hat das Fischlein einmal den Köder angebissen, so schnappt es das nächste Mal um so begieriger nach der Lockspeise. Ein hingeworfenes Wort genügt, um die gewünschte Explosion zu bewerkstelligen. Wer bleibt gleichgiltig, ob Mann, ob Weib — ich spreche von honneten Ehen — wenn dunkle Andeutungen fallen, die jeder Auslegung fähig? „Wo kamen Sie gestern her, als Sie aus jenem Gäßchen traten?“ So frug ein renommirter Hetzbold in meiner Gegenwart einen jungen Ehemann und blies dabei gleichgiltig seine Pfeife aus. „Gestern? Aus einem Gäßchen? Daß ich nicht wüßte!“ replicirte der Angesprochene. „So war's vorgestern, richtig vorgestern, wir grüßten uns ja!“ fuhr der Attentäter fort. Der Andere

aber erwiederte: „Auch vorgestern verließ ich tagsüber meine Wohnung nicht, weiß der Teufel, wen Sie gesehen und gegrüßt. Mich nicht!“ Jener schwieg und die Sache schien ausgeglichen.

Aber es schien nur so. Die anwesende Gattin begann nachzudenken. Nun weiß alle Welt, auch die solideste, schon aus der Lectüre „spannender“ Romane, daß die „Gäßchen“ einer Großstadt sich meist eines üblen Rufes erfreuen, daß sie nominell und factisch als Herberge allerlei mesquiner Personnagen gelten, daß gerade in solchen Schlupfwinkeln das häßlichste Laster seine Brut- und Pflegestätte hat, daß also das schlichte einfache Wort „Gäßchen“ für züchtige Ohren einen verdammten Klang und für zarte Gaumen einen widerlichen Beigeschmack besitzt. Der inquirirte Gemal vergaß längst das alberne Intermezzo und plauderte mit seinem Nachbar über die spanische Krise und den Sturz Narvaez' und versprach sich viel vom Ministerium Bravo Murillo. Da fiel in seiner Nähe nochmals das fatale Wort „Gäßchen“ und seine thörichte Gattin war's, die es wiederholt vor sich hinmurmelte, mit dem Zahnstocher das Tischtuch durchlöcherte und vor innerer Erregung in jeder Secunde die Farbe wechselte. Plötzlich rief sie: „Vielleicht war's vorvorgestern?“ Und nun gedehnt und mit großen Blicken: „Vorvorgestern — war — mein — Mann — in — der Stadt!“ Und dann im rapidesten Tempo: „Was für ein Gäßchen? Wo ist das Gäßchen?“ Der armen Frau stand der Angstschweiß an der Stirne, der in die Enge getriebene Herr Gemal war über die Zumuthung empört und fand nicht Worte genug, um seinen Unwillen auszudrücken, uns Allen wurde die Geschichte peinlich, bis der arglistige Tropf gestand, seine Frage sei nur ein „Spaß“ gewesen, um sein Opfer „in Verlegenheit“ zu bringen, und um gleichzeitig zu sehen „ob die Gnädige eifersüchtig sei?“ Der Zweck war erreicht, ein Paar Personen war der Abend verdorben.

Ein anderer dieser sauberen Gattung von Spaßmachern trieb's noch ärger und wagte sogar Arges. Er stipitzte, während er einen Freund besuchte, der eine veritable Mißtrauens- und Eifersuchtsfurie als Ehejoch besaß, diesem eine abgelegte Cravate und

sendete das Corpus delicti Tags darauf durch einen zerlumpten Gassenjungen in die Wohnung zurück, mit den Begleitworten: „A schöne Empfehlung von der Fräul'n Hermin', der gnä' Herr hat das gestern bei ihr vergessen!" Zwei geballte Fäuste, von denen eine die Cravate krampfhaft hielt, fuhren dem von einem gemüthlichen Gabelfrühstücke arglos Heimgekehrten in sein entsetztes Angesicht. „Wer is d'Fräul'n Hermin'? Wo is d'Fräul'n Hermin'? Auf die Polizei mit mir, Du niederträchtiger, elendiger . . . . . u. s. w." So lautete der Gruß, der den völlig Verblüfften und vor Schreck stumm Gewordenen empfing.

Da meldete sich, als der Kampf am mächtigsten tobte, nochmals jener Junge und erbat sich das unselige Wahrzeichen der (fictiven) Untreue retour, er habe sich in der Adresse geirrt, der Gesuchte wohne in einer anderen Vorstadt und sei ein „lediger Herr." Der Friede im Hause der Zwietracht war nun freilich schnell ratificirt, und es sollen sogar Thränen der Reue, Umarmungen und heiße Küsse vorgekommen sein, aber — Abends erschien der so schnöde Hintergangene doch mit zerkratzten Wangen, welchen Zustand er einem „Ungefähr" zuschrieb, das ihm mit seinem „bösen Hauskater" passirt sei, als er diesem bei einem Tête-à-tête Nachts in den Weg kam. Wie stichelte da der Arrangeur der mißlichen Affaire über den „bösen Hauskater", der vielleicht gar kein „Mandl" sei, und wie bissen die Uebrigen die Lippen, die sammt und sonders um den „Jux" wußten! Die perfide Cravate aber wurde ihm heimlich in den Sack gesteckt, welcher Fund den Armen später doch auf allerlei Gedanken brachte und zu dem kühn stylisirten Vorwurfe animirte: „Was z'viel is, is z'viel! A andersmal sucht's Eng ein Andern aus! I sitz Eng nimmer auf!" Es war dieses nachträgliche Erkennen der Sachlage von Seite des Gepeinigten wohl der schönste Sieg des Hetzbruders! —

Und nun genug der keineswegs erhebenden Beispiele. Mein freundlichster und nachsichtigster Leser wendete sich vielleicht schon längst von dieser Schilderung ab, deren Stoff wahrlich mir auch nicht gefällt, den ich mir aber erwählte, weil der Typus gezeichnet werden muß. Charakterisirt er doch schon durch die Duldung, die

man ihm gewährt, durch den Anhang und die Bewunderer und Unterstützer, die er stets gefunden und noch immer findet, eine ganze Gattung zwar gerichtlich unbeanständeter und auch sonst unbescholtener, oft sogar „angesehener" Menschen, denen nicht nur, wie Hamlet sagt: „Hekuba nichts ist", die auch für näher liegende Fragen und wichtigste Ereignisse, ja für die phänomenalsten Weltbegebenheiten die stupideste Gleichgiltigkeit zeigen, und Verständniß, Sympathie und Interesse nur dann zu äußern vermögen, wenn „a g'müathliche Wirthshaushetz" im Anzuge und in Aussicht ist. Der enragirte Bierbank-Politiker, der naive Kannegießer, der unabläßig Kriegserklärungen ergehen und Armeen marschiren läßt, der übereifrige „Zeitungsfresser", der täglich neue Allianzen componirt, Cabinete stürzt und die Deputirten in Anklagestand versetzt, der vollblutige communale Reformer, der hunderterlei Anträge zur Hebung der allgemeinen Wohlfahrt vorräthig hat — all' diese politischen Heißsporne werden nicht selten zu Caricaturen, über die jeder Feuerbursch und Speisenträger seine kritischen Glossen macht. Man lacht sogar über diese von den contrastirendsten Leitartikeln und den alarmirendsten „Entrefilets" Aufgeregten und Irregeführten — nun, minder erheiternd ist wohl der Anblick ihrer stumpfsinnigen Antipoden, die nur den schaalen Spaß cultiviren und denen alles Uebrige, „ob's so oder so geht", einfach „Wurscht" ist. Man versteht mich doch? . . .

3.

Streichmacher.

Die weitaus lärmendſte Species iſt in der bunten Reihe der draſtiſchen Vorſtadt-Typen unſerer Weltſtadt — das Geſchlecht der „Streichmacher“, „Aufhauer“, „Großthuer“ und brutal-oſtenſiblen „Verſchwender“. Vor länger als dreißig Jahren hat ſchon Adalbert Stifter ſich dieſe Sorte für eine ſeiner ſo hübſch geſchriebenen Studien auserkieſen, aber das Auge des ſinnigen Poeten umfaßte das ganze Gebiet der weitverzweigten Gattung, er ſchilderte: Stadt-, Mode- und ſonſtige Gecken, er ſkizzirte die Prahlhänſe und eitlen Narren, die mit ihrem Reichthum, ihrem Wiſſen, ihren illuſtren Bekanntſchaften prunken, die mit ihrem Beſitze Staat machen und was dergleichen Hohlköpfe mehr ſind. Die Leute, die ich meine, ſind anderer Qualität, das Genre iſt ein begrenztes, der Sport, den ſie treiben, iſt auf wenige Kniffe und Kunſtſtücke beſchränkt, ihr Ehrgeiz begnügt ſich, den Gleichgeſtellten — und nur dieſen — auf einen Tag, ein Stündchen, einen Moment zu imponiren und in ihrer Geringſchätzung, ihrer Nichtachtung des Geldes, ſo zu ſagen: in ihren „Geldhinaus-werfungs-Bravouren“ — von ſimplen Menſchen angeſtaunt, bewundert zu werden.

Ich habe oben betont, daß derlei täppiſche und läppiſche Geſellen ihre Manöver nur vor Gleichgeſtellten produciren und ſie ſich hüten, in höheren Geſellſchaftsſchichten Aufſehen erregen zu wollen. Nein, ihr rohes Gelüſte iſt befriedigt, wenn ſie von der lieben Einfalt mit weit aufgeriſſenen Augen angeglotzt werden, und die Summe ihres Strebens beziffert ſich darin, in ihrer Sphäre Siege zu erringen, wo man es nicht wagt, die „Flauſen“-

Gesellschaft sammt deren Frauen und Kindern ꝛc. ꝛc. ein, Tags darauf mit ihm nach Lanzendorf zu fahren, man war so — gemein, die Einladung anzunehmen, fünfzehn Fiaker standen zur Disposition, deren Wagen er, als die Karawane im Wallfahrtsorte angekommen, mit Bier waschen ließ, zu welchem Zwecke er ein paar Fässer voll des delicatesten „Lagers" spendete. Was das für Aufsehen machte und wie oft man die Geschichte erzählte! Ja, der „reiche X." konnte es thun! Und er that noch mehr. Er kaufte wiederholt sämmtlichen erscheinenden „Krainern" ihre Körbe mit Zuckerwerk und Pomeranzen ab und ließ den Inhalt auf die Straße schütten, zum Gaudium der darum sich raufenden Buben. Er zwang einen mühselig daher humpelnden kranken Bettler, eine Zehngulden-Note zu verschlucken und schenkte ihm dafür einen Fünfer. Er ließ armen Teufeln den Bart auf einer Seite abnehmen und Lehrjungen den Kopf zur Hälfte kahl scheeren — alles im Gasthause — und gab ihnen drei Zwanziger, mit der Weisung, das Uebrige beim Raseur oder Friseur fertig machen zu lassen. Er schnitt einem Hausirer einen Rockschoß ab und ließ ihm dafür bei seinem Leibschneider einen modernen hochfeinen schwarzen Frack anmessen, in welchem unbequemen Galastücke sich alsdann der Beschenkte bei seinem Gönner noch vorstellen und bedanken mußte. Und so fort ins Unendliche. Er war kein Narr, sondern nur der plumpeste Streichmacher und Großthuer, der „kleine Leute" verblüffen wollte und — nach Jahren im Schuldenarreste starb, wiewohl behauptet wurde: auf einem Düngerhaufen.

Dieses Protz-Genie der Vierziger-Jahre war übrigens nur ein getreues Ebenbild, ein würdiger Epigone jener berüchtigten Sippe übermüthigster Taugenichtse aus den ersten zwei Decennien unseres glorreichen Jahrhunderts, die der ohnehin stets leichtlebigen Phäakenstadt auch noch den Ruf und die Gloriole des tollsten und ungemessensten und sträflichsten Leichtsinnes aufbürdeten. Es war nemlich damals, als einige glückliche Zufälle und Umstände ein paar Geschäftszweigen das Gold thatsächlich in die Säcke regnen ließ, worauf der Nachwuchs, die „Herren Söhne"

dieser Fabrikanten des Ex- „Brillanten-Grundes“ selbstverständlich nichts Anderes zu thun hatten und zu thun wußten, als das in den Kasten ihrer Väter vorgefundene Geld wieder eiligst — zum Fenster hinauszuwerfen, d. h. auf die möglichst dümmste, aber auffälligste Weise zu „verhauen“. Ein großer Theil der Bevölkerung litt daneben noch an den fühlbarsten Nachwehen der letzten Kriegsereignisse und diverser Finanz-Operationen und schmachtete in Armuth und in Entbehrungen drückendster Art.

Da galt es, zu zeigen, daß wenigstens der „Fabrikantenstand“ trotz alledem und alledem noch auf der alten Höhe sei, daß es noch Geld in Hülle und Fülle gebe, wenn es auch nur Einige besaßen, aber diese Beneidenswerthen waren eben sie. Und das ließ man im „gemüthlichen Wien“ die ärmeren Genossen auf die empörendste Weise sehen und fühlen, man zündete sich die gestopften Tabakpfeifen mit Zehnerbanknoten an, man bewarf sich im Prater beim „Eispogel“, beim „Paperl“ oder beim „wilden Mann“, namentlich zur Verhöhnung des arg gedrückten Beamtenstandes mit „Cervelatwürsten“ und schrie: „Die Beamten sollen's nachher zusammklauben, daß's was [illegible]“ Man machte den Kegelschub um einen Hunderter, [illegible] der absammelnden Harfenistin einen werthvollen Ring auf den Teller und schenkte dem „fernsten Linzergeiger“ für einen [illegible] die goldene Uhr sammt Kette. Und so weiter. Man wollte Aufsehen erregen von der bloden Menge [illegible] man erkaufte sich dieses edle Vergnügen um [illegible] Preis. [illegible] traf ich auf einem [illegible] der allerlei narrische [illegible] schien und [illegible] der Volksausdruck [illegible] unverständliches [illegible] — er war [illegible] und setzte eine [illegible] im Wirthshause [illegible] Blüthe, circa

dreißig Jahre alt, verschwendete in denkbarst kurzer Frist ein Riesenvermögen und war fünfzig Jahre lang Bettler, der sich nachmals an der Stätte seiner weiland Triumphe für eine Halbe „Gemischtes" von dem gleichfalls lustigen Nachwuchs ein paar Ohrfeigen geben ließ. Davon lebte er . . .

Und erst ein paar Decennien sind es, daß ich — wie gewohnt — still und anspruchslos in der Ecke einer Gaststube saß und mein bescheiden Tröpflein trank, bei einem mitgebrachten Buche, in dem ich eifrig las. An der anderen Ecke war toller Lärm, johlendes Gelächter — ein Consortium von Stammgästen, unter denen Einige sogar meine Schulgenossen aus der A-B-C-Aera waren, zechte eben und ließ den perlenden „Grinzinger" in erhebender Anzahl von Maßflaschen zuströmen. Man war wieder, wie schon so oft, guter Dinge und berathschlagte just, wie der morgige Sonntag auf die vernünftigste Weise todtzuschlagen wäre Ich fühlte es, man redete mir zu Gehör und debattirte laut und heftig über die Zahl der Fiaker, die die prop're Gesellschaft nach Breitenfurt spediren sollte. „I nimm viere," rief Einer, „ein' für mi, ein' für die Meinige und zwa für die Madeln — warum soll m'r denn in der Hitz nit commod sitzen, wann m'r's thun kann?" Der Entschluß machte Effect und wurde, wie ich vernahm, Tags darauf, zur großen Bewunderung der Nachbarn vom „Grund", auch stricte ausgeführt. Im Vorbeigehen zu mir gewendet, warf mir aber der angebliche Nabob nachlässig die Worte zu: „Allerweil a Büchl in der Hand? Setzen's Ihner lieber zu uns und fahren's morgen mit — i nimm halt no ein' Wagen, was liegt denn d'ran, kost's, was kost't — aber mit'n Büchl dürfen's m'r nit kommen!" Ich lehnte beide Einladungen dankbarst ab . . . Ach Gott! Bald darauf und sogar in erschreckender Eile ging's mit dem „Großthuer" stark bergab, er verdarb und starb, seine Gattin ergriff ein dunkles Gewerbe und seine beiden Töchter — nun, sie hatten später auch „Bücher", aber jede nur Eines.

Heute ist Wien, wie es heißt: verarmt — wenigstens ist es still und kleinlaut geworden und gigantische Excesse von passionirten „Streichmachern" gehören bereits zu den undenkbaren Dingen.

[illegible] des [illegible] so läßt die übrigens [illegible] und [illegible] von dem [illegible] und [illegible] Gewohn- [illegible] und [illegible] [illegible] und [illegible] noch [illegible] [illegible] — mit Krach und Aber-Krach, [illegible] [illegible] mit Krach [illegible] [illegible] mit [illegible] Worten trotz der [illegible] des [illegible] und des [illegible] Jammerns [illegible] [illegible] und [illegible] immerhin An- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des allgemeinen [illegible] [illegible] [illegible] zu zeigen, wie [illegible] [illegible] [illegible] und wie [illegible] [illegible] eine unverfan- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

gar ka Jux und ka Hetz und ka Unterhaltung, wann m'r a Geld ausgeb'n möcht'!" Das verblüfft im Kreise der Hörer!

Der Mann hat also die Mittel, an allen Genüssen des Lebens Theil zu nehmen, hat an ihnen schon Theil genommen und steht nun rathlos, wie er sein vieles Geld „auf neue Art verthun soll." „Am Geld liegt ihm ja nix" — wie er wiederholt erinnert, und so bemerkt er denn auch nur so nebenbei, daß seine zwei „neuchen Goldfüchseln" achtzehnhundert Gulden gekostet, daß er sie aber gegen „zwa russische Schecken — Mordschießer" — vertauschen will, wann der „Jud" mit ein' Tausender Zuwag z'frieden is." — Ach, wie da Alles horcht!

Und wie da Alles staunt, wenn er in Haimbach oder im „rothen Stadl" oder beim „grünen Baum" mit dem „Juckerzeugl angebremst" kommt, wenn er seine aufgedonnerte Gattin oder Interims-Donna aus dem Wagen hebt, diese die Straußfeder auf dem echten Pariser Hütchen derb kokett wallen läßt und die Seidenschleppe im Grase nachlässig nachzieht, wenn er im manchesternen „Jaquetl" und großcarrirten Pantalons durch die Sitzreihen stolzirt, den „Jean" herbeiruft, ihm vor aller Welt ein „Einserl" als Anticipando-Douceur zusteckt und laut und vernehmbar ruft: „Urndlich bedienen, sunst is's aus mit der Freundschaft!" Jean verbeugt sich zerknirscht, entfernt sich „hochachtungsvoll" und servirt unter steten Bücklingen, Kratzfüßen und artigstem Lächeln dem vornehmen Pärchen.

Dieses ist natürlich wählerisch. Von den Solo-Krebsen werden nur die „Schweiferln" gegessen, von den Hühnern nur die Flügelchen, vom Dessert wird nur eine Traube und vom frappirten „Schampes" nur die Hälfte der Flasche versucht — den Rest läßt man unter dem großen Gelächter der Nächstsitzenden von einem alten Werkelweib trinken. Allseits bewundert man die Beiden und erschöpft sich in Vermuthungen über Stand und Herkunft ꝛc. solch auffallender Gäste. Nur Jean lächelt. Auch der „Elfhundertelfer", der im Vorhause draußen steht, lacht auf seine Weise und scheint von dem Erschauten nicht im Geringsten erschüttert, denn der unerbittliche Kritiker faßt sein scharfes Urtheil in die knappste

Redeformel zusammen, indem er seinem „Gspan", dem „Siebenhundertsiebenundsiebziger" schmunzelnd zuflüstert: „Hast mein jungen Herrn mit der Seinigen drinnet g'seg'n? Dö machen so heut kan Papp! Was, Nazl?" — „Papp!" Und darum all diese Anstrengung und diese Opfer? . . . Papp! . . . Papp! . . .

4.

Der G'ſchichtenmacher.

Es wäre ein bedauerlicher Mißgriff eines Sittenſchilderers und Figurenzeichners, wenn er den Unterſchied überſähe, der zwiſchen dem „Streichmacher“ — welcher Species ich das vorige Capitel gewidmet — und dem „G'ſchichtenmacher“ beſteht, und es könnte mir demnach nur ein oberflächlicher oder kurzſichtiger Beobachter den Vorwurf machen, daß ich beide Sorten trenne und nicht unter eine Gattung ſummire. Ach, die Betreffenden ſelbſt würden ja gegen eine ſolche Gleichſtellung ihrer divergirendſten Arten proteſtiren und Jeder von ihnen ſich auflehnen, wenn man ihn mit dem Titel des — Anderen regaliren möchte.

Iſt doch der „Streichmacher“ eigentlich eine brutale Erſcheinung, da er ſich in ſeinen Formen und Allüren meiſt nur al fresco zeigt und in grellen oder lärmenden Paſſionen macht, während der „G'ſchichtenmacher“ gerade daran ſein Talent erprobt, durch eine gewiſſe weibliche Zimperlichkeit und affectirte Aengſtlichkeit das öffentliche Intereſſe zu erwecken. Der „Streichmacher“ brillirt im „Aufhauen“ und wirft, um den beabſichtigten Erfolg zu erreichen, das Geld mit vollen Händen aus — der „G'ſchichtenmacher“ verſteht es, mit wenigen Auslagen die Aufmerkſamkeit zu erregen und Dutzende Füße und Hände ſeiner koſtbaren Perſon dienſtbar zu machen. Der „Streichmacher“ gilt als generös und iſt es auch gern, wenn man ihn auch im Stillen darob belächelt; der „G'ſchichtenmacher“ iſt ein vollendeter — „Schmutzian“ und vermag trotzdem alle denkbaren Huldigungen, Rückſichtnahmen und Reſpect-Bezeugungen ſich zu erobern, denn er iſt eben ein Künſtler, der ſich zu geben weiß, ein Virtuoſe in der Verwerthung ſeines unbedeutenden Ich's.

Wer iſt der Mann, bei deſſen Auftreten die ſchläfrigſten Garçons emporſchnellen und ſeines Winkes in unwillkürlicher Ehrfurcht

harren? Wer er ist? Mein Gott, oft sehr wenig, mitunter sogar ein veritabler armer Schlucker und Hungerleider, meist aber nur ein pfiffiger Knicker, der seine obligate Sparsamkeit mit allerlei Ausflüchten bemäntelt, der mit Absicht merken läßt, daß er mit Marotten behaftet und von sonderbaren Gelüsten geleitet wird, der in Gang und Wort und Geberde, in Kleidung und Haltung, in all' seinen Wünschen und Bedürfnissen, in seinem Begehren und Verlangen, in seinen Gewohnheiten und Eigenschaften, in all' seinem Thun und Lassen von der platten Alltäglichkeit unterschieden sein will, welches Gebahren ihm summa summarum nicht nur den Anstrich der Originalität, sondern auch den Relief des „Vornehmen" verleiht. Auch Don Ramudo di Colibrados war vornehm.

Unser Held beabsichtigt demnach in erster Linie etwas zu gelten und für etwas gehalten zu werden, was er nicht ist, und zweitens diese illustre Errungenschaft auf möglichst billige Weise zu erreichen. Sein Aeußeres unterstützt ihn zuweilen bei seiner Hauptintendanz, er ist vielleicht pensionirter Militär oder jubilirter Staatsbeamter oder suspendirter Tanzlehrer oder emeritirter Privatdocent in obscursten Fächern, oder nur „Privatier" auf räthselhaftester Grundlage. Er ist sager, was ihm schon das air des Dreinsurren gibt und da auch sein herablassendes Grüßen den Mann von sozialer Stellung verrath, so ist kein Zweifel, daß die profane Welt es mit Jemandem zu thun habe, der gewohnt ist, in anderen Kreisen zu glänzen und der sich nur ab und zu herbeilaßt, auch in niederere Regionen zu steigen und, wiewohl es ihm unbequem und vielleicht sogar gesundheitsschädlich, bürgerliche Luft zu athmen und ohne Leckerbissen sich zu behelfen. Denn er ist überaus zartlich mit sich selbst. Die Frauen sagen ihm nach: „Eine Prinzessin sei an ihm verdorben."

Und so erscheint er denn, bei nur halbwegs kühler Witterung mit einem Shawl um den Hals, den Rock bis an das Kinn zugeknöpft, in einer einsamen Restauration, wohin er, wie es scheint, nur „durch Zufall" verschlagen. Der Tabakqualm, von dem das ale erfüllt, molestirt ihn sichtlich, er hält das Tuch vor den und hüstelt demonstrativ. Er mustert den glanzlosen Filz

auf dem spärlich behaarten Kopf, mit der Lorgnette das Zimmerchen oder den Saal, begibt sich nach längerem Zaudern und noch immer unschlüssig oder unzufrieden mit und ob der getroffenen Wahl, an den scheinbar „besten Platz", läßt, um gleich vorwegs zu zeigen, daß er mit dem status quo, in welchem sich gewöhnliche Menschenkinder so ziemlich wohl befinden, völlig unzufrieden, ein Fenster öffnen und ein anderes schließen, den Tisch frisch bedecken und den ihm offerirten Rohrsessel mit einem glatten Holzstuhl vertauschen. Er sitzt zwar noch immer etwas unbehaglich, da die Gasflammen zu hell (oder zu dunkel) brennen, oder das Sonnenlicht durch das Fenster dringt, weshalb er in seinem Mißmuth zu erkennen gibt, daß die Rouleaux nur mangelhaft schließen, aber — endlich nimmt er doch die Speisekarte zur Hand und beginnt die Lectüre des langen Registers. Man lauscht athemlos, aber kein Entschluß wird kund, man schaut sich mit fragenden Blicken an und zuckt mit den Achseln. Plötzlich öffnet sich der Mund des Gefeierten: „Ist der Herr Wirth anwesend?" „Zu dienen!" „Ich lasse ihn bitten auf einen Augenblick!"

Der Gerufene stürzt herbei und begrüßt den erlauchten Gast mit seinen kunstvollsten Reverenzen. Dieser nickt, leutselig lächelnd, dem stumm Harrenden zu und frägt etwas gedehnt: „Könnte ich klare Suppe haben?" „Gewiß, Euer Gnaden!" „So bitte ich!" „Mit Ei?" „Ohne Ei!" „Sehr wohl!" Und man eilt mit geflügelten Schritten ab, um das Gewünschte zu bringen.

Aber die kurze Pause, bis die „klare Suppe" (ohne Ei!) servirt wird, vergeudet der edle Gast nicht mit leerem Nichtsthun. Er läßt das Salzfaß frisch füllen, er prüft das Gebäck stückweise und drückt und beriecht jedes Einzelne, er schüttelt höchst unzufrieden den Kopf, ruft, ärgerlich gestimmt, den Oberkellner, und verlangt ein eignes geformtes, mit Mohn oder Fenchel oder Kümmel oder Anis bestreutes „Strizzel", worauf er, da dieses nicht vorräthig, sich mit Schwarzbrod begnügt. „Wein gefällig oder Bier?" lautet nun die submisseste Nebenfrage. „Eine Flasche Wasser und ein reines Glas!" ist die Antwort. Sämmtliche pia desideria werden unter Knixen und Bücklingen der Hin- und Hergehetzten erfüllt.

Die „klare Suppe“ ist genossen, zwei Glaser Wasser sind getrunken und der große Unbekannte nimmt wieder die Karte zur Hand und liest. Der Chef des Geschäftes winkte dem Personale bereits ab und besorgt selbst die weitere Bedienung, da der Fall schwierig zu werden scheint. Nun beginnt das Fragen: „Der Fogosch ist wohl nicht mehr ganz frisch?“ „O, ich bitte recht sehr, der schwamm gestern noch im Plattensee!“ „Nun, lassen wir das! Was ist's mit den Poulard's? Wahrscheinlich eine alte, zähe Bruthenne?“ „O, ich bitte recht sehr, im Gegentheile!“ „Kann man es früher ansehen?“ „Mit Vergnügen! Ausgezeichnet! Euer Gnaden werden staunen!“ Und man präsentirt auf einer spiegelhellen Metalltasse das im jugendlichsten Lebensalter gemordete und schön gerupfte und geputzte Thier, das nur noch des Gebratenwerdens gewärtig, um seine irdische Bestimmung zu vollenden. Aber auch dieser appetitlichste Aspect genügt nicht dem ersichtlich sehr Verwöhnten, der das bleiche Todesopfer nur eines geringschätzigen Blickes würdigt, mit dem Finger flüchtig betastet und ein entschiedenes „Nein!“ dem verdutzten Wirthe zuruft. Und der unerbittliche Kritiker langt abermals nach der Karte und liest unter stetem Kopfschütteln weiter.

Eine drückende Pause. Der Restaurateur fühlt etwas wie Ungeduld in seinem Innern sich regen und wirbelt mit den Fingern der linken Hand und dem rechten Vorderfuße einen Doppelwiller, ein untrüglich Zeichen einer gereizten Stimmung. Den Andern kümmert dies wenig, er bleibt kühl bis an's Herz hinan, platzt nun plötzlich mit dem Edict hervor: „Aber es ist ja gar nichts da, Herr Wirth?“ und legt den Tarif unwirsch zur Seite.

Nun ist allerdings jener auch im Leben eines Wirthes denkbare Moment eingetreten, wo der letzte Geduldfaden und wäre er so dick wie ein Schiffstau, zu zerreißen droht und auch thatsächlich zerreißt, demungeachtet bemeistert der Vielgeprüfte noch einmal seinen hervorbrechenden Unwillen, er dämmt die Fluth entschuldbarer Invectiven, die er dem Frevler an seines Hauses Ehre an den Kopf zu schleudern gedenkt, noch einmal zurück und wagt nur auf die reiche Nomenclatur seiner Menu's hinzuweisen und bebend vor

Wuth und Ingrimm die Worte zu lallen: „Aber, Euer — Gnaden — belieben — zu — scherzen!“ wobei er von Ramsteak bis Hirschziemer, von Kalbsfilet bis Schweinsnierndl alles Vorräthige recitirt. Der Folterer bleibt jedoch bei der ganzen Litanei gelassen, fährt sich mit der Hand über die Stirne, seufzt, räuspert sich, trocknet den Mund mit der Serviette und entschließt sich nach langem Besinnen endlich zu dem kühnen Gedanken: „Wissen Sie was, Herr Wirth? Bringen Sie mir — ja, das ist noch das Gescheidteste — eine Omelette!“ „Sehr wohl! Mit Früchten?“ „Ohne Alles! Nur eine Omelette. Nicht fett und nicht stark braun! Bon!“ „Zu dienen!“ „Apropos, noch etwas: Haben Sie die Times? Nicht? Das Journal amusant? Auch nicht? Hm! So bringen Sie mir — doch lassen Sie! Eine Flasche frisches Wasser noch, wenn ich bitten darf! Und neue Zahnstocher! Das sind ja gebrauchte hier!“ Und der gemarterte Wirth entflieht, um die hohen Aufträge promptest zu realisiren.

Das ist das Diner (oder Souper) des „G'schichtenmachers“. Seine Zeche beträgt 38 und inclusive des Trinkgeldes baare 40 Kreuzer. Bei seinem Scheiden athmen Wirth und Kellner und Kellnerjungen erleichtert auf, welch' Letztere er noch dazu strapazirt, ihm beim Ankleiden behilflich zu sein, ihm Stock, Handschuhe und Cylinder bereit zu halten, wofür er sie mit einem leichten Kopfnicken regalirt, worauf er, noch einen Blick in den Spiegel werfend und den Shawl ordnend, das Tuch vor dem Munde, mit stolzer Grandezza sich entfernt. Heil Allen, die mit ihm zu thun hatten! Wehe Jenen, denen er morgen die Ehre seines Besuches zu Theil werden läßt.

Denn der „G'schichtenmacher“ aus Neigung und Beruf wechselt gerne den Schauplatz seiner ruhmvollen Thätigkeit, um täglich frisch imponiren zu können und täglich frisch bestaunt und bewundert zu werden. Hiebei passirt ihm nun freilich mitunter das Malheur, daß er, bei dem häufigen Wechsel des Dienstpersonales, mit einem früheren Opfer seiner Launen zusammentrifft, wo er dies am wenigsten vermuthete und daß ein höhnisch Gezischel der Kellnerjungen sich erhebt, wo er die aufmerksamste Behandlung erwartete. Für solche unliebsame Zwischenfälle hat der Schlau-

[illegible] nun ein separates Manöver in Vereinschaft, er spielt den Bescheidenen und riskirt ein paar Scherzworte, erobert sich dadurch Vertrauen und beginnt nach derlei taktischen Vorübungen seine alten Kunststücke. Man glaubte ihn zu verkennen, bis man zu spät einsah, daß es doch derselbe „fade, schundige Geschichtenmacher" sei, der schon an zwanzig Orten der Menschheit zum Aergerniß und zur Qual wurde. Allmälig wird er zum Gespötte.

Der „Geschichtenmacher" tyrannisirt übrigens auch häusliche Cirkel, in welchen er zuweilen geladen oder auch ungeladen) erscheint und wo er sogar die extremste Rücksichtsnahme auf und für seine Person prätendirt. Und er genießt wirklich alle möglichen Auszeichnungen. Man weiß, daß er „launenhaft" und „wahlerisch", daß er ängstlich und furchtsam, daß er im höchsten Grade „sensibel", und daß er wie eine Mimose bei der geringsten unangenehmen Berührung erschrecke, und sich stumm und scheu und verdrossen in sich zurückziehe. So nimmt man denn Bedacht auf die „Angewohnungen" des vermeintlichen „Sonderlings", der im Grunde genommen nur ein Tartüffe ist, aber eben durch seine erheuchelte Delicatesse, durch seine erkünstelte Manierirtheit der sorgsamsten und aufmerksamsten Behandlung allerorts sich zu erfreuen versteht. So kocht man ihm denn auch seine „Leibspeiserln" und servirt sie ihm nach seiner Lieblingsart; man überläßt ihm den Ehrenplatz am Tische und stellt ihm den Fußschemel und den weichgepolsterten Armstuhl vor das lustig knisternde Kaminfeuer. Man vermeidet während des ganzen Abends von Seuchen und Pestilenzen, und überhaupt von Krankheiten und vom Tode zu sprechen, und man weiß auch, daß gewisse Thiergattungen nicht genannt werden dürfen, da er eine unbesiegbare Idiosynkrasie gegen sie hegt. Man enthält sich der Cigarre aus Rücksicht auf seinen angeblich stets leidenden Zustand und die Frau des Hauses sorgt dafür, daß der Oberrock ihres empfindsamen Gastes an einem geheizten Orte verwahrt werde. Man findet es selbstverständlich, daß er aus Nerven kaum hörbar leise spricht und man hütet sich, das geringste Geräusch zu machen, um die Nerven des überaus zart organisirten Mannes nicht zu irritiren. Es weiß sich

keine Seele Rechenschaft zu geben, warum und weshalb die gesammte Gesellschaft diese Seccaturen erträgt, aber Er hat sich das Recht dazu genommen und übt es aus — so lange man es ihm gestattet — das heißt, so lange man seiner nicht überdrüssig wird, sich vor ihm verläugnen läßt, oder ihm — die Thüre weist. Bis dieser (unausbleibliche) Knalleffect erscheint, beherrscht er die Situation und dirigirt die Scene. Man horcht seinen Worten wie den Aussprüchen eines Weisen, man belacht seine antiquirtesten Anecdoten und bestaunt seine zahllosen (Pseudo-) Abenteuer. Man bewundert seine kleinen weißen Hände, seinen tadellosen Teint und sein vortreffliches Aussehen. Er wird nie über Vierzig gehalten. Verläßt er die Gesellschaft, ist ein Wagen für ihn in Bereitschaft, und am nächsten Morgen erkundigt man sich um sein Befinden. Ein Teufelskerl, wie er dies Alles zu Wege bringt.

Mancher dieser Sorte erhält sich in seiner erschwindelten Gloire bis zu seinem Tode intact und genießt noch die rührendsten Nekrologe und ehrendsten Nachrufe. Und noch immer weiß Niemand warum und weshalb! Die Meisten aber enden trotz ihrer jahrelang geübten Gaukkerkünste dennoch recht traurig und in stiller Betrübniß, und Viele sogar fast im Elend. Wer hat Mitleid mit dem zuviel und unverdient Gehätschelten? Niemand. Er hat die Welt zu lange am Narrenseile herumgeführt, als daß sie, sobald sie zur Vernunft gekommen, ihm die arge Comödie je verzeihen könnte. Und so verläßt er denn, alt und welk und müde und gebrochen das Terrain seiner Triumphe, und zieht sich in einen Vorort oder ein Provinz-Nest, wo ihn Niemand kennt, wo man ihn „von Eschen“ nennt, zurück, um ein neues Leben zu beginnen, da in derlei urwüchsigen Kreisen „Spanpanaden“, wie er sie beliebte, nicht verfangen. Er ißt zuletzt Knoblauchwurst und Rudelflecke, sitzt in Bauernstuben, wo Galgenknaster und Lauskraut aus versulzten Holzstummeln gedampft wird, und ist froh, wenn seine Gnadenbezüge ausreichen, um allabendlich ein Glas „Abzug“ oder ein Viertel Drescherwein (vulgo „Darmreißer“) sich vergönnen zu können. Er — der als „g'statzter Herr“ einst solche „G'schichten“ machte! . . .

5.

„Gschaftelhuber".

Hast du, verehrter Leser, vielleicht irgend eine „Commission" zu besorgen, die dir in deinen gewohnten Verrichtungen etwa just „über Quer" kommt, deren exacte, klag- und verantwortungslose Durchführung dir also unangenehm ist, jedenfalls aber dich momentan mißgestimmt macht und dich, weil der Verdruß doch unausbleiblich, schon anticipando mit Aerger erfüllt? Gewiß ist man dir mit solchen Aufträgen und sogenannten „Gefälligkeitsproben" und „Freundschaftsdiensten" an den Leib gerückt, man hat dich mit Schmeichelworten umgarnt und dich mit verfrühten Dankesversicherungen splendidest überschüttet und du kratzest dich, wenn du allein, verdrießlich hinter den Ohren, murmelst ein Dutzend Flüche und bist in peinlicher Verlegenheit. Du weißt dir nicht zu rathen und zu helfen? Wie du kurzsichtig bist! Sieh dich doch unter deinen Bekannten um, du findest zweifellos ein derlei Genie, das in den verzwicktesten Fällen Auskunft geben und selbst Hand anlegen würde, ein Talent, das „in allen Sätteln gerecht" und sich in alle Umstände zu schicken versteht, sprich mit „Freund Gschaftelhuber," der thut's schon.

Denn Gschaftelhuber ist in der That ein Teufelskerl, der Alles kann, eine Specialität, die, wenn auch nicht häufig, so doch überall in einzelnen Prachtexemplaren zu treffen, ein veritabler Wundermann, der nie fehlgreift, wo er thätig wird, und dem es nebenbei das ausgesprochenste Vergnügen, ein sichtbares Labsal ist, sein Licht leuchten lassen und der bedrückten Menschheit mit Rath und That beispringen zu können. Sprich also getrost mit „Freund Gschaftelhuber."

Ich kenne einen Mann, der in den letzten drei Wochen einer verzweifelnden Familie eine tüchtige Amme besorgte, in einem andern Hause nach seiner praktischen Angabe den Sparherd abändern ließ, der sich das vermaledeite „Rauchen" wirklich nun abgewöhnt;

weiters für das Canarienmännchen seiner Nachbarin ein passend Weibchen auftrieb; einem armen Schlucker zu einer Freikarte auf der Xbahn verhalf; das Geheimrecept einer Hundesalbe dem glücklichen Besitzer abzuschwatzen wußte, um damit seinem vis-à-vis eine namenlose Freude zu bereiten, der nun das Arcanum bei seinem bereits als unheilbar erklärten „Tschokki" mit Erfolg anwendete; ferners ein Stück echten spanischen Meerschaums für einen Amateur acquirirte, der sich auf dem Wiener Platze vergebens darum erkundigte; dann für eine lebenslustige Witwe und deren verwelkte beide Töchter drei Billets zu einem „geschlossenen Abschiedskränzchen" ergatterte; einem Flickschneider für dessen Jüngstes einen reichen Taufpathen anrecommandirte; einen Clavierlehrer vom Magenkatarrh befreite; beim neuen Anwurf für eine feuchte Gartenmauer, die seinem Hausherrn viel Kummer machte, den einzig richtigen Mörtelsand, der jeder Nässe widersteht und Cement entbehren kann, bei einem Fachmann eruirte; zwei elternlose Waisen in „gutchristlichen" Familien unterzubringen, und schließlich den störrischen Bäckermeister zu überreden verstand, seinen fast nagelneuen Schlitten gegen den ausgefahrenen Steirerwagen des Fleischselchers für ein Aufbot von zehn Liter Petersdorfer umzutauschen. Das Alles verrichtete „Gschaftelhuber" mit seiner Umsicht, Findigkeit und Raschheit ganz allein. Eigentlich ein Mann zum küssen!

Aber er ist auch geschätzt und gewürdigt in dem Kreise seiner Bekannten, die vor seiner geistigen Ueberlegenheit, seinem Wissen, seiner Erfahrung und „glücklichen Hand" bereits soviel Respect besitzen, daß sie fast nichts mehr unternehmen, ohne Consultation bei — „Freund Gschaftelhuber." Man weiß, wie unbehilflich gewisse Leute bei den einfachsten Anlässen sind, wie schwer es ihnen wird, zur Feder zu greifen und ein Inserat „aufzusetzen," wenn dieses auch nur den Umfang von viereinhalb Zeilen nöthig hätte. „Lieber weiß Gott was, als so a Plag!" Gschaftelhuber, angeblich ein „Gstudirter," der es aber in seiner Jugend vielleicht doch nur auf „drei deutsche Schulen" gebracht, er schrickt vor keiner Aufgabe zurück, er liefert den „Aufsatz" (er hat eine sehr lesbare Schrift) und liefert ihn zur vollen Zufriedenheit des Gesuchswerbers,

ob dieser nun einen alten schwedischen Ofen zu verkaufen, einen Zitherlehrer für seine Aelteste benöthige oder Dünger abzugeben habe. Gschaftelhuber macht auch den Weg bis in das Insertions-Bureau persönlich, weil „Herr von Simpelhuber" sich scheut, mit „Zeitungsleuten" reden zu müssen. „Nur so was nit!"

Gschaftelhuber ist jedoch der Mann für Alles. Er ist auch Vertreter von Parteien, und würde, wenn es anginge, auch Candidatenreden halten, Namens der „sich nicht Trauenden." Hat Jemand Scheu, vor einem gefürchteten Amtspascha zu erscheinen und über eine Affaire Erkundigungen einzuziehen oder Aufschlüsse zu geben, wobei ein „Anschnarren" Seitens des Gewaltigen voraussichtlich, da beruhigt Gschaftelhuber den Geängsteten und mit dem üblichen: „Lassen's da mich hineingeh'n, da wer' ich reden, das wer' schon ich machen!" übernimmt er freiwillig die unangenehmste Gestion. Wie erleichtert athmet da der Andere auf, von dessen Haupt das „Donnerwetter" abgelenkt! Und Gschaftelhuber schlichtet die Geschichte auch mit Leichtigkeit.

Wer antiquirte Nichten und Pflegetöchter zu verheiraten hat und um „Abnehmer" verlegen ist; wer für ein besonderes körperliches Gebreste einen heilsamen Landaufenthalt sucht; wer für Adaptirungen in seinem Wohnsitze einen praktischen Rathgeber und Aufseher wünscht; wer bei Hochzeitsfeierlichkeiten oder bei Leichenbegängnissen das umständliche Arrangement des hundertfältigen Zugehörs nicht selbst übernehmen kann oder will; wer das erstemal im Leben eine Postsendung zu effectuiren oder auszulösen hat; wer seinen Jungen in eine entfernte Erziehungsanstalt abzugeben oder von dort abzuholen hat, und aus Zeitmangel nicht persönlich den Reisebegleiter machen kann; wer einen Ausgleich mit strittigen, eine Versöhnung mit verfeindeten Personen anzubahnen gedenkt; wer über die Begründung eines Gerüchtes, über die Vermögensumstände Dieses oder Jenes Erkundigungen einziehen möchte; wer eine leise Andeutung über den etwa möglichen Kauf (oder Verkauf) eines Geschäftes ꝛc. allmälig in die betreffenden Kreise bringen will; wer im Geheimen Gelder aufzunehmen oder über selbe zu disponiren hat; wer, sei es Kind oder Gattin (oder Gatte) oder

sonstige Angehörige aus gewissen Ursachen auszuforschen und hierauf (unauffällig) zu überwachen hat; wer überhaupt einer Mittelsperson sich zu bedienen die Gewohnheit oder die specielle Nöthigung hat, wendet sich in diesen wie in hundert anderen Fällen an den verläßlichen, vielfach erprobten „Freund Gschaftelhuber."

Und mit Recht. Denn der Mann weiß nicht nur viel, er weiß vielmehr Alles. Ein lebendiges Auskunftsbureau, ein Universallexicon zum Handgebrauch für tägliche Bedürfnisse, ist er vertraut mit den Adressen sämmtlicher besten Bezugsquellen, und wäre es für die conträrsten Ansprüche. Er räth dir Bernstein-Mundstücke bei Mayer „an der Wien", und als „Pfeifenspitzeln" die „Lerchenzungen" an, die du am exquisitesten bei Slama in der Gumpendorferstraße erhältst; er wird dich, wenn du einen ausgezeichneten Fischerstock benöthigst, zu „Vater Gries" in der Wehrgasse führen; er wird, falls du dich für eine Landparthie mit Schinken- und Wurst-Proviant versehen willst, dir das Gewünschte bei Weißhappel oder bei Hubatschka in der Neubaugasse besorgen u. s. w. Er kennt die verläßlichsten Firmen für wasserdichte Lodenröcke, das schmackhafteste Kletzenbrod und dauerhafte Brunnen-Reparaturen. Er hat immer billige Hauslehrer vorräthig, hilft beim Tarokspielen als Vierter aus, weiß einen Käufer für alte Münzen, unterstützt dich beim Wohnungswechsel im Aus- und Einziehen, führt deinen maroden Pinscher spazieren, oder wenn's nöthig, ins Thierspital, er ersteht für dich in einer Licitation ein Speiskastel und eine Copirpresse, läßt deine Bilderrahmen frisch vergolden und läuft im entscheidenden Augenblicke, wenn du ganz rathlos, um die „Madame Mayer," der er dringenden Falls sogar assistiren würde, denn er ist „anstellig" wie kein Zweiter und in den diversesten Lebenslagen mit eclatantem Vortheil zu benützen. Ein Goldmensch!

Der schaale Neid, die plumpe Unbeholfenheit gab ihm den höhnenden Spitznamen „Gschaftelhuber". Er kennt seine Signatur und lächelt dazu, im Bewußtsein seines Werthes und seiner Unentbehrlichkeit für die „Gesellschaft." Fade Witzlinge spötteln über ihn und seine Vielseitigkeit, du und Andere wissen ihn, wie

gesagt, zu schätzen. Endlich fühlst du, daß du ohne dieses Original, deinen „spiritus familiaris“, gar nicht mehr leben könntest, denn er ist deine „rechte Hand“ und seine praktische Geschäftigkeit dir zum Bedürfniß geworden. Du hast dich an ihn gewöhnt, stirbt er, glaubst du dich verlassen und ohne Führer wie ein verwaistes Kind. Wie oft denkst du dann seufzend an den braven Mann! —

Das ist die schönere Seite der Medaille. Die Reversseite manchen Gepräges ist minder werthvoll.

Der „Gschaftelhuber“ im schlimmen Sinne ist dagegen eine Qual der Menschheit. Er mischt sich unberufen und ungebeten in die heiklichsten Dinge und erweist dir unerwartet Dienste, die dich zur Raserei bringen. Er dringt in dein Haus, er verfolgt dich auf Tritt und Schritt, er hängt sich wie eine Klette an deinen Arm, erlauscht deine internsten Angelegenheiten und ertheilt dir, sich als unfehlbar gerirend, die widersinnigsten Rathschläge, du wirst ihn nicht los und die Deinen jammern über den Quälgeist, der als unerwünschtester Schwätzer und nimmermüder „Gefälligkeitsfex“ zum förmlichen Störefried deines bis nun ruhigen Heims geworden. Warum verschließest du nicht deine Ohren, kehrst ihm nicht den Rücken, weisest ihn nicht zur Thüre, oder, wenn du resoluter Natur, wirfst ihn nicht über die Treppe? Weil du zu gutmüthig bist!

Ach, du kennst nicht die Folgen, die das Gebahren eines solch' aufdringlichen Unholdes bringt. Ein Trätschchen hier und ein Trätschchen dort, und ein unsterblicher Zwist zwischen den alliirtesten Häusern ist fix und fertig. Er umschwärmt dein Weib, deine Tochter und macht sich wichtig und geschäftig und scheinbar verdienstvoll und er bringt die Zuschauer zu mißlichem Gezischel. Man bewundert dich anfänglich, man staunt, man begreift nicht, bis man die Köpfe schüttelt und — Vermuthungen hat. Warum auch nicht, da sonst Manches, wenn nicht Alles unerklärlich wäre? Man sieht ja dich und die Deinen fast nicht mehr ohne den fatalen Begleiter; er besorgt wichtige Geschäfte für dich und führt in deinen Angelegenheiten für dich das große Wort. Er ver-

tritt dich fast vollständig und gilt als dein „alter ego," ohne den du nicht mehr bestehen könntest. Er umkreist dich, wie Faust's Pudel und hält dich in seinem Zauberbanne gefangen. Dir ist's unbehaglich, unbequem, du verwünschest das Verhältniß, aber es fehlt dir der Muth, den lästigen „Hausfreund" von dir abzuschütteln. So trage denn, was sich daraus ergibt und bis dir die Galle überläuft. Wenn's nur nicht zu spät ist.

Ein drolliger Anblick ist es jedoch und fast von dramatischer Wirkung, wenn zwei „Gschaftelhuber," jeder der beschriebenen Sorte, auf ein und demselben Schauplatze zu gleicher Zeit thätig werden und die Eifersucht zwischen Beiden rege wird. Welch' ein Wettkampf in angebotenen Diensten! „Gschaftelhuber der Gute" schwört hoch und heilig, daß er es ehrlich meine, und arbeitet im Schweiße des Angesichts ohne den mindesten persönlichen Gewinn, nur um seine eigennutzlose Hingebung, seine Leidenschaft für Dienstwilligkeit und die Ersprießlichkeit seiner Leistungen glanzvoll zu manifestiren. Und man glaubt ihm, man ist überzeugt von seiner Treue und anerkennt seine Opfer.

Dagegen eifert nun „Gschaftelhuber der Böse" und intriguirt zuerst im Stillen und dann in offenster Vehemenz. Er verdächtigt den Rivalen und beschuldigt ihn unlauterer, selbstischer Motive, er durchkreuzt die Anordnungen und Maßnahmen des Nebenbuhlers in der Gunst des Hauses und überbietet sich in groteskester „Arbeitslust." Nun hättest du's eigentlich gut; man sieht dir den Wunsch von den Augen ab, man späht nach deinen Bedürfnissen und stillt sie, noch ehe du sie ausgesprochen; man ist unerschöpflich in liebenswürdiger Aufmerksamkeit und dient dir, daß es eine „Passion" ist. Du hast zwei unbezahlte und unbezahlbare Sclaven, die nach ihrer Versicherung für dich in's Feuer gehen würden, dir aber wenigstens thatsächlich vielerlei Dienste erweisen. Zuweilen werthvolle. Also, du hast es gut, aber — wäre es vielleicht nicht doch besser, wenn du Beide entbehren lerntest? Versuch's! Denn selbst „Gschaftelhuber der Gute" thut eigentlich und im rechten Lichte betrachtet, doch auch nichts umsonst — die Erfahrung lehrt es.

6.

Der ſchönſte Mann „am Grund“.

Ich bitte nicht zu lachen. Der Mann hält ſich wirklich für den „ſchönſten Mann“ im ganzen Bezirk und wird in ſeinem unſchädlichen Dogma noch alltäglich und allſtündlich ſogar beſtärkt von den Verſicherungen gläubigſter Seelen, und zwar am meiſten und von niemand Geringerem als — von der „Seinigen“ ſelbſt. „Is das a Mann! was? Der ſchönſte Mann am Grund, dabei bleib' i!“ ruft ſie im ſtolzen Bewußtſein des Beſitzes, wenn er das Haus verläßt, mit wuchtigen Schritten durch die Gaſſe marſchirt ſich an der Ecke umwendet und mit einer loyalen Handbewegung ſein Weib, das ihm am offenen Fenſter freudetrunken nachſieht, zum Abſchiede lächelnd grüßt. „Iſt das a Mann!“ Nach allen Fenſtern blickt ſie, um Zeuginnen und Neiderinnen ihres Glückes zu ſehen, aber man kümmert ſich nicht um ſie und nicht um ihn, und ſo ſchließt ſie denn endlich ſelbſt ihr Obſervatorium und geht an ihre häusliche Arbeit, nicht ohne ſeiner mit ſehnſüchtigen Seufzern gedenkend, der nun, das Stäbchen in der Rechten nachläſſig ſchwingend, und mit der Linken einen derb geſchnitzten Cigarrenſpitz zwiſchen den Lippen haltend, den Hut etwas ſchief in die Stirne gedrückt, und bedeutſame Blicke nach allen Seiten werfend, in gravitätiſcher Ruhe ſeinen Dienſtespflichten entgegen wandelt. Wie glücklich doch dieſes Pärchen! . . .

Nun gibt's an „ſchönen Männern“ eigentlich wohl nie und nirgends Mangel. Sie wachſen und gedeihen am Tajo und am Sudan; Nord und Süd zeitigt ſie und das Auge des Weibes hängt in glühender Sinnesluſt an den herrlichen Geſtalten, ob dieſe von blendend weißem oder von Ebenholzteint, ob ſie von

Theer und Thran triefen oder nach Rosenöl duften, ob sie blond gelockt, oder wollig gekraust, ob sie tätowirt und mit Nasenringen geschmückt, oder mit einem schmucken Schnurbärtchen geziert, ob sie als elastische Athleten oder als robuste Holzknechte, als graziöse Operntänzer, oder als plumpe Lastträger, als wohlfrisirte Ladenschwengel oder als zottige Zigeuner — „in die Erscheinung treten", ein Herz und auch öfter noch mehr, und mehr als zur Genüge erfreuen sie doch, und die faktische Eigenthümerin dieses „Schatzes", dieses Racen- und landesüblichen Ideals, dieses relativen Adonis, ist stolz auf ihren Besitz, denn der Betreffende ist nach den respectiven Begriffen und Geschmacksrichtungen der Urtheilsberechtigten der — schönste Mann nicht nur im eigenen Gau, sondern auf dem ganzen Erdenrund. Aber unser Mann ist doch noch schöner, er ist der schönste und sein Weib deshalb das stolzeste.

Wie das kommt? Beide sind einfache Menschen, die sich nicht nur gegenseitig genügen, sondern die — Eines auf das Andere — sogar eitel sind. Sie erklärte ihn für den schönsten Mann und er schätzt sie deshalb, weil sie ihn zu schätzen und zu würdigen wußte. So sind Beide glücklich. Er ist kein vornehmer Herr, er bewegt sich vielmehr in sehr bescheidenen Verhältnissen: er ist vielleicht Amtsbote oder Buchführer in einem mittleren Geschäftshause, diente früher als Corporal oder Feldwebel, oder bei der Hofburgwache, und ehelichte nach erhaltenem Abschiede seine Kathi, obwohl ein halbes Hundert vermöglicher Witwen nach seinen vertraulichen Geständnissen ihre Netze nach ihm ausgeworfen. Er ist also kein städtischer Modegeck, wie solche das Pflaster der Promenaden abtreten, nach dem letzten Muster gekleidet und ihre Unwiderstehlichkeit auf Tritt und Schritt verkündend. Unser Mann ist das directe Gegentheil dieser Zierpuppen; von kerniger, aber gedrungener Gestalt, ist seine Toilette die unvortheilhafteste, die sich denken läßt. Er kleidet sich nämlich nicht nach seiner Wahl, sondern überläßt die Sorge für seine Hülle seiner Gattin. Die putzt und schmückt ihn nach ihrem Geschmacke. Sie kauft ihm Cravaten, die ihm nicht passen, und erkiest Hosen- und Westenstoffe, die schon des Teufels, die aber ihr gefallen. Ihr unterthan in allen Dingen,

[illegible] sie mit sich [illegible], wie es ihr [illegible] und es beliebten ihr die [illegible] Dinge. Manche [illegible] es durch die Gasse mit einem [illegible] Hemde, einer [illegible], einer rotgestreiften Sammetweste und einer [illegible] Schlittenhaube. Es war kein neues Kleidungsstück, das sie trug. Das Hemd war zum [illegible] und die Weste, das Mieder, [illegible] das Knie so [illegible], daß die Beine [illegible]. Dann [illegible] sah immer den Kleidern, die sie auf [illegible] hatte. Sie reichte ihm zu seinem Kaffeetrank mit [illegible] Semmel, zu seinem Mittagessen mit einer [illegible] Suppenschüssel zu Weihnachten mit [illegible] Lebkuchen und zu Neujahr mit einer Brezenmadel. Weiteres verstand [illegible] für die Kindheit nicht. Sie kaufte [illegible] für die Hemdärmel einen [illegible] Zylinder und für die Beinkleider einen [illegible] schwarzen Tuchstiefel. Sie [illegible] von dem Tuch, wie es zum Kleid dann ihm fehlte. Da [illegible] die Kleinigkeiten [illegible] die Verlegenheit um und [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] militärischer [illegible] daß die Ausdrücke [illegible] [illegible] Kameraden die [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] man daß der Mann [illegible] dem Hemdärmel sei? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

weiß, daß, falls es ihn gelüstete, er Unheil in allen Ehen anstiften könnte; er weiß, daß alle Männer auf ihn eifersüchtig, daß alle Väter vor ihm zittern, daß er nur verstohlen blinzeln dürfte und Tags darauf ein Schock Briefe ihm heimlich zugesteckt würde. Aber er lächelt zu all' diesen Dummheiten, er beruhigt sein Weib, wenn dieses angstvoll zu ihm emporschaut und ihn prüft, wohin seine Augen gerichtet; er beschwichtigt mit einem hingeworfenen Wort die Besorgte und schwört ihr, daß er Alle sammt und sonders — verachtet. Wie glücklich sie das macht! Der schönste Mann! . . .

Einst war's allerdings anders. Ja einst! Wenn er so in's Erzählen kommt und den Tischnachbarn all' die unzähligen Aventüren berichtet, wobei sein Weib, Brodkügelchen seufzend drehend, mit dem Kopfe bejahend nickt, da vergeht Einem freilich Hören und Sehen. Nirgends Ruhe! Auf dem Posten sogar zwinkerte man ihm zu. Drei- bis vierstöckige Hausfrauen, Gräfinnen und Fürstinnen bewarben sich um seine Gunst — er blieb unerbittlich, bis auf ein paar flüchtige Amourschaften mit einer polnischen und einer ungarischen Comtesse, die ihm nicht vom Leibe gingen. Aber als er seine Kathi fand, jagte er sie Alle zum Kukuk. „Es ist wahr," sagt er, „ich war als Bursch nicht übel, als Soldat sogar ein prächtiger Kerl, bin jetzt noch als Mann von — wie alt bin ich, frägt er die Seine — fünfundvierzig? Also: fünfundvierzig — kennt mir's wer an? Was? Aber — das Weibergezücht hab' ich all' mein Lebtag gehaßt, bis auf meine Kathi. Was, Alte?" Wie sie erröthet . . .

Ja, sie erröthet, obwohl sie um drei Jahre älter, als er. Sie erröthet aus löblichem Schamgefühl und aus Freude, daß der Mann, um den einst so das „Geriß" gewesen, doch ihr Eigenthum geworden. Und nun fährt sie ihm in die Haare und richtet ihm den „Schopf" in die Höhe, sie bläst die Stäubchen von seinem Rockkragen und die Asche aus seinem Barthaare und wispelt ihm ein paar Worte in's Ohr. Er lächelt und läßt eine frische Halbe Wein und eine große Portion Linzertorte bringen, und — dampft weiter. Er schweigt nun geraume Zeit, in der Erinnerung schwelgend und nur in kurzen Zwischenpausen einen kräftigen Schluck nehmend.

Dann stehen sie für Minuten in der Runde umher und ruft mit [illegible]

Nun stehen sie für eine [illegible] „aber so stark [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. daß [illegible] [illegible] [illegible]

Brautkleides mitgezerrt, ab, und er beschreibt mit dem Stäbchen ein Paar Kreise im Sande oder in der Luft, oder dreht es kokett zwischen den Fingern und trällert einige Tacte. Bemerkt und bewundert sie noch Niemand? Da erbarmt sich das Schicksal in Gestalt eines Wasserweibes der Ruhmbedürftigen, die Frau Sandl, die alte Schmeichlerin, die eben herbeihumpelt, reißt die Augen auf und meint: „Ja, aber wie Sö heut wieder ausschau'n, alle Zwa, das is schon aus der Weis'! I sag's ja, alle Tag jünger — und so nobel!" worauf beide vergnügt lächeln und „der schönste Mann vom Grund" auch mit diesem kärglichen Bewunderungs-Almosen zufrieden — in der Thoreinfahrt verschwindet. Trallerala . . .

Wieder ein glücklicher Tag dieser glücklichen Leute! Mißgönnt ihnen Jemand dies bescheidene Glück? Gewiß keine Seele; aber ich bitte, über sie auch nicht zu lachen!

7.

Der Courmacher von Profession.

Ich werde mich [illegible] von seinen „Erfolgen“ zu sprechen, [illegible] und ihre Nicht-[illegible] seinen farben-[illegible]. Aber, was [illegible] „Umgang“ [illegible] allen zehn Be-[illegible] Vororten, bei [illegible] Cassierinnen, Soda-[illegible] Putzläden [illegible] fungiren, [illegible] Mensch, [illegible] Herr, der den [illegible] unerschöpflich in [illegible] bekleidete? [illegible] gewählten [illegible] sicheren Auf-[illegible] viel freie [illegible] und strich [illegible] schwin-[illegible] — bei [illegible] Schirm — [illegible] nach den [illegible] Hauptthätigkeit, seine [illegible] Dämmer-[illegible]

[illegible] auf die [illegible] und überhaupt

auf die nicht minder rühmlich notirten „alleinstehenden Frauen“, die einer gewissen Unabhängigkeit und daraus vermeintlich resultirenden „Unverantwortlichkeit“ sich erfreuen, gleichfalls von Arbeit nicht geplagt, nicht nur an Sonn- und Feiertagen für proponirte Waldpartien und Ausflüge disponibel, sondern auch an den gewöhnlichen Werkeltagen, an denen die profane Menschheit beim Feuerherd, an der Drehbank, auf dem Dreifuß, bei der Nähmaschine ꝛc. im Schweiße des Angesichtes sich abmüht, um den allernöthigsten Unterhalt zu verdienen, in den öffentlichen Parks und Gärten, scheinbar strickend oder in einem abgegriffenen Romanhefte lesend, zu finden und auch da allzeit parat wären, einen „Rutscher“ über Land zu machen. Und warum nicht? Zeit hat man, Rechenschaft zu geben ist man Niemand schuldig, und der, der die Einladung und den Vorschlag gethan, ist ja ein — „anständiger“ Herr. Merkwürdig! Daß wir so viele „anständige“ Leute (beiderlei Geschlechtes) haben! —

Selbstverständlich verschmähte es unser vorstädtischer Amoroso in den Pausen, die zwischen seinen größeren Unternehmungen lagen, nicht, auch für die mindere Sorte weiblicher Huldinnen sich zu interessiren und sowohl auf den Märkten, bei den Obstständen, als auch vor den Mehl- und Fleischläden, bei Bäckern und Fragnern fleißig Nachschau zu halten, den peripatetischen Mägden, Ammen, Bonnen u. s. w. feurige Blicke zuzuwerfen und durch entzückte Ausrufe die Apostrophirten in erröthende Verwirrung zu bringen. Nur die Auslaufbrunnen mied er, der ungezogenen Lehrjungen wegen, die ihm manchen Schabernak gespielt und seine strammen „Unaussprechlichen“ wiederholt mit Spritzwasser besudelten. Diesen rohen, böswilligen Rangen wich er sorgfältig aus . . . .

So verbrachte der Glückliche Jahre: ich sah ihn hier, ich sah ihn dort, immer heiter, immer fröhlich, immer selbstbewußt, und mit Allem, was eine Schürze, Zöpfe oder Scheitel trug, „jung und sauber“ war, schäkernd, kosend und, wie der Berliner sagt, den „Raspler“, den „Niedlichen“ spielend. Er knüpfte nie und nirgends eine „ernste Bekanntschaft“ an, er begnügte sich mit flüchtigen Abenteuern, worunter er freilich auch ein halbstündig Geplauder

verkaufte, in das sich ein unerfahrenes Backfischchen oder eine vornehme Kommerzienrätin einlockt, um den Strumpfer nach einem kühlen Trunk zu verabschieden. Aber er erzählte doch davon und flanirte noch ein paar Tage lang durch die Straße, wo man die „pikante Aventüre“ erwartete, schaute nach den Fenstern, wo die Göttliche vermutlich wohnte, und schwelgte für sich in der Erinnerung an das mißlungene „Stelldichein“ beschäftigt. Denn die Galerie der „Selbstbekenner“ hat manch Variationen und an einem Narren war nie und niemand Mangel.

Leider schränkte er seine im Ganzen genommen unschädliche Manie nicht allein auf diesen Kreis ein, er gab auch ehrbaren, fleißigen und strebsamen Frauenzimmern, wenn sie ins Aufschneiden kamen, nicht nach, ihnen zu verstehen, daß es für Manchen erspießlich wäre, auf der Hut zu sein. Denn Werner kann Alles im Stande, insonderheit wenn er so gewisse Grimassen und Vergleiche anstellen, wovon die Welt die Erfindung und Einführung getroffen, und wovon die Leute nicht müde kommen. Derlei Andeutungen oder stumme Warnungen pflegte er mit, ohne mit der linken Hand für sich die Stirne zu fächeln, die Hände zurückzureichen, mit der Rechten die flammende Halsbinde zu ordnen und die Spitzen seines Sammetkittels in die Höhe zu ziehen und nebstbei durch ein feines Kunststück sein Lorgnon allein verständen zu lassen. Wie sprechend da seine Augen an den Decken umher, und wie vertraulich lachten sie mit darin und darüber. Achtete man denn seiner Bedeutsamkeit im einzelnen Fragen, wenn seine Blicke und seine Mienen nur zu unmißverständlich wurden; manchmal betrachtet man in einen Spiegel hinein als allein, ohne Absicht, in der Zerstreuung.

Fühlte er sich nun gemerkt, so senkte er seine Blicke, zog ein paar Ringe von den Fingern, spielte mit ihnen, las ihre Inschriften, schrieb viel auf oder lachte recht laut und fratzisch und sardonisch. Welche Erinnerungen mußte der vom Glück so Begnadete haben! Welche Summe von Glück, aber auch von herbem Schmerze mag sein Inneres erfüllen! Aber er wollte nicht weich werden, er raffte sich auf, schnellte mit dem Kopfe in die Höhe und zwang sich,

heiter zu sein. Nun kam auch die nie fehlende Orange in's Treffen, die er gleichsam als Munition bei seinen Herzensschlachten benützte und unstreitig mit Geschick zu verwenden wußte. Die Hülle von blendend weißem Seidenpapier wurde behutsam abgestreift, das Aroma der Frucht flüchtig geprüft und für gut befunden, worauf das appetitliche Ding etwas auf den Fingerspitzen tänzeln durfte, um sodann der Nachbarin mit einer verbindlichen Verbeugung überreicht zu werden. Hiebei kann die sinnige Redefloskel angebracht sein: „Sie ist von zarter Hand und soll in noch zartere Hände kommen!" Ein Goldmensch! Welche Strategie! Welche Tactik! — „Ob er nit do a hamlicher Baron ist?" lispelte mir in einem solch' erhabenen Momente eine corpulente Bäckermeisterin zu. „Glaube kaum," murmelte ich, „vielleicht ein vazirender Friseur!" „Aber Jessas, was Ihner nit einfallt, so a nobler Herr!" Nun, mir ist's egal . . .

Ach, der „noble Herr" wurde trotz seiner „Plaisanterien", „Aufmerksamkeiten" und girrenden Schmachtereien schließlich der gesammten weiblichen Besatzung, die sich allabendlich an dem Stammtisch der Grund-Honoratioren einfand, verhaßt. Er merkte wohl die Decadence, that aber sehr gleichgiltig und schob seinen Niedergang in der „allgemeinen Beliebtheit" dem Umstande zu, daß, weil er nirgends Stand hielt und, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume, von einer „Schönheit" zur andern flog, und jede mit Caressen umschwärmte, eine universale internationale Eifersucht unter den Damen eingerissen, die sich naturgemäß in tödtlichen Haß kehren müsse, denn — „man haßt nur, was man früher geliebt!" „Hör'n's denn nit auf mit Ihnern G'schwabel?" entgegnete nach einer dieser Expectorationen ein robuster Fleischselcher, der schon längst einen „Grant" auf den „z'sammg'wichsten Pomadehengsten und faden G'schwufen" hatte, und fuhr in seiner urwüchsigen unclassischen Philippika also fort: „Wissen's, verstehn's, wann i aufrichti sein soll, so sag' i Ihnen's kurz ausser: Sö sein uns All'n z'langweili! Dös ewige G'speanzel wird den Leuten auf die Länge der Zeit z'wider und hat a kein' rechten Zweck. Bei die Frauen plagen's Ihner unnöthi und die ledigen

Madeln sag'n ein, daß's nirgends ein' Ernst machen. Heiraten's Eine, wann Sie's ernähr'n können, und nacher können's kosen mit ihr, so viel's woll'n! Für Alles Andere is schad' um's Schmalz! Punktum." „Ich heirate nie — wozu auch?" entgegnete der Abgetrumpfte, beglich seine Zeche und ging. Er kam nicht wieder. Nun gab's erst ein Gelächter und Gezischimpfe, obgleich er eigentlich nichts Schlechtes gethan. Aber das verdammte „zwecklose" Courmachen!

Mindestens ein Decennium verfloß, ohne daß mir der gesalbte Adonis vor Augen gekommen. Da traf ich ihn eines Morgens in einem polirten Kaffeegärtchen, ein Glas Himbeerwasser schlürfend. Bei Cupido! Der Mann war gräulich gealtert. Das heißt: grau war er nicht, denn er trug eine Perrücke und hatte den Bart gefärbt. Auch ein leichtes „Rouge" zierte seine eingefallenen Wangen. Er stand auf und begrüßte mich: für mich hatte er immer ein gewisses Faible, denn ich beleidigte ihn nie und machte seinen ersterben Versuchen geduldig [illegible]. Nun konnte ich ihn mit Muße betrachten. Allmählich war der Aermste geworden und das unglückliche Bewußtsein schlummerte um die [illegible]. Mit den Füßen mag es ihm schlecht [illegible] sonst ist er noch [illegible] und gesund." Er [illegible] kam in seine Confessionen und erzählte selbstverständlich von unerhörtem Pech. Er blickte sentimental und meinte: „Wissen Sie, was das ist, eine Leere [illegible]?" „Keine Ahnung," lachte ich. „Sie unverbesserlicher Mensch, Sie [illegible] Sie [illegible] Sie [illegible]

einer „Probir-Mamsell“ von Schottenfeld bis zum Praterstern „nachstieg“ und dort, nachdem sie in einem Hause verschwunden, Kehrt machte, um im nächsten Nu eine hochgeschürzte, schmucke „Wäscher-Tonerl“ vom Himmelpfortgrund bis in ihre Heimat zu verfolgen, was ihn nicht entmuthigte, wenn er daselbst beim Thore von der etwas „reschen Godel“ tüchtig abgeschnalzt wurde, sich allsogleich einer eilfertigen Clavierlehrerin als Begleiter anzutragen, die eben um die Ecke bog und sich zu tummeln hatte, wollte sie vor der Sperre noch ihre Wohnung in Matzleinsdorf erreichen. Ihn genirte keine Entfernung und selbst die ärgsten Unbilden des Wetters ertrug er lächelnd, wenn sie ihn nur in seiner Mission nicht störten. So durchlief oder durchschlenderte er täglich ein Dutzend Vorstädte und machte gut gerechnet seine vier deutschen Meilen, eine Uebung, die, auf dem harten Granitpflaster ausgeführt, das Fußwerk gewaltig strapazirt und es endlich ganz und gar estropirt, was man an jedem Fiakergaule wahrnehmen kann, wenn er ein Paar Dienstjahre abgetrabt.

Unser Held, da er nun invalid geworden — er gestand nur zeitweilige Halbinvalidität zu — ersann, um seine Hinfälligkeit zu maskiren, ein schlaues Deckmittel: er wurde aus einem mobilen Courmacher — ein sitzender. Er gab die anstrengenden Straßen-Promenaden und Märsche auf und verlegte sich auf das müheloſere Schäkern à la Camera, respective in Gewölben und Läden, wo er abwechselnd seine Vor- und Nachmittage kosend und Anekdötchen erzählend, versaß, und tolles, verliebtes Zeug schwatzte und plauderte und trätschelte, indessen die erkorenen Opfer ruhig bei ihrer Arbeit blieben und dem zahnlosen Gecken kichernd oder gähnend zuhörten. Aber selbst in dieser neuen Phase, der letzten seiner amorosen Wirksamkeit, bewährte er noch den klugen Meister. Er vertheilte die Objecte seiner fortwährenden Anbetung je nach ihrem Geschäfte und den Jahreszeiten. So besuchte er die Läden der Kürschner und Pelzhändler nur im Sommer, und jene der Strohhut-Fabrikanten nur im Winter. Da war man in den bezüglichen Gewölben in der ihnen feindlichen Saison vor Kunden verschont, da saß man stundenlang ruhig, ohne daß eine fremde Seele

sich bemerkbar gemacht hätte, da hatten auch die „Mädel's" Zeit, seinen Schnurren und Schnacken ein willig Ohr zu schenken. Ein raffinirt ausgeführter Plan, der eines Generalstäblers würdig wäre.

Und auch ich hörte ruhig zu. Plötzlich kam mir jedoch die plumpe Frage auf die Zunge: „Und haben Sie nie Malheur gehabt? Sie verstehen? Ich meine, ob Sie bei Ihren waghalsigen Unternehmungen, bei Ihren verschmitzten Winkelzügen, Ihren tollkühnen Abenteuern nie in . . . persönliche Gefahr, in unangenehme Berührung, in fatale Rencontres mit rachgierigen Nebenbuhlern, erzürnten Vätern, Brüdern und Schwägern ꝛc. gekommen, mit einem Worte: erhielten Sie nie — Sie haben doch Casanova gelesen und wissen, in welches Ungemach sich dieser Mann mit seinen dreisten Liebeleien gestürzt — also: erhielten Sie — um nicht von größeren Katastrophen zu sprechen — nicht wenigstens . . . Prügel? Sie verzeihen die Frage, aber sie interessirt mich vom culturhistorischen Standpunkte aus!"

„Lassen wir das!" erwiderte er etwas kleinlaut, verzog den Mund und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Hinterhaupte. „Berühren wir dieses Thema nicht . . . Verdrießlichkeiten hat Jeder von uns erlebt und . . . rohe Menschen gibt's allüberall! Adieu, mein Bester!"

Also doch? Gott sei Dank! — —

8.

Beim Tabakkrämer.

Oder vielmehr echt wieneriſch geſagt: beim „Tabakkramer“, wie ja ſchon der alte Gaſſenhauer lautet:

„Beim Tabakkramer
Kummen d'Leut' z'ſammer!“

Ja, da kommen ſie auch zuſammen, und zwar aus allen Schichten und Ständen, jedes Geſchlechtes und jedes Alters und — aus den verſchiedenſten Urſachen, denn der heutige Tabakkrämer iſt von kosmopolitiſch-univerſeller Bedeutung.

Wie engbrüſtig hielt ſich der Mann einſt, in der ſattſam bekannten „guten alten Zeit“, und wie gewiſſenhaft blieb er innerhalb der Schranken ſeiner ſpecifiſchen Licenz. Drei bis vier Sorten Schnupf- und eben ſo viele Sorten Rauchtabak, weiters auch nur drei- bis viererlei Gattungen Cigarren (die billigſten à ½ Kreuzer Conv.-Münze von naſſeſter Qualität) und das Um und Auf ſeines geſammten Waarenlagers war mit dieſem Inventar erſchöpfend bezeichnet. Anderes wurde bei ihm nicht geſucht, um mehr wurde bei ihm nicht gefragt. Denn wenn wirklich einen begüterten Sterblichen das Uebermuthsgelüſte beſchlich, nach beſſeren oder gar beſten Schnupf- oder Rauch-Objecten zu verlangen und ſich etwa „Extra-fein Sevilla“, das Pfund zu zehn Gulden, oder „Varinas-Knaſter in Rollen“, das Pfund zu ſieben Gulden Conv.-Münze zu gönnen, ſo wendete ſich der betreffende Sybarit ſelbſtverſtändlich an die Hauptverleger oder „Groß-Verſchleißer“, welche auch ſolche, wenn auch ſeltenſt, und da nur von „Cavalieren“ begehrte Deliciosa führen mußten — die übrige Menſchheit begnügte ſich mit den oberwähnten paar Species und

[illegible] Trafi- [illegible] Die Verkehrsentwicklung des- [illegible] hat sich seitdem nicht einfacher, [illegible] Verwandten [illegible] [illegible] [illegible]

stündlichen Bedarfs aller Menschenclassen, die sich denn auch auf diesem Stapelplatz des Kleinhandels in buntester Menge einfinden und wovon der Eine eine Thonpfeife, der Zweite ein Paar Manchetten-Knöpfe, der Dritte eine Stange Bartwichs, der Vierte ein Blatt Briefpapier, der Fünfte eine Schachtel Nachtlichter, der Sechste eine Uhrkette von Stahl, der Siebente und Achte ein Fläschchen Merktinte und ein Paquet Reibhölzer u. s. w. u. s. w. verlangt und auch richtig erhält.

Den Gipfel seiner Popularität und die letzte Weihe der Unentbehrlichkeit erreichte der zum vielseitigen Handelsmann avancirte Tabakkrämer aber erst zu jenem Zeitpunkte, als er auch noch Klein-Verschleißer der (Tages-) Literatur wurde und den Einzelverkauf der Blätter, ja schließlich sogar die Ausfertigung von Wochen- und Monat-Abonnementsscheinen auf unsere journalistischen Erzeugnisse fast zu seiner Hauptbeschäftigung erwählte. Das ist nun ein Gelaufe und Gedränge und Gezänke von sechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Nachts, um Früh-, Mittags-, Nachmittags- und Abendblätter, und da auch Wochenschriften, Festprogramme, Jubelhefte, Traum-, Planeten- und Wahrsagebücher, Volkslieder, Gratulationsverse, Juxdevisen, Eisenbahn-Fahrordnungen, Krankenvereins-Statuten, Harfenisten-Soloscenen, Begräbniß-Tarife, Wallfahrts-Programme, Wäschezettel, Heiligen-Legenden und sonstige schönwissenschaftliche oder gemeinnützige Producte des Preßbengels bei ihm vorräthig, so hat mindestens eine Abtheilung seines Ladens, die vollbelegt und behängt mit diesem literarischen und artistischen Kunterbunt, das Aussehen eines Buch- und Kunstverlags, und ist sein Umsatz in diesen Artikeln jedenfalls bedeutender, als der Geschäftsumfang mancher Sortimenter, welche sich die naive Aufgabe gestellt, die Meisterwerke unserer Classiker „unter die Leute" zu bringen.

Und so bin ich dort angelangt, wo der heutige Tabakkrämer seine sociale Bedeutung, seine bildende und erziehliche Mission, seine politische Machtstellung zu documentiren pflegt, wo er auf die Massen wirken kann und auch thatsächlich wirkt und als Nährvater der nach geistiger Nahrung Verlangenden sich repräsentirt.

Von diesem Standpunkte aus hat der prüfende Beobachter seine Studien zu machen und sowohl die Inclinationen des Volkes mit seinen momentanen Stimmungen und seiner wechselnden Parteinahme zu erforschen, als auch die Omnipotenz, das Directions-Talent und die Urtheils-Findigkeit jenes Mannes zu würdigen, der, wie Wenige, im Stande ist, die Tagesströmung zu *reguliren* und ihr den herrschenden Ausdruck zu geben.

Die Klage, daß noch zu keiner Zeit so wenig gelesen wurde, als seit den letzten zwanzig und dreißig Jahren, ist eine stereotype und gerechtfertigte, insofern sie von *buchhändlerischer* Seite ergeht und sich auf das Lesen von *Büchern* und überhaupt tiefern Studiums und ernsterer Qualität bezieht. Trotzdem wurde nie *so viel* gelesen, als eben seit den geschmähten zwanzig und dreißig Jahren und ist das Lesebedürfniß ein intensives und allgemeines geworden, aber — man liest eben nur mehr *Zeitungen* und was in die Rubrik dieser typischen Eintagsfliegen rangirt. Als *Wien* im *Vormärz* nur seine paar Blättleins hielt (Theaterzeitung, Humorist, Wanderer, Sammler, Morgenblatt, Wiener Zeitung, Beobachter, Musikzeitung, Feierstunden, Sonntagsblätter, Zuschauer, Hans Jörgel und etliche Fachblätter) und diese nur in bescheidenster Auflage erschienen und nur in ihren Expeditionslocalen zu finden waren, wenn je ein Sonderling den Gusto hatte, sich ein einzeln Exemplar (um einen horrenden Preis) zu kaufen, damals lag das nunmehr zur Allgewalt gelangte *Zeitungswesen* noch in den Windeln und die lesegewohnte Menschheit las *Bücher*. Das ist bekanntlich Alles anders geworden, das Lesebedürfniß der Mehrheit beschränkt sich auf die Durchsicht der respectiven Leib-Organe, man findet, um wahr zu sprechen, *keine Zeit mehr*, wenn man — nebst der stricten Erfüllung seiner Geschäfts- oder Amtspflichten — täglich drei Leitartikel, vier Feuilletons, fünf Gerichts- und die eventuellen Herrenhaus-, Reichsraths-, Landtags-, Gemeinderaths-Verhandlungen, Vereinsnachrichten, Ausschußdebatten, Telegramme, Tagesnotizen, Roman-Capitel, Kunstreferate, Fremdenliste, Eingesendet und Inserate ꝛc. ꝛc. nur „überflogen", auch noch etwa Buckle, Mommsen, Gregorovius, Darwin oder

gar Herrn Onno Klopp die erforderliche Aufmerksamkeit zu widmen. Wer erübrigt für solch' schwere Geistesarbeit die Zeit? Nur der minimalste Bruchtheil beschäftigt sich noch mit der Lectüre von Büchern, ansonst genügt der Menge die „Zeitung". Diesen Leseproviant liefert aber vorzüglich der „Zeitungs-Verschleißer", d. h. der Tabakkrämer.

Was erschien nicht Alles seit März 1848 nur allein in Wien, dem Hauptquartier des modernen Journalismus, an „Zeitungen"! Mir schwindelt, wenn ich meine Mustersammlung betrachte, die weit über tausend Nummern zählt und die ein lehrreiches, zuweilen aber auch erschreckliches Bild unseres geistigen Entwicklungsganges liefert. Was wurde da Alles unternommen und mit was für Gründungen hoffte und rechnete man auf ein ausgiebig Publicum! Welch' geniale, welch' ehrliche — und welch' schmutzige und niederträchtige Pläne leiteten die betreffenden Editoren bei ihren Neuschöpfungen! Und für All' das, oft für das nichtsnutzigste Zeug war der „Tabakkrämer" die verläßlichste Einkaufsquelle, sein Laden war und ist die „Detailmarkthalle" für gediegene, anständige, gesinnungs- und charaktervolle, wie für Revolver-, Schand-, Verdummungs-, Reclamen-, Strizzi- und Börsegimpel-Blätter. Sein Gewölbe füllt sich von Kunden und Fragern jeglicher Sorte, denn wie auf seinem Verkaufstische die Organe der sogenannten „Democratie", des erlaubten Radicalismus, des juste milieu, des gemäßigten Fortschrittes, des Whigismus und des Torysmus auf und unter und neben und zwischen den gedruckten Werkzeugen des Clericalismus, Feudalismus, der offenen oder versteckten Reactionssippe und des das Lorettenthum glorificirenden Lumpenpacks haufenweis liegen und ihrer Amateurs harren, so lösen diese sich selbst in ergötzlicher Reihenfolge ab, und tritt der Wühlhuber dem Heulmayer auf die Hühneraugen, und stößt ein Struwelpeter den fixesten Sportsman, der ungewaschenste Schusterlehrling den parfümirtesten Dandy, der brutalste Hausmeister den elegantesten Hofconcipisten ungestüm zur Seite, wennes sich darum handelt, das erste, oder vor der zu erwartenden Confiscirung noch rasch das letzte Exemplar von dieser oder jener Nummer zu erhaschen.

Im Großen und Ganzen und im Allgemeinen läuft jedoch dieser Proceß des Kaufes und Verkaufes trotz der Massenhaftigkeit und Verschiedenheit der disponiblen Blätter und ihrer Ersteher meist glatt ab, und ergeben sich Dispute und erregte Differenzen nur bei Retournirung von defecten oder beschmierten Piecen, oder wenn ein Stamm- und stabiler Kunde sich übergangen und vergessen sieht und gar sein täglich und pünktlich und persönlich verlangtes Lieblingsblatt als bereits „vergriffen" declarirt hört, also über Zurücksetzung sich beklagen kann. Dem routinirten Principal und seinem durch langjährige Uebung trefflichst geschulten Hilfspersonale passiren derlei Unannehmlichkeiten nur selten; im Gedächtnisse dieser Gilde ist Jeder registrirt, der einmal eine Zeitung gekauft, und er braucht bei seinem Wiedererscheinen kaum den Mund zu öffnen, um nach Wunsch bedient zu sein. Ja, der Scharfblick dieser Leute geht so weit, daß sie auch dem neuen Gaste, wenn sein Auge auf den Zeitungstisch gerichtet, an seinem Auftreten, seiner Haltung, seinem Exterieur, seiner Kleidung und fast zu sagen an seinem ganzen Habitus es flugs abmerken, welches Blatt ihm zu offeriren, ohne ihn durch eine andere Zumuthung zu ärgern und zu verletzen.

Diese Divinationsgabe unterstützt den versirten Tabakkrämer und Zeitungshändler am glücklichsten dann, wenn er, namentlich in politisch bewegten Epochen, sich veranlaßt fühlt, orientirend einzugreifen und einem Kunden, an dessen Treue und constanter Anhänglichkeit ihm liegt, eines Artikels wegen ein Blatt anzuempfehlen, um das, wie das Sprichwort sagt, jahrüber keine Katze frägt. Aber heute brachte es Sensationelles und das wird der verständige Obmann des Geschäftes der Elite seiner Käufer unter bedeutungsvollem Augenzwinkern zuflüstern. Und die Nummer „geht", wie frische Bretzel.

Keine Confiscation, keine Polemik ist eine so wirksame Reclame als dieser vertrauliche Wink des Zeitungs-Verschleißers, der nie sein Ziel verfehlt. In Folge solcher Coups, die dem Unternehmer die Renommée eines in diesen Angelegenheiten gewiegtesten Kopfes einbrachten, entspann sich zwischen ihm und seinem Kundenkreise

allmälig ein Contact, der an Cordialität nicht seines Gleichen hat. Der Mann übt nemlich auch die schärfste persönliche Kritik, und da er, besonders unter den Feuilletonisten seine Favorits und Champions hat, und wieder Andere wie saures Bier oder geschwefelten Wein haßt, so gelingt es ihm häufig mit einem einzigen geringschätzig hingeworfenen Wort das Todesurtheil über die bezügliche Nummer auszusprechen: „Heut hat der Fabian wieder was d'rin; bleibt Alles über!" Oder: „Wann's nur den Menschen nit mehr schreib'n ließeten, halt si ja Alles auf; ka Seel will was wissen von ihm und i bring nit a Stückl an!" Oder: „O je! Is der no allerweil bei derer Zeitung? Der ruinirt's ja und dös merken die nit?" Oder: „Jessas, wann i nur den Nam' nit mehr leset; schad' um's Blatt, is früher so gut gangen, aber seitdem der öde Ding dabei is, is's rein gar; d'Leut fürchten si ordentlich vor ihm!": Oder „Aha! Hat der wieder amal was? Da muaß m'r aufmerksam machen, der wird gern g'lesen!" Und so weiter.

Der Tabakkrämer als Zeitungs-Verschleißer ist demnach, wie aus den angeführten, wahrheitsgetreuen Beispielen zu entnehmen, eine für die Herausgeber wie für die Autoren nicht zu ignorirende Macht, da die Popularisirung eines Blattes, das auf den Einzelverkauf berechnet, meist in seine Hand gegeben. Die Austräger wissen davon zu erzählen und wie manches publicistische Kindlein schon bei der Geburt mitleidlos ermordet wurde, weil es von dem Areopag der Verschleißer als Wechselbalg angesehen oder sich überhaupt deren Gunst nicht zu erwerben verstand. Anderen Falles vermögen dieselben auch den colossalsten Blödsinn oder den miserabelsten Nachdrucks-Quark zu poussiren — an Beispielen fehlt es nicht.

Von diesem wechselseitig sich befehdenden, auf- und anregenden Getriebe wußte man in der vernagelten Zeit des patriarchalischen Absolutismus natürlich nichts. Damals war der Tabakkrämer eben nur simpler Tabakkrämer, höchstens, daß Einzelne noch eine Lotto-Collectur mit ihrem Geschäfte vereinigten, was dann durch die Eigenart der Gäste — distinguirten und zersetzten Zustandes — der Sache wieder Abwechslung verlieh. Aber wenn auch diese

Doppelnatur nicht bestand, als „Neuigkeiten-Pivot“ wurde das „Tabakhüttl“ oder der Tabakladen immer dennoch betrachtet, da für die „Grundchronik“ fast nirgends eine solche Pflegestätte, für geheime und pikante „Personal-Notizen“ kein besserer Fund- und Verbreitungsort zu entdecken gewesen wäre. Nur dieser Stand lieferte Nestroy das Ur- und Musterbild für seinen unsterblichen „Tratschmirl.“

Begnügt sich nun der Mann aus besonderen Motiven nur auf den Tabakverschleiß und scheidet er den Verkauf und Vertrieb der Zeitungen und anderer Commissionsartikel aus, so muß es seine erhöhte Aufgabe sein, in diesem freiwillig und absichtlich restringirten Berufe es ebenfalls zu einem „Namen“ zu bringen, was durch das mehr abergläubische, meistens unbegründete Gerücht geschieht, daß hier die „trockensten Fürstenfelder“, dort die „besten Sacco“, wieder anderswo „gefleckte Rennweger“ oder ausgezeichnete „Laibacher“ u. s. w. zu finden wären, welche Sage in Raucherkreisen sich rasch verbreitet, aber häufig auch auf die übrigens nicht unerfreuliche Wahrnehmung reducirt, daß nicht die „gesprengelte Waare“, sondern zwei oder vier oder sechs oder acht flammende Augen die Magnete seien, welche die Kunden aus den fernsten Rayons anziehen und dem glücklichen Laden einen Zulauf verschaffen, als ob man daselbst Alles geschenkt bekäme. Manches allerdings: das bezauberndste Lächeln — wenn der schmucke Gast „Imperiales“ oder doch mindestens „Regalitas“ zu wählen gedenkt und die prompte Bezahlung mit einem Agio von gangbarsten Schmeichelworten begleitet; der schüchterne Ersteher einer „Stinkadores“ hat erklärlichster Weise weder auf das oberwähnte Lächeln noch den üblichen schelmisch-niedlichen elektrisirenden „Fingerspitzendruck“ einen Anspruch und thut gut, rasch und demuthsvoll mit seinem brenzelichen „Ludros“ zu „verduften“.

Aber indem ich bei Behandlung meines Gegenstandes, die keineswegs vollständig und erschöpfend zu nennen, dennoch unversehens nun in das erotische Gebiet, in das Reich der „exemplarischsten Courmacherei“ gedrungen, sehe ich ein, daß

ich den eigentlichen Tabakkrämer verlassen und mich auf das high life-Terrain des noblen Groß-Verschleißers oder gar des „Specialitäten-Ladens“ begeben, deren Schilderung ich nicht beabsichtige, da das Malen so exquisiter Räume, wie dieser „Flor fina“-Boudoirs nicht meine Sache ist. Nur eine flüchtige Bemerkung sei mir in dieser Richtung noch gestattet. Vor vierzig Jahren sprach ganz Wien nur von einer einzigen Aphrodite dieses Metiers: von der „schönen Hand“ im Michaeler Durchhause, wo auch Meister Löwe seine Einkäufe machte. Diese „schöne Hand“ war so ziemlich unser Alles im Punkte der „Tabak-Venusse.“ Und heute? Der Fortschritt ist ein verwirrender — wären sie tutti quanti auf einem Flecke beisammen, Mohammed's Paradies könnte nicht vielköpfiger und nicht reizender bevölkert sein . . .

9.

Beim Barbier.

Nach dem Wiener Dialect beim „Balbierer", was nach dem localen Begriff aber ein Sammelwort iſt, da mit dieſer Bezeichnung nicht nur der ſpecifiſche „Raſeur", ſondern auch der „Friſeur" und der Inhaber eines „Haarſchneidecabinets", ja in letzter Linie ſogar der wiſſenſchaftlich unvergleich höher geſtellte, kunſtgelehrte „Perückenmacher" — ein „Artiſt" im vollen Sinne des Ausdrucks — gemeint iſt. Der Wiener macht da eben kurzen Proceß, er kennt keine Unterſcheidung und benennt dieſe verſchiedenſten Berufszweige der Menſchenverſchönerungskunde ſummariſch mit dem Titel: „beim Balbierer". Und doch wären die contraſtirenden Merkmale der einzelnen Branchen zu berückſichtigen. Schon des Publicums wegen, welches ſie conſultirt, von der Eigenart der Beſchäftigung, der Umgangsformen und der geſellſchaftlichen Miſſion dieſer populärſten Functionäre gar nicht zu reden.

Ein vielfach ausgezeichneter, liebenswürdiger und witziger, nur leider ſchon etwas betagter, aber wahrhafter „Haarkünſtler" und Friſeur eines vornehmen Kunſt-Inſtitutes fragte mich einſt in ſeiner kauſtiſchen ſchmunzelnden Weiſe: „Wiſſen Sie, wann jeder Theater-Friſeur ein Ziel wird?" Ich entſchuldigte mich mit meiner Unkenntniß in ſolchen Dingen, worauf das pfiffige Männlein erwiederte: „Wenn die Damen alt werden! Gelingt es Einem da nicht mehr, trotz aller Mühe und Plage und Grübelei und erfinderiſchſter Verſuche, eine fünfzigjährige Eboli oder Donna Anna wie zwanzigjährig ausſchauen zu machen, und iſt aus einem runzeligen Geſicht ungeachtet der phantaſievollſten Locken und ſonſtigen Zugehörs kein Engelsantlitz herauszuzaubern, ſo iſt

man einfach ein Esel. O Gott, wie oft war ich's schon im Leben! Es glückt Einem manchmal ohnehin Vieles und man trifft das Unglaublichste, aber — Alles hat seine Grenzen. Wenn man die Gurli zehn und die Lady Milford zwanzig Jahre lang gespielt hat, ist's genug und man soll halt die Armgart dann geben, mit der auch noch was zu machen ist, was die Schröder und die Rettich bewiesen haben. Denn der Friseur kann eine factische Großmutter nicht mehr so sauber herausstaffiren, daß sie selbst das nachsichtigste Publicum noch als Fanchon oder Präciosa oder Zerline gelten lassen kann. Von diesem Moment an ist der „Esel" fertig!" — O weiser Daniel! Und mit welchem Wohlbehagen vergönnte er sich nach diesem Herzenserguſſe eine der wuchtigsten Prisen!

Und auch mit den alternden Romeo's und Ferdinand's und Tamino's mag der Mann während einer langen Dienstzeit viel Kreuz gehabt haben, der arg Geplagte, dem ungezählte Male auch noch die weit schwierigere Aufgabe, als „Adoniſſe" aus Veteranen zu machen, in seinem verdammten Geschäfte erwuchs, wenn er an die Arbeit ging, aus dem nichtssagendsten Gesichte durch raffinirt applicirte Barttheile und pfiffigst ausgeklügelte Touren einen frappirenden „Charakterkopf" zu formen. Wer schuf mitunter die packendsten Franz Moore, Tilly's, Caligula's, Jago's, Bertram's und Geßler's? Der Theater-Friseur. Ich erinnere mich einmal irgendwo einer ersten Leseprobe beigewohnt zu haben, wo der Regisseur die Hände über den Kopf zusammenschlug, als er vernahm, daß die „scharfe Rolle" des „Sir Gottlieb Rocke" in Ziegler's crasser „Parteiwuth" dem Schauspieler X., der durch die unglückseligste Physiognomie fast zum Gespötte seiner Collegen geworden, zugetheilt wurde; der einsichtsvolle Director aber den Verzweifelnden mit der kaltblütigen Bemerkung beruhigte: „Der Theater-Friseur wird's schon machen!" Und so war es in der That. Als am Aufführungsabende der verruchte Böse-wicht sichtbar wurde, konnte man ein gruselndes Ah! aus Parterre und Gallerie vernehmen, so trefflich war die Maske des hinfälligen Ungeheuers; der geängstigte Intriguant hatte schon durch sein

Erscheinen gewonnenes Spiel, faßte Muth und gefiel ausnehmend. Die Kritik rühmte vor Allem seine fabelhaft charakteristische, echt teuflische Larve! Wie stolz ging der Glückliche dann durch die Straßen — vom Friseur sprach kein Mensch. Dieses, alle Denkkräfte in Anspruch nehmende Pensum aus Nichts Etwas, d. h. aus der flachsten, gleichgiltigsten Visage einen wenigstens halbwegs erträglichen, aus der widerlichsten Fratze einen „interessanten" Gesichtsprospect zu bilden, die kahlen Flächen des mißförmigen Schädels durch Anlehen aus nächster Umgebung geschickt zu verdecken, den Farbenunterschied von Haar und Bart harmonisch auszugleichen und überhaupt die nöthigen Reparaturen vorzunehmen, wenn ein wackelig gewordener Dandy noch durch einige Zeit den gefährlichen „Schwerenöther" spielen will, fällt auch in den umständlichen Ressort des gewöhnlichen Friseurs, der es mit jenen Don Juan's zu thun hat, die nicht auf den weltbedeutenden Brettern, sondern in den Allen des Stadtwarks, des Volksgartens und auf den übrigen Promenadewegen privilegirter Flaneurs mit ihrer bestrickenden Erscheinung zu glänzen gesonnen sind. Wenn das Sprichwort sagt, daß es vor einem Kammerdiener keinen Helden giebt, so gilt dasselbe auch vom Friseur, der nicht minder in Kenntniß ist, wie es mit der Titanenhaftigkeit so manches angestaunten Herren in tristester Wirklichkeit beschaffen sei.

Bedarf [illegible] Ausbildung und Erfüllung auf dieser tiefsinnigen Rangbetrachtung bedarf nun der Friseur von seinem [illegible] Hin[illegible] Patienten, [illegible] Stunden, welche der Verjüngungswerber [illegible] Stallmantel an[illegible] Bleikamme[illegible] Theile [illegible] durch [illegible] die [illegible] Praxi-

die gesunkene Zuversicht des invaliden Amoroso neu zu heben und durch Nennung markantester Namen nachzuweisen, welche Triumphe oft Männern gerade in „etwas vorgerückten" Jahren noch beschieden, und wie es purer Aberglaube sei, daß nur der leidigen, sattsam bekannten „goldenen Jugend" das Glück wahrer Liebe allein lächle. Der wie ein zerknitterter Cylinder frisch aufgebügelte, respective frisirte, pomadisirte und überhaupt „fesch zusammengewichste" greise Endymion erhebt sich, besieht sich im Spiegel, ordnet noch ein und das andere schüttere Löckchen, lächelt zufrieden und trippelt vergnügt von dannen. Ein Glücklicher! Der Friseur athmet erleichtert auf und brummt nur sein übliches: „A Vichtour mit so ein' altem Tattl! No alleweil n' Kopf voll mit seine dalkerten Gspusi — und kann kaum mehr zappeln! San das Narren!"

Fatiguen wohl anderer Qualität erwarten den Friseur, wenn er das Haupt eines blasirten Jünglings in seine Hände bekommt, der unerschöpflich in Erfindung von Vorschlägen betreffs einer ungewöhnlichen Lockengruppirung und idealsten Bartformen zu sein pflegt; und sie erwarten und noch dazu in erhöhtem Maße auch die Friseurin, die halbe Tage lang sich abmüht, Seitens ihrer zartgeäderten, aber bei solchen Anlässen meist Fischweibmäßig erbosten Gebieterin eine endliche Gutheißung ihrer Versuche zu erreichen. Vergebliche Mühe! Man erzählt von einer bekannten hocheleganten Dame, daß sie den Schluß von derlei Marterscenen nicht selten damit ankündigt, daß die bereits vollends confus gewordene Friseuse, namentlich wenn sie ein weißes Härchen zu entfernen vergessen, mit — einem Paar Ohrfeigen und einem Fußtritt regalirt wird, und als Superdividende im Nachwurf den Pomadetiegel an den Kopf zuerkannt erhält. Ein Kniefall muß am nächsten Morgen das begangene Verbrechen sühnen.

Wie lacht der exclusive Raseur (unser biederer Barbier) zu der Kunde von solchen, alle Nerven und Fibern in Aufruhr bringenden Vorgängen im Bereiche jenes, dem seinen wohl verwandten Metiers, dessen umfangreiche Gestionen aber den gewissenhaften, auf seinen Ruf stolzen Executor vorzeitig in's Grab zu bringen vermögen. Wie dankt der simple Barbier dem lieben Gott,

daß er von solchen Aufgaben verschont und das Repertoire seiner Pflichten ein beschränktes ist. Allerdings ist er zuweilen ebenfalls genöthigt, einem Kunden die Haare zu schneiden und einem unternehmenden Ladendiener, einem schmucken Cadeten oder einem sich appetitlich gebenden Speisenträger sogar mit dem Brenneisen in die Stränge zu fahren und einen verführerischen Lockenbau aufzuthürmen, aber es geschieht dies seinerseits doch meist nur in lässiger, jeglicher Inspiration baaren Weise, ohne jene künstlerischen Zuthaten und malerischen Arabesken, ohne jene dichterische Weihe und Begeisterung für die Sache, wie sie den akademischen Virtuosen aus der Haarkräusler-Gilde auszeichnet und nur in dessen Atelier zu finden. Im Laden des gewöhnlichen Barbiers wird die Geschichte nur summarisch, nur professionsmäßig betrieben und wenig Unterschied zwischen dem struppigen, zerzausten Schädel eines im Nachtleibel sich präsentirenden Hausmeisters, und dem sorgsam gehüteten Haupte eines kaiserlichen Rathes gemacht. In zehn Minuten „per Kopf" ist der Mann fix und fertig und wendet sich unter flüchtiger Verbeugung ab, um in seinem eigentlichen Wirkungskreise mit Seife und Messer sich der Menschheit nützlich zu machen. Das „Lader" ist des Barbiers Element, das Brenneisen ein ihm octroyirtes Werkzeug, für das er nie und nimmer in Enthusiasmus gerathen wird.

Das „Lader!" Wie wohlig plätschert seine rechte Hand in der schäumenden Masse, während die Linke die Serviette am Halse seines ihm auf Tod und Leben überantworteten, halb eingeseiften Gastes fester steckt und sein Auge prüfend das Stoppelfeld betrachtet, sich nebenbei erkundigend: „was Alles wegzukommen und was zu bleiben habe? Mit dem Auftrage und seinem Plane im Reinen, stellt er die Schüssel abseit, trocknet sich die Hände, fähret mit der Klinge einigemale über den Streichriemen und beginnt seine Arbeit. In diesem feierlichen Augenblicke ist es des versirten Barbiers Pflicht und also auch Gewohnheit, den ihm in seine unumschränkte Gewalt Gegebenen vor allen finsteren Gedanken, trüben Befürchtungen und bösen Ahnungen durch sein Redner-Talent zu befreien und er wird deshalb, wenn dem Verzagten das Messer

an der Kehle sitzt, seine oratorische Begabung gleich mit dem ersten Satze legitimiren, indem er die leicht hingeworfene Bemerkung fallen läßt: „Heute war's aber wieder recht warm!“ Nach diesem Prologe gönnt er sich und seinem Kunden eine Pause, die dieser dazu benützt, um seufzend ein schüchtern „Sehr!“ zu flüstern. Nun aber ist auch der Redestrom des gefährlich Bewaffneten entfesselt. Er wird sofort die weitere Mittheilung machen, daß gegen Abend das Barometer dennoch etwas gefallen, daß der Wind sich gedreht habe und wir wahrscheinlich nächster Tage ein anderes Wetter bekommen würden. Neue Pause, die der zur Hälfte von seinen Aengsten Erlöste mit dem kühnen Ausspruche ausfüllt: „Schon möglich!“ Welch' erquicklicher Dialog!

Die Arbeit ist auf der einen Seite beendet; der Blick des Meisters ruht wohlgefällig auf dem abgegrasten Terrain, seine Hand befühlt die blank geschecrte Fläche und sie findet nicht den winzigsten Stachel. Ein Triumph seiner Wissenschaft! Kann man es dem Manne verargen, wenn er in richtiger Selbstschätzung seiner gelungenen Leistung und in billiger Würdigung seiner Fertigkeit sich nun einigermaßen in die Brust wirft und, indessen er für die Fortsetzung der Operation das Messer neuerdings schärft, die Meinung nicht unterdrücken kann, sie vielmehr laut ausspricht: „Balbieren und balbieren is halt doch Zweierlei. Seit der Gewerbefreiheit balbiert freili schon Alles, aber ein Schiedunter is doch zwischen ein' ausg'lernten Balbierer und so ein Pfuscher, wie m'r's heunt in jeder Gassen find't, und von denen i m'r nit einmal mein' Pintscherl scheeren lassen thät. Greifen sich E'r Gnaden amal an — ein reiner Gusto! Nicht wahr?“ Der Gefragte thut, wie ihm geheißen und er nickt zustimmend.

„Ja, die Zeit is eine andere,“ fährt der Anerkennungs-Bedürftige in seinem Speech fort, „als wie's amal war. Amal, mein Gott! wie sich das Alles ändert! Amal — hab' ich Ihnen weh than? Nix is g'scheh'n, a klein's Ritzerl nur . . . ein Bißl ein' Schwamm d'rauf und 's Bluten is augenblicklich g'stillt. So. Is schon in der Ordnung. — Ja, was ich sagen wollt: Wissen E'r Gnaden schon das Allerneueste? Nicht? Ah, das is merkwürdig.

Man spricht ja allgemein davon. Der ganze Grund is voll. Wo m'r hinkommt, wird d'rüber g'redt. Die Cilli, die Jüngste von der Hausmeisterin daneben, soll so a Glück g'macht hab'n. Ein alter Baron — er soll von der Börs' sein — will sich ihrer annehmen und sie für's Theater ausbilden lassen ... Thut's weh? Ein einzig's Haarl is nur ausg'sprengt. — Ja, daß ich sag': geht Die zum Theater! No, die G'stalt hätt's dafür und kuraschirt is's auch genug, so kann sie ihr Fortkommen schon finden. Lernt Tag und Nacht. Der Baron überwacht sie. Die Mutter will's als Jungfrau von Oleans auftreten lassen, aber der Baron sagt, das is ka Roll für sie, sie is mehr für die Cameliendam' und überhaupt für'n Salon und die Sensation! Die Cilli! Wer si von dem Madl das denkt hätt'! I kenn's no, wie's als kleiner Bankert mit die Bub'n auf der Gassen g'spielt hat. Kommt Die zum Theater! No, i gratulier'. Was m'r jetzt Alles erlebt ... So! Fertig! Ergebener Diener! ... Entschuldigen — das eine Haar noch — so — unterthänigster Knecht! Küß die Hand, bitte ein anderes Mal um die Ehre!" —

Man hört nicht nur aus Afrika, sondern auch beim Barbier stets Neues. Denn wenn die Repräsentantinnen und Angehörigen des schwachen und schönen Geschlechts für ein kleines Klätschchen und Trätschchen das Greislergewölb, den Milchladen, die Fleischbank, den Oebstlerinstand und den Röhrbrunnen als die geeignetsten Plätze erklären, wo dieser Herzensneigung mit ungezügelter Lust und Liebe gefröhnt und höchstens für die nöthigen Nachträge, Erläuterungen und Ergänzungen die Lottocollectur oder die gemeinsame Waschküche oder das Domicil der Hausbesorgerin mit ziemlichem Erfolg benützt werden kann, so ist für die Männerwelt, die an diesem Sport Interesse hat, und wenn ihr zu diesem Zwecke die vertraulichen Mittheilungen im Café oder am Stammtische nicht genügen, doch nur der Barbier die sicherste Zufluchtsstätte, die praktischeste Hilfsquelle, um mit den allerneuesten, wenn auch nicht immer verläßlichsten, aber jedenfalls interessanten Neuigkeiten sich zu verproviantiren. Auf diesem gemüthlichen Turf der intimen Plauderei, wo die versteckteften Geheimnisse enthüllt, sämmtliche

Familien-Ereignisse des Bezirkes besprochen, alle internen Angelegenheiten der Nachbarschaft einer unnachsichtigen Kritik unterzogen, und die Einnahmen und Ausgaben jedes einzelnen Insassen bis auf den letzten Kreuzer nachgerechnet werden, findet auch der Local-Correspondent und der Localnotizen-Hausirer eine unerschöpfliche Ressource, die ihn oft an einem einzigen Tage mit brauchbarem Materiale für eine ganze Woche versorgt. Allerdings wird beim Friseur und im „Haarschneide-Cabinet" dieser Zweig des menschlichen Wissens, nämlich die mündliche Fortpflanzung eines Geschehnisses und die Abstemplung eines vagen Gerüchtes als factische, unbestrittene und verbürgte Thatsache ebenfalls cultivirt, aber es geschieht dies doch meist in discreterer und vorsichtigerer Weise, während beim Barbier in diesem Genre mit jener frischen, urwüchsigen und ungekünstelten Verve gearbeitet wird, wie es die Sache erfordert, wenn es sich darum handelt, sie brühwarm unter die Leute zu bringen. Die rascheste Publicität eines „Man sagt" erwächst ihr beim volksthümlichen „Ladermacher".

Nun weiß ich recht gut, daß diese Schilderung des letzterwähnten Standes nicht auf sämmtliche Mitglieder desselben paßt, und daß einzelne, namentlich im Centrum der City dislocirte Rasierkünstler während ihrer einseifenden und scheerenden Thätigkeit sich durch einen vornehmen und wortkargen Ernst auszeichnen, und eine zu große Meinung von ihrem Berufe haben, um ihn durch so ignoble Passionen — wie die Schwatzhaftigkeit des vorstädtischen Bartkratzers — zu entweihen. Aber die Mehrzahl huldigt unleugbar dieser Leidenschaft und es erreicht diese ihren Siedepunkt, wenn der Betreffende auch außerhalb seines firmirten Zwingers die Kunden in ihren Wohnungen besucht und demnach mit den distinguirtesten, wie heiklichsten oder bärbeißigsten Persönlichkeiten generis masculini auf vertrautestem Fuße zu stehen, den nicht ganz unberechtigten Glauben hat, denn, obwohl er in seiner Amtssprache scheinbar bescheidentlich gesteht, daß er diese Herrschaften zu „bedienen" hat, so sagt ihm sein Inneres doch wieder, daß sein Erscheinen, wenn schon nicht die Gloriole des consultierenden und ordinierenden Arztes, so doch alle Wahrzeichen jener gesellschaftlichen Stellung

heißt, wie jetzt dem „Hausfreunde“, dem erklärten „Intimus“ eines. Was mag da „Ripperl“ nach altclassischem Muster in sich verborgener Fülle nicht Alles, wie irrudelt es da nur so herum, wie ein Gebetbuch, ein unaussprechliches Gewölbe von tausend Lügen, launigen Einfällen und scharfzackigen Bonmots. Nun kann die süßliche Flause Richard's als „Doctor Beichte“, so war aus dem Leben gegriffen.

Ja, damals lachte ich aus Herzensluft, wie ich auch über den seligen Röbring auflachte, wenn er den „Doctor Zeltel“ gab, der nur ein profaner „Hühneraugenausschneider“ war. Welch unendliche Gemüthsruhe! Und da fällt mir zum Schlusse just noch ein, daß ich bald auf die Hauptsache vergessen oder vielmehr es bisher verschwiegen habe, daß dem im Ganzen genommen ehrenwerthen Barbierstande, wie einer Aristocratie die Tuberculose, jener die Gelbsucht, einer anderen die Farbenblindheit u. s. w., ebenfalls ein Gebrest, eine Art „Berufskrankheit“ anhaftet, die durch seine Verkümmerung zu stehen. Ich meine die stille Sehnsucht nach dem „Doctortitel“. „Herr Doctor!“ Wie das klingt! Noch hört's nicht gar lange her, daß ich in einer renommirten Weinstube ein leises Prachtexemplar eines Doctorats Aspirantem sah. Ein Wiener Hündchen nämlich, vorher soll ich ihn aus einem Hause nennen und eine stubenreine Bude anstreben. In der Kneipe verrichtete das Männchen in der verschiedensten Form und Manier sein Ausdrücken, die alle Anwesenden verblüfften. „Aber, Herr Doctor, so ein hübsches Thierl“ meinte ein gemäßigter Zeitgenosse, worauf der obrigste Redner geringschätzig zurückgab: „Wenn Sonnleb a Wiedmer sagt, kennan Sie's glauben! Basta!“ Ich staunte. „Ist das wirklich ein Doctor?“ frug ich leise Jean. „Jawohl, aber ein Feldherr“ war die Antwort und Jean machte einen „Zwicker“ mit den Fingern der rechten Hand, wie Einer, der den Zwischenraum von sich schleudert. Die Geste ist bekannt und ich verstand die Dimension nur Gemüth. Nun möchte ich mir auch in das Gedächtniß rufen, wie mir an den übereifrigen Doctor kamen, ich war in meiner unschuldigen Herzlichkeit gar „Herr Doctor!“

Er nahm das Avancement ohne Widerspruch an und bestätigte auch meine sonstigen Ausführungen. Seitdem heißt der Mann an seiner Tischrunde unangefochten „Herr Professor“. Und er duldet es und nimmt die Huldigung im vollen Ernste. „Und warum nicht?“ fügte der hämische Jean bei, „Doctor oder Professor — jetzt geht's schon in ein' Aufwaschen!“

Auch mir ist's tout de même in solchen Fällen, denn wenn schon der unorthographischeste Notizenkritzler als „Herr Doctor“ paradirt, warum den harmlosen Titel einem Manne mißgönnen, der nicht selten mit dem — Heftpflaster und überhaupt mit „Verbandzeug“, also wenigstens halbärztlich zu hantiren hat. Exempla trahunt . . . .

— — —

10.

Der ganz Geſcheidte.

Er iſt meiſt ein Jüngling, noch nicht Fünfundzwanzig alt, aber von außerordentlicher Weisheit. Letzteres merkt der Zuhörer ſchon in der erſten Minute und bei den erſten Sätzen, die den Lippen des Sprechers entgleiten; aber er brauchte auch den Mund nicht zu öffnen, man ſähe an ſeiner vornehmen Haltung des Kopfes, an ſeinen die Nachbarſchaft nur geringſchätzig treffenden Blicken, an ſeinen mißbilligenden Achſelbewegungen und ſonſtigen kritiſchen Actionen und Geſten, daß man es mit einem überlegenen Geiſte zu thun habe. Voilà, ein bedeutendes Genie! Wir täuſchen uns nicht . . . .

Nein, wir täuſchen uns nicht; wir haben ja alsbald Gelegenheit, uns von dem profunden Wiſſen des hochbegabten Jünglings zu überzeugen, da dieſer ſoeben eine Fülle von Daten, wie ſie nur einem Gelehrten geläufig, leicht hingeworfen, zum Beſten gibt. Und er ſpricht gut und gewandt; ein Vergnügen, zuzuhören. Ein Profeſſor könnte ſeine Sache nicht gründlicher führen. „Wo der junge Mann das Alles her hat?“ wispelt der arme Laie dem Andern verwundert ins Ohr. „Woher? Mein Gott, er iſt halt ein g'ſcheidter Menſch!“ Und ſo iſt es auch; er iſt ſogar ſehr geſcheidt!

Alſo, er ſpricht. Das iſt eigentlich eine überflüſſige Bemerkung, da der Edle ja immer ſpricht, denn er ſpricht nicht nur gerne, er ſpricht auch viel und ſpricht lange und ſpricht überhaupt bei jeder Gelegenheit. Und wo und wann fände ſich eine ſolche nicht! Da er Alles weiß, und in allen Sätteln gerecht, ſo iſt es erklärlich, natürlich und entſchuldbar, wenn der Flaumbärtige

auch dann das Wort ergreift und es für den completen Abend in Beschlag behält, wenn etwa auch reifere Männer und selbst exclusive Fachleute ihr Dictum anbringen möchten, leider aber dazu nicht gelangen können, da der Allwisser, der Tausendsassa, sein energisches „Bitte!“ als Veto eingelegt und das aufgeworfene Thema ohnehin souverän zu beherrschen versteht. Wie sagte ich oben? Ja richtig: „ein Vergnügen, zuzuhören!“ Nicht wahr? Mit etlichen zwanzig Jahren! Wirklich staunenswerth! Der bringt's noch weit, der wird der Welt noch Einiges aufzulösen geben! — Er strahlt aber auch, nachdem das Symposium aufgehoben und man sich unter gegenseitigen ehrerbietigsten Abschiedsgrüßen trennt, im hellsten Siegesglanze! Wieder ein Triumph wahrer Bildung und die Frucht eines gewissenhaften Studiums! . . . . .

Man mißverstehe mich nicht! Ich wäre der Letzte, der darüber spöttelte und es ironisirte, wenn ein derlei unbesoldeter und freiwilliger „Privat-Docent“ in Augenblicken, wo das Tischgespräch platt zu werden droht und vielleicht gar das triviale „Grammerstädterthum“ mit seinen albernsten Späßen, seinen vertrakteſten Ansichten und bornirteſten Urtheilen angerückt käme und sich breit machen wollte, ein aufgeweckter Kopf einen anregenden Gedanken als Zündstoff spendet, eine brillante Debatte dadurch unter Gleichgesinnten eröffnet und es somit ermöglicht, die geopferten Stunden als keine verlornen und müssig verlebten betrachten zu müssen. Wie freue ich mich stets, wenn ein solch' rettender Engel, wie vom Himmel gesandt, ersteht, durch einen kühnen, blendenden Einwurf verblüfft und dem flachsten Discurse eine erlösende Wendung gibt! Wie oft segnete ich dergleichen oratorische Hußarenstückchen und dialektische Bravouren, selbst wenn ein etwas weitschweifiger Excursus daraus wurde. Aber zur Methode darf es nicht werden. . . .

Zur Methode. Das ist der Casus, der die Sache später unleidlich macht. Man merkt die Absicht und wird nicht allein verstimmt, man wird sogar auf's Aergerlichste gelangweilt. Von gescheidten Leuten! Durch sogenannt „spannende Vorträge“, durch ansonst wünschenswertheste Aufklärung und Belehrung! Ja, schließlich wird die Geschichte auch noch ärgerlich. Denn das Gefühl

und die Wahrnehmung, stets und immer und in allen Dingen, selbst in solchen, die der gesammten Welt bekannt sind, wie ein Schuljunge, wie ein A-B-C-Schütze coram populo „instruirt" zu werden, und von den reichen Kenntnissen des mit sichtlichem Behagen und pronoucirter Wohlgefälligkeit uns Unterweisenden gleichsam profitiren zu sollen, und zu sehen und zu wissen, daß der unermüdlich plaudernde Präceptor nur ein — „grüner Grasteufel" ist, der mit den frisch eingepöckelten Weisheitsbrocken vorerst den Appetit seines Auditoriums reizen und dasselbe sodann, wie Gänse mit Stopfnudeln, mit seinem restlichen Wissensvorrath vollfüttern möchte — diese Wahrnehmung, glaube ich, wirkt ernüchternd, der kenntnißreiche junge Mann erscheint uns als eitler Schwätzer, und wir fangen an, ihn zu meiden, zu fliehen, ihm den Rücken zu kehren.

Unbildung, Unwissenheit und Dummheit sind Gebreste, die den damit Behafteten unter die bemitleidenswerthesten Geschöpfe rangiren. Aber so sehr der Anblick eines geistigen Krüppels und der nothgedrungene Verkehr mit ihm uns mit Schauder erfüllt, ebenso abstoßend wirkt das Gegenstück, wenn der Eigenthümer einer gewissen Anzahl von Kenntnissen nicht bestrebt ist, sie gemeinnützig zu verwerthen, sondern nur mit dem Besitze zu paradiren, zu flunkern und zu verblüffen. Der Edelsteinsammler, welcher an der Feuer- und Farbenpracht seiner kostbaren Kleinodien sich nicht zu ergötzen weiß und nur deshalb ein Faible für diese glitzernden Wunderdingerchen hat, um acht Finger an seinen beiden Händen und die Cravatenschleife damit aufzuputzen, um Aufsehen zu erregen und sich Ansehen zu erwerben, ist ein abgeschmackter Geselle. Auch der „Streichmacher in Gelehrsamkeit" ist fad wie der Geck, welcher sich auf seine tadellose Toilette und seinen eleganten Mode-Anzug etwas zugute thut. Der mit seiner Superklugheit und mit stupendem Wissen unaufhörlich Bramarbasirende wird uns nachgerade so unbequem wie der Geldprotz, welcher in einemfort von seinen Haussätzen, von Goldrente, von Credit und Anglo erzählt und wie ihm das Geld von allen Seiten nur hereingeschneit komme. Reißt doch Augen und Mund auf und spitzt die Ohren,

und hört den diversen Renommisten zu und beugt euch in Ehrfurcht vor diesen Glücklichen, wenn ihr es nicht vorzieht, sie zu ignoriren!

Aber warum ereifere ich mich, anstatt zu lächeln und heiter zu bleiben? Denn ist es im Grunde genommen nicht lustig und amusant, still in einer Ecke zu sitzen, den Tschibuk am Munde, ab und zu einen Schluck perlenden Lagers zu nehmen und sich von einem blutjungen Parforce-Aesthetiker auf einen Dichter aufmerksam gemacht zu hören, den man schon vor dreißig Jahren „auswendig" gewußt; oder uns den Unterschied von gothischem und romanischem Style, von Früh- und Spät-Renaissance, von Barockzeit und altchristlicher Bauform ꝛc. ꝛc. mit schönem Pathos (wortgetreu nach den populärsten Lehrbüchern) definiren zu lassen? Ist es nicht herzerquickend, die ernsthaftesten Prophezeiungen über das „indische Kaiserreich" zu vernehmen, wenn man dieselben ein paar Monate vorher in Stilke's „Gegenwart" gelesen? Ist es nicht überraschend, wenn der Teufelsmensch über ein mythologisches Bild von Reinhold Begas genau dasselbe Urtheil abgibt, wie der gründliche Kenner Max Schasler erst unlängst in einem norddeutschen Blatte gethan? Und wirkt es auf die Zuhörer nicht imposant, wenn sie die Pariser „Elektrische Ausstellung" sich von dem Technik- und Physik-Enthusiasten Abends nochmals so erschöpfend expliciren lassen können, wie es bereits Morgens ein ausführlicher Artikel ihres Leib-Organes zu versuchen die Gefälligkeit hatte? Und so fort. Man hört also all' diesen übereifrigen Expectorationen unseres aufopfernden Mentors ruhig zu, gähnt nur gelegentlich, was immer der Fall ist, wenn uns keine frappirenden Neuigkeiten geboten werden, und könnte sogar über die kühne Zumuthung, Wiedergekäutes als geistige Leckerbissen zu acceptiren, einigermaßen ungehalten sein, aber man macht gute Miene zum bösen Spiel, denkt sich seinen Theil und läßt den Plauderer — plaudern. Warum? Aus welchen Gründen ist man so nachsichtig und gutmüthig?

Nichts wissen und nichts gelernt haben ist eine Schande, oder vielmehr ein Verbrechen an der Menschenwürde. Aber, bei Pallas Athene! ich goutire noch eher — obwohl ich nichts davon verstehe — die stereotypen Mittheilungen eines Tarok-Sumpers und Solo-

Ultimo-Fanatikers, der nur Sküs, Mond und Pagat als seine Schutz-Patrone anerkennt und von den übrigen Geschehnissen seit Erschaffung der Welt nie Notiz genommen und nie nehmen wird, als die perpetuirlichen Belehrungen eines von seiner Bedeutung überzeugten, von Größenwahn befallenen Plapperers der geschilderten Sorte. Wie das sprudelt und zischt! Einem schäumenden Gießbache gleich! Ein Wolkenbruch von Weisheit! „Is halt do a g'scheidter Mensch!" raunt der „Herr v. Hartriegel" dem „Herrn v. Schwemminger" zu, und dieser nickt zustimmend. Ihr guten Leute! Wie leicht ist's heutzutage „gescheidt" und sogar „unbändig gescheidt" zu sein, da die ergiebigsten und verläßlichsten Nachschlags- und Instruirungs-Behelfe, wie ehemals die Bauern-Kalender, allüberall herumliegen und im Nu zur Hand sind. Der „kleine Brockhaus", der unvergleichlich praktische „kleine Meyer", die bündigste Universal-Encyklopädie in handsamster Form — diese Wunderquellen raschester Auskunft rieseln bereits an Orten, wo sie nie vermuthet wurden. Nicht nur bessere Café's und Restaurationen, auch vorstädtische Gasthäuser adjustirten sich längst mit derlei Noth- und Hilfsbüchern, ja ich fand neulich eines sogar beim „Adler" in der Sechshauser Hauptstraße, wo der brave Herr Wirth seine geehrten Herren Stammgäste auf die beiden Bände in der Fensternische verwies, als sie sich zuerst über die Natur der Kometen, später über das Alter Bismarck's und dann über die Sandwichs-Inseln informiren wollten. Ueber Alles und Jedes kann man sich jetzt mit leichter Mühe vergewissern und sich selbst belehren und demnach auch der breitspurigen Vorträge eines aus gleichem Reservoir Schöpfenden füglich entbehren, weshalb es angezeigt wäre, einen solch' aufdringlichen Prediger gegebenen Falls zu ersuchen, sich nicht zu strapaziren, da man wohl auch wisse, wo Barthel Most hole. Schock Schwerenoth, warum den Fundort verheimlichen, der von Jedermann betreten werden kann und nicht das abgeschlossene Jagdgebiet des dreisten Gelbschnabels allein ist! ....

Indem ich dies niederschreibe, habe ich selbstverständlich keine bestimmte Persönlichkeit vor Augen und halte mich nur an die weitverbreitete, sattsam bekannte Gattung im Allgemeinen. Höchstens,

daß ich, als ich dieser Tage in einem distinguirten Café mich in die Lectüre des Max Müller'schen Sprach-Artikels weihevollst versenken wollte und durch das überlaute Peroriren eines „Chaucer und seine Zeitgenossen" (collationirt und richtig befunden, mit Johannes Scherr's Geschichte der englischen Literatur, Leipzig 1854, Otto Wigand, Seite 27 ff.) seinem Vis-à-vis erklärenden Sextaners unliebsam gestört wurde, mich eines ähnlichen Exemplars erinnerte, eines bleichen, langlockigen (das sind sie Alle) Jünglings, den längst der Rasen deckt und der dieselbe lästige Marotte des lärmenden Hervorkramens alles kurz vorher Aufgeschnappten im üppigsten Maße besaß. Wir kamen damals noch bei Daum zusammen, obwohl uns das neue Publicum nicht sympathisch, aber aus alter Anhänglichkeit an unsere Heimstätte mi Vormärz, auf der wir durch den Muster-Marqueur, den ureinzigen berühmten „Jean", mit Kuranda's „Grenzboten" und ähnlicher verbotener Waare im Geheimen versorgt wurden. Dort saßen wir also, ein halbes Dutzend Treugebliebener, und saßen seufzend und stumm, und blätterten verdrossen in den paar verkümmerten Tages-Journalen, die uns das Weiß v. Starkenfels'sche Regime zu lesen gestattete. Eine trübselige Zeit, wer sie miterlebt und ihrer gedenkt, verflucht sie!

In unserer gedrückten Stimmung war es uns nun just nicht unangenehm gewesen, als eines Abends ein Tischnachbar, der vorerwähnte langlockige Jüngling, den wir später seines ausgebreiteten Wissens wegen „Magister Sassafras" nannten, näher an uns heranrückte und uns durch beifälliges Kopfnicken, Augenzwinkern und wiederholt gespendete „Ja wohl!" „Ganz richtig!" zu verstehen gab, daß er an unserm fast nur gewispelten Gespräche theilgenommen und unsere Ansichten vollkommen billige. Ach, man war in jener schrecklichen Epoche froh, auf gleichgestimmte Seelen zu treffen, und so war die Allianz bald geschlossen und der Recrut zur Kameradschaft in Gnaden zugelassen. Da kam in Kürze eine eigenthümliche Episode.

Wir besprachen, natürlich nur im Flüstertone, die soeben von Sr. Excellenz dem Herrn Minister Freiherrn v. Bach angebahnte

Germanisirung des stockigen Ungarns und bezweifelten in schuldigem Respecte den erhofften Erfolg. Dieses Thema schien Wasser auf die Mühle Magister Sassafras' und von ihm herbeigelockt gewesen zu sein, denn rasch öffnete er den Mund und schnatterte wie ein eingebüffeltes Pensum den bandwurmartigen Satz in unsere Mitte: „O, ich bitte, meine Herren! Auch die Politik der Römer zwang die von ihnen besiegten Nationen, die römische Sprache anzunehmen, aber ein Volk gibt so leicht sein von den Vätern überkommenes Idiom nicht auf und behält es wenigstens im Familienverkehr und in den andern häuslichen Verhältnissen so lange wie möglich, mit heimlicher Freude über den heimlichen Trotz gegen den Unterdrücker, bei; aber allmälig dringt die wahre oder die falsche Civilisation, die immer vom Sieger ausgeht, überall ein und vermischt, wo sie nicht verdrängen kann, wie dies auch bei den westlichen, von den Römern unterjochten Nationen Europas geschah. Das bitte ich zu bedenken. Das ist meine unumstößliche Ansicht!" Ah! Ah! Ah! Wir waren Alle perplex und von der hinreißenden Suada, dem Wissen und dem scharfen Verstande des kaum Neunzehnjährigen ordentlich zusammengedonnert. „Ihr neuer Collega spricht ja wie ein Buch!" meinte vertraulich ein alter Herr, der dem Speech unfreiwillig zugehört, was den Nächstsitzenden zu der rectificirenden Bemerkung veranlaßte: „Oder vielmehr wie aus einem Buche!" Diese bissige Glosse packte mich — es dämmerte in mir plötzlich auf — alle Heiligen des Himmels! mir ist ja auch so, als ob ich das Alles schon einmal gehört oder gelesen hätte — und sogar in jüngster Zeit .... Ich hatte keine Ruhe mehr, ich lief heim, überdenkend, was die Lectüre meiner letzten Tage war. O, Magister Sassafras! Vor die Stirne schlug ich mich deinetwegen! Da lag ja das Buch noch auf meinem Nachtkästchen, da steht's ja, Wort für Wort, womit du so dick gethan: in Wolff's Einleitung zu seiner „Geschichte des Romans". Nun, wart, Schäker, dir kommen wir auf deine Schliche!

Daß ich's kurz mache! Der Winter war streng. In den geheizten Sälen der Hof-Bibliothek läßt es sich für einen armen Studenten ganz behaglich sitzen. Und dort saß auch tagtäglich

unser junger Gelehrter, wie uns ein Freund, ein Germanist, der daselbst für ein Werk über das „deutsche Volkslied“ Excerpte machte, heimlich steckte, und der uns auch immer Abends kurz vor dem Eintreffen des Weltweisen verrieth, was derselbe Vormittags in jenen herrlichen Prunkgemächern an geistigem Gabelfrühstück zu sich genommen. Da hatten wir denn auch sofort das Programm für den spätern Vortrag. Las der Jüngling Früh Zimmermann's „Bauernkrieg“, so konnten wir Tausend gegen Eins wetten, daß er Abends im Laufe des Gespräches „zufällig“ auf die „Bauern-Aufstände im Mittelalter“ gerieth und sie uns so prägnant schilderte, als ob er sie persönlich geleitet hätte. Begehrte er Morgens Mac Culloch's „Handbuch für Kaufleute“, so waren wir gewiß, zum Vesperbrod einen Essay über Bankgeschäfte, Manufacturwesen und verwandte Wissenschaften aufgetischt zu bekommen. Fiel ihm Falck's Goethe-Büchlein in die Hände, so wußte er das mit dem vorhabenden Stoffe contrastirendste Gespräch so lange zu wenden und zu drehen, bis er auf den „Jupiter von Weimar“ zu sprechen kam, dessen Persönlichkeit er uns in so minutiösem Detail vorführte, als ob er der Intimus des Titanen gewesen wäre.

Genug an diesen paar Beispielen. In uneingeweihten Kreisen galt er doch für ein „Kreuzköpfel“, für einen grundgescheidten Menschen, vor dem man alle Achtung haben müsse, denn — er wisse beinahe Alles. Gewiß versagte ich ihm nicht meine Achtung, so weit er sie in seinem Streben nach Selbstbildung verdiente. Aber er flimmerte auch mit Rauschgold und werthlosem Flitter, oder brüstete sich mit Wissen, das — zwei Stunden alt war. Der Aermste ist, wie gesagt, todt; aber seine Kunst und seine Eigenschaften sind mit ihm nicht begraben. Hinterließ er uns doch eine zahlreiche Nachkommenschaft, die den „Belehrungs-Sport“ mit derselben Verve, derselben Unermüdlichkeit betreibt, und die der „gemeine Mann“, wie die Kuh das neue Thor, verwundert anstiert, für sich denkend: „Sapperlot, das is ein ganz Gescheidter!“ Glück auf, ihr prächtigen Jungens . . . . .

11.

Ein „ſwid'rer Kerl."

Man nennt ihn ſo, ſelbſtverſtändlich nur im Stillen oder in ſeiner Abweſenheit, aber den Titel hat er und er behält ihn, und er wurde ihm in Einſtimmigkeit zuerkannt, von Allen, die mit ihm und mit denen er in Berührung kam. Dieſe Harmonie der Anſichten aus den ſonſt widerſtrebendſten Kreiſen und ſeitens der bunteſten Perſönlichkeiten iſt eine merkwürdige und gibt zu denken, wobei die Frage jedoch nicht ausgeſchloſſen iſt, ob dieſe Unisono-Claſſificationen auch eine völlig richtige, oder ob ſie nicht doch eine etwas unbillige, ja vielleicht ſogar eine ganz unbegründete und — unberechtigte iſt?

Denn der alſo Stigmatiſirte und von der „Geſellſchaft" als „unverträglich" und „ungenießbar" Angeklagte iſt ja doch eigentlich nur ein Unglücklicher, der nicht blos mit der Welteinrichtung und der menſchlichen Stellung in dieſem irdiſchen Jammerthale im Allgemeinen unzufrieden iſt, und ob der verkehrten und unbegreiflichen Maßnahmen des Schöpfers unausgeſetzt ſich zu ärgern und mit dem Allerhöchſten deshalb zu hadern hat, er ſtößt auch bei Tritt und Schritt auf Ungehörigkeiten, auf Unſchicklichkeiten, deren ſich die Leute ſchuldig machen und womit ſie ihren Nächſten behelligen, belaſtigen und ſtören; er hört in jedem Worte, das der Andere unbedachtſamerweiſe ſpricht, eine Bêtiſe, wenn nicht gar eine Sottiſe, und er ſieht in jeder Geſte, in jeder Bewegung, in jeder Handlung von Groß und Klein einen gewiſſen Zug von Brutalität oder der Verletzung des Anſtandes und der guten Sitte, oder doch mindeſtens von Unfeinheiten, oder Gedankenloſigkeit, oder Querköpfig-

keit, oder unverzeihlicher Nachlässigkeit u. s. w. — lauter Dinge, die der Vernünftige (als der er sich fühlt) zu „bemängeln“ hat und die er denn auch thatsächlich unablässig bespricht und bekämpft. Aber die Welt kümmert sich um derlei Splitterrichter, Sylbenstecher und Gewohnheitskrittler nicht, man wendet sich von dem „sonderbaren Kauz“ lachend oder unwillig ab und murmelt in letzterm Falle das übliche: „Ein z'wid'rer Kerl!“ Das hat er von seinen Mühen und Plagen um die Verbesserung der öffentlichen Zustände und die „Erziehung des Menschengeschlechts“!

Man läßt ihn reden und brummen und läßt alles Uebrige hübsch beim Alten. Genirt doch das „Beanständete“ ansonst keine lebende Seele als nur jenen Murrkopf allein, der immer und immer seinem Nächsten etwas am Zeuge zu flicken, ihn zu corrigiren, zu reprimandiren, mit einem Worte, wie der vulgäre Ausdruck lautet, zu „hofmeistern“ und überhaupt an All' und Jedem dies und das „auszusetzen“ und an allen Vorkommnissen zu nergeln hat. Denn es geschieht eben nichts, was seine volle Billigung findet und was ihm nicht Veranlassung gäbe, eine „ausstellige“ Bemerkung, wenn auch nur in Parenthesi, fallen zu lassen. Der Aermste kommt durch diese Leidenschaft des permanenten „Zurechtweisens“, Rügens und Tadelns aus dem Verdrusse nicht heraus, und obwohl er just nicht zur Sorte jener morosen, kläffenden Kleinigkeitskrämer gehört, welche „die Fliege an der Wand ärgert“, so hat er doch Stoff in Hülle und Fülle, um jeden Augenblick den Ausbruch eines heftigen Gallenfiebers befürchten zu müssen, da es die Menschen beinahe darauf abgesehen haben, ihm Alles wie „zu Fleiß“ zu thun. Ja, so ist's auch, denkt er sich, er, der in steter Kriegsbereitschaft, oder richtiger gesagt von früh Morgens bis spät Abends und selbst zur Nachtzeit im wirklichen Kampfe mit den „unerträglichen“ Gebräuchen seiner fatalen Zeitgenossen ist, die dagegen von ihm nicht die mindeste Notiz nehmen, und nur wenn die Mäkeleien des ungebetenen Reformators gar zu lästig werden, sich in dem obcitirten Ausrufe vereinen: „Was hat er denn allerweil? Nix is ihm recht! Ein z'wid'rer Kerl!“

Gemüths-Organisation. Die sattsam besprochene „laxe Moral", das leidige Erbübel der Masse, das ihr in allen Gliedern steckt und ihr Urtheil nach jeder Richtung dirigirt, der pfahlbürgerliche Grundsatz: „I werd's nit ändern!" und die denkfaule Maxime: „Warum soll denn i mi g'rad giften? Soll'n si And're s'Maul z'reißen!" — diese Trias nichtsnutziger Eigenschaften, welche das Gros des Philisterthums gefangen hält, das sich auch noch aus seiner Bequemlichkeit und seinem vegetirenden Schlaraffen-Dasein nicht gerne aufrütteln läßt, ist der Hauptgrund, daß der unermüdliche Rufer in der Wüste ohne gleichgestimmtes Echo, der Kämpfer gegen Schlechtigkeit oder Dummheit ohne Succurs bleibt. Und zwar bei geringfügigen wie bei wichtigen Angelegenheiten. Er allein streitet gegen üble Angewöhnungen, gegen Verkürzungen, gegen Schädigungen; er allein findet unrecht, was unrecht ist; er allein ist der Stänkerer und Aufhetzer, der Lästerer und Störefried, wahrhaftig ein „z'wid'rer Kerl!"

Ich spasse nicht und beabsichtige auch nicht eine Humoreske zu bringen; mich dünkt der Gegenstand und die Person, das Objeet meiner Betrachtung viel zu ernsthaft. Aus unzählbaren Gründen.

Wir leben in einer gemäßigten Zone, in einer Stadt von unbestrittener Cultur und Civilisation. Aber wie benimmt sich Einer gegen den Andern? Wie rücksichtslos! Man öffnet beim ersten Hahnenschrei die Augen — aber ist es nicht schon ärgerlich, daß dieses kreischende Vieh uns vorzeitig aus wohlthätigstem Schlummer gebracht, nachdem der Kettenhund bis 2 Uhr Nachts geheult und ein Dutzend Kater miauten? Und nun beginnen auch die Hühner ihr malitiöses Gegacker. Von Ruhe keine Spur mehr! Der Herr Nachbar hält eine complete Menagerie in seinem Hofe, die sich in allen denkbaren Tonarten zur Tags-Reveille meldet. Verfluchte Geschichte, daß man derlei dulden muß! Uebrigens hat noch kein Mensch ein Sterbenswörtlein deswegen verloren . . . . .

So öffnet man denn in Gottesnamen das Fenster. Der Milchmeier unter uns mistet den Stall aus und ist mit der Aufschaufelung des klafterhohen Düngerhaufens lebhaft beschäftigt. Welch' ein Duft, den uns der holde Südwind als Morgengruß

zufächelt! Zum Umfallen! Aber da sich sonst Niemand darüber moquirt, so wäre es heller Wahnsinn, wenn ein Einzelner gegen eine Manipulation Einsprache erheben wollte, die füglich nicht zu vermeiden ist. Man schließt deshalb resignirt den Flügel. Dummes Wort, das mir da in die Feder läuft! Ein Flügel anderer Art beginnt lebendig zu werden; knapp oberhalb. Eine Clavierlehrerin gibt Unterricht in Musik und Gesang. Ein hölli-sches Concert! Die Gehör-Tortur währt von 7 Uhr Früh bis 12 Uhr Mittags und Nachmittags von 1 bis 9 Uhr Abends. Wem's nicht gefällt, der kann ja ausziehen! Aber ist's anderswo anders? Und lernen müssen die Kinder. Ein Narr, der das nicht einsieht! Nun, man bleibt ohnedies gelassen, wenn sich auch die Faust unwillkürlich ballt, denn die übrigen lieben Kleinen treiben weit Aergeres. Ein Charivari von Mißtönen. Der pausbackige Rothkopf sitzt beim Thor und bläst aus einer defecten Trompete; der schwarze Karl, ein Teufelsbub' voll urwüchsigster Einfälle, accompagnirt seinen jugendlichen Freund und Spiel-Collegen mit zwei blechernen Hafendeckeln. Alles lacht. Den kindlichen Scherz, obwohl er etwas gar zu lange dauert, den Beschäftigungslosen und von Langeweile Geplagten verwehren, könnte nur der — „z'widerste Kerl"!

Man verläßt die häusliche Folterkammer und begibt sich auf die Straße. Patsch! „Kinnen's nit aufschau'n?" gellt's aus einer Fuselkehle. Ein Spritzenschlauchschleuderer hat Einen mit einem tüchtigen Strahl übergossen und der Betreffende oder Betroffene flüchtet „waschelnaß" in sein Café. Von Bedauern und Mitleid der Passanten keine Idee — im Gegentheil, auch diese Katastrophe gibt allseits zu lachen. Auch die Cassierin schmunzelt, als sie den maculirten Sommer-Anzug des communalen Opfers erblickt, wozu Jean noch die ganz unnöthige Bemerkung spendet: „Ja, bei uns geht das nit anders!" Ja wohl, bei uns! Hol' euch der Henker! . . . . „Jean, die „Augsburger Allgemeine" und den „Pester Lloyd"! . . . . Wieder verkehrt eingerahmt! Daß Sie sich das nicht merken können!" — „Bitt', E'r Gnaden, das macht ja nix; dürfen's nur umdrehen; mir hab'n nit die Zeit dazu,

uf solchene Kleinigkeiten zu schauen! Hat sich auch noch Niemand
ssentweg'n aufg'halten!" — „Ich weiß, ich weiß . . . . Aber
ß aus den „Wespen" wieder ein Stück herausgeschnitten, das ist
nn doch schon zu stark! Sollten doch Acht darauf haben, zu
fahren, wer dieser nette Patron ist, der sich nicht scheut, eine
lünderung zu begehen, denn eine öffentlich aufliegende Zeitung
t ein Gemeingut aller Gäste, die doch Anspruch auf das complete
latt haben. Ist dieses Verlangen so sonderbar und so schwer
begreifen?" — „Mein Gott, man kann das den Leuten nit
rbieten!" — So? . . .

Die „Zwiderwurzen", der „grantige Herr" verfeindet sich
it seinen originellen Ansichten allüberall. Er prätendirt später
i seinem normalen Elf-Uhr-Gollasch ein reines Besteck; er ärgert
h über sein Vis-à-vis, einen Dickwanst, der den fettigen Hut mit
r Innenseite auf den Tisch legt und sich die vom Schweiße
iefende Stirne mit der Serviette trocknet, der den Zahnstocher,
achdem er ihn gebraucht, in dem Schächtelchen der ungebrauchten
ieder gewissenhaft deponirt, der das Salz mit den Fingern aus
m Fäßchen nimmt, das Brot beriecht und zurückgibt, und was
r „Wiener Arten und Unarten" mehr sind, welche zu rügen
as — unnützeste Geschäft ist, da sich kein Mensch um die Rüge
hiert und Jeder thut, was ihm beliebt oder was der Unverstand
t leisten vermag. Unser Jeremias sitzt wie auf Nadeln, er kann
s sich nicht länger versagen, den ungesitteten Wildling in zahmster
tylisirung zu ersuchen, seine Cigarrenspitze nicht mit der Tischtuch-
cke zu reinigen, da Saftflecke nicht appetitlich und eher ekelerregend
ien. „Wird ja eh' g'waschen! Schaun's halt nit her, wann
hner gar so grauſt! Wie m'r so heikli sein kann als Mannsbild!
ürfeten g'rad a Prinzessin sein!" Und mit dem Appendix: „So
raunzeter, schiefriger Ding das!" verläßt der Unhold das Local;
r so barsch Angeschnauzte desgleichen.

Seufzend gedenkt Letzterer schon im voraus der Verdrießlich-
iten, deren er beim Mittagsmahle gewärtig sein kann. Richtig,
täuschte sich nicht! Noch immer ist an seinem gewählten Plätzchen
er fehlende Huthaken nicht ergänzt, heute wackelt auch der Tisch

und ein alberner Kellnerjunge stellt ihm einen durchgesessenen Sessel vor. So gibt es immer zu reden, d. h. sich zu ärgern. Nun kommen auch noch die Hausirer, Bettelkinder und andere Quälgeister angerückt; trotz seiner täglichen Beschwerden wird der Miß-Usus, „derlei Leute" hereinzulassen, nicht abgeschafft, weil der Wirth der gutherzigen Meinung ist, daß dieselben auch leben wollen. „Aber Eines," fügt das Opferlamm bei, „könnten Sie doch thun, Herr Gastgeber! Das Bild gegenüber und der Spiegel hängen seit einem Monat schief, es beleidigt das Auge . . . ." — „Hat sonst noch Niemand bemerkt," erwidert der Wirth etwas gereizt; „daß aber Sie Alles sehen! Nun, morgen werd' ich's richten lassen!" — „Warum nicht gleich?" — „Weil jetzt keine Zeit ist!" (Für sich:) „Ein seccanter Mensch! Wenn er nur ausbleibet! . . ." Morgen dieselbe Historie.

Und nun erst das Essen. . . . „Franz, die Suppe ist ja ganz kalt und riecht nach Rauch!" — „Hat noch Niemand was g'sagt!" — Schon wieder stets die alte Leier! . . . „Das ist ja kein Nierenbraten!" — „Nein, vom Carré. Nierenbraten ist keiner mehr da!" — „Warum haben Sie nicht eine Portion für mich reservirt? Sie wissen doch, daß ich ihn immer verlange!" — „Ist übersehen worden!" — „So tragen Sie auch das zurück! So etwas nehme ich nicht. Ist auch nicht frisch gebraten; aufgewärmt; Ueberbleibsel von gestern. Weg damit!" — „Entschuldigen! Nicht ein einziger Gast hat sich beschwert, waren alle zufrieden! — „Punctum! Mir alleseins, was andere Leute essen; ich begnüge mich nicht mit jedem beliebigen Brocken! Kostet mein Geld! Also . . . verschwinden Sie! . . . Eine Flasche Wasser, wenn ich ersuchen darf! Aber Hochquell . . . und ein reines Glas! Die Gläser sehen alle remarquable aus. Bemerkt denn das Niemand? Um Gottes willen, was thun Sie? Sie werden doch nicht das Glas in dem Spülwandl . . . Pfui Teufel! Zahlen!"

Ich könnte meine Studie „Der Lebenslauf eines Griesgrams" nennen, eines angeblichen Sonderlings, dessen Tagesordnung aus Aerger und nur aus Aerger besteht, und dem auch dort die schönste Aergerniß erblüht, wo kein Sterblicher, und sei

er der unnachsichtlichste und rigoroseste Censor, nur das kleinste schwarze Pünktchen fände, das zu tadeln wäre. Nur Er allein ist so unselig disponirt, nicht nur Allerlei, sondern Vielerlei nicht acceptiren zu können und förmlich aus der Haut fahren zu wollen, wenn Dies und Jenes passirt, für das die übrige Welt weder Aug' noch Ohr hat. So touchirt es ihn gewaltig, wenn er tagsüber ein Dutzendmal durch Leinwandhändler, Gläser-Slovaken ꝛc. aus der Stube genarrt wird; wenn unter seinem Fenster ein Werkelmann den andern ablöst; wenn das plärrende Haderlumpenweib ihr mark-durchdringendes Geschrei erhebt; wenn der Ausklopftag erscheint und sämmtliche Mägde die Teppiche und sonstiges Zugehör reinigen; wenn der Sagfeiler seinen Werkplatz in erschrecklichster Nähe ausgewählt hat; wenn eine sangesunkundige tschechische Amme ihre nationalen Weisen erklingen läßt und nach dem zwanzigsten Liede das einundzwanzigste beginnt; wenn die Canalräumer schon um halb 10 Uhr Abends, während man bei der Studir-Lampe noch in seiner Laube sitzt, ihre Productionen eröffnen; wenn ein besoffener Schuhflicker Weib und Kinder schlägt, daß diese in ein Jammergeheul ausbrechen, das einen Stein erbarmen würde; wenn ein Papagei in der Gasse unaufhörlich sein monotones: „Braver Hansi!" ruft; wenn ein faulenzender Studiosus halbe Tage lang im Fenster liegt und den „Dessauer Marsch" pfeift; wenn die Ziegeldecker, das Gebot des Anbindens nicht achtend, in der Dachrinne balanciren, daß dem Beschauer die Haare zu Berge stehen und es ihm eiskalt über den Rücken läuft; wenn ein Fuhrmann die ausgehungerten Mähren, die den überladenen Wagen nicht vorwärts zu bringen vermögen, unbarmherzig karbatscht; wenn ein Garçon bei Begleichung der Zeche sich zu seinem Vortheile verrechnet; wenn im schmalen Rauch-Coupé drei Herren einen Pintscher, einen Pudel und einen Bulldog unterzubringen suchen, und in der jenseitigen Abtheilung trotz des Rauchverbots ein arrogantes Börsejüngel gelassen seine Cigarrette dampft; wenn Billardspieler gewisser Qualität bei jedem „Schwein" die Queue mit vorstädtischester Vehemenz auf den Boden stoßen, oder beim Corsettiren dem „unachtsamen" eifrigen Zeitungsleser das Blatt aus der Hand schlagen („Pardon — rück-

wärts hab i keine Augen!") u. s. w. u. s. w. All' diese Lappalien, die auch nichts Ungewöhnliches, vielmehr in der allgemeinen Ordnung und im Gewohnheitsleben der Menge vollkommen begründet sind, bringen unsern guten Hiob, dem eben seine ganze Existenz zur Qual wird, so oft sie ihm arriviren, aus dem Häuschen. Läuft ihm doch das Wasser im Munde zusammen, wenn er den schrillen Ton vernimmt, den eine Gabel verursachte, mit der ein Gast ungeschickt auf dem Teller abrutscht — denn es gibt wirklich erwachsene und sogenannte gebildete Personen, die nicht einmal die Gabel verständig handhaben können — und schwindelt es ihm vor den Augen, wenn ein Anderer die Unsitte hat, sich auf dem Stuhl zu schaukeln oder mit den Füßen wie ein Perpendikel zu schlenkern. Und ist nicht auch das Gas heute zu wenig aufgedreht, so daß man wie in einer Gruft zu sitzen glaubt, wogegen es gestern so übermäßig brannte, daß das Flackern der Flamme bereits unausstehlich wurde? Und da soll man dabei die Abendblätter lesen! Unsinniges Verlangen!

Ist's auch das seine, indem er, wie ich nur in einigen Beispielen (denn der Stoff ist nicht erschöpft) gezeigt, Dieses perhorrescirt und Anderes von seinen Mitmenschen heischt? Und thut er Beides nicht im guten Rechte? Ist eine einzige seiner verschrienen „Marotten" und „Schrullen" wirklich eine solche? Ist er ein Egoist, der nur an sein persönliches Wohl denkt, oder zankt und hadert und querulirt und postulirt er nicht doch auch im Interesse seines Nächsten? Verdiente der unermüdliche Kämpfer gegen Schlendrian und Schlamperei, Albernheit und Rohheit nicht eine Bürgerkrone? Und wie vergilt man ihm sein verdienstvolles Streben? Welch' schmählichen Namen gibt man ihm? Wie schimpfirt man ihn? ....

Ach, wenn ich plötzlich überdenke, was ich in Eile da Alles erzählte, wie ich aus eigener Anschauung, aus eigener Erfahrung das Berichtete niederschrieb, wie ich also mitgelitten und mitgeduldet, so erschrecke ich fast, denn ein Stück Autobiographie plauderte ich damit unabsichtlich aus. Gerechte Götter! Und ich bestimmte selbst diesen diffamirenden Titel?! Ja, da wäre ich dann auch selbst ein — — —

Meinetwegen. Das Herz erleichtert solch' ein Klagelied doch! Und das ist die Hauptsache.

12.

Der Festivitäts-Fex.

Kein Wort gegen loyale Strömungen der Allgemeinheit, und besonders wenn sie im Gemüthe der Masse wurzeln, ihren spontanen Ausdruck suchen und finden und wenn sie von würdigster Veranlassung sind. Aber gewisse passionirte Functionäre dieses Cultus verdienen vielleicht eine nähere Beleuchtung, und eben mit den Exaltado's, den Ultra's sothaner Richtung habe ich es zu thun, da sie derlei Angelegenheiten als ihr persönliches Geschäft, als Sport betreiben und in ihrer überschwänglichen Aufdringlichkeit und überstürzenden Hast den ruhigen Beobachter verleiten, solch' ungestümen und ruhelosen Heißsporn allmälig als — „Fex" zu erklären. Die Sache soll in ihrem Ernste durch diese Bezeichnung nicht lädirt werden, aber gestattet mag es sein, einzelne executirende Personnagen als mindestens — drollig zu classificiren.

Die Hauptgattung der „Festivitäts-Fanatiker" zertheilt sich nach drei Kategorien: den Familien-, Vereins- und gesellschaftlichen, weiter den internen Gremial- und dann den öffentlichen Fest-Arrangeur. Was ihre Hingebung, Aufopferung und Ausdauer anbelangt, so gleichen sich die drei Species wie ein Ei dem andern, aber in ihren Detail-Aufgaben, ihren separaten Pflichten sind sie himmelweit verschieden. Betrachten wir sie deshalb in ihren meist freiwillig übernommenen Missionen.

Nummer Eins: „Der gesellschaftliche Aushelfer". Jeder von uns kennt ein solches Exemplar und hat das Talent und die Erfindungsgabe dieses „Kreuzköpfels" in zahllosen Fällen sich erproben gesehen. Wahre Wohlthäter der Menschheit, in einem

gewissen Sinne, denen die hübschesten Ueberraschungen, die amüsantesten Abende, die lustigsten Stunden und die gemüthlichsten „Unterhaltungen" zu danken sind. In welche Nöthen und welche Verlegenheit käme oft manche Familie, mancher Verein, mancher Club und manche Tischgesellschaft, wenn sie bei Durchführung irgend eines Fest-Projectes auf den eigenen Witz angewiesen bliebe und es nicht einen solchen „Tausendsassa" gäbe, dem all' das, was man von ihm verlangt, ein Leichtes wäre! Ihr stutzt, ihr staunt und müßt schließlich anerkennen, daß der Mann mit geringen Mitteln und in kürzester Frist Unglaubliches geschaffen. Und immer meist Neues und frappant Passendes. Ihr laßt nur ein Wort fallen, um was es sich handelt, und Freund X. besorgt alles Nöthige. Was gibt es? Hochzeitsfeierlichkeiten, Taufschmäuse, Namens- und Geburtstagsfeste, Jubiläen, Sylvester-Späße, Liedertafeln, Jux-Abende, Kränzchen, Tombola's, Wohlthätigkeits-Bazare, Weihnachts-Ausstellungen, Kinderbetheilungen, Gruppenbilder, Maskenzüge? Was spintisirt, was überlegt ihr lange — Freund X. ist allein der Mann, der euch aus allen Verlegenheiten retten wird: Bilder, Büsten, Lampions, Kränze, Transparente, Papier- und Reisig-Guirlanden — er weiß sie aufzutreiben und zur Stunde des Bedarfes beizustellen; er wird die „malerische Ausschmückung" des Fest-Locales persönlich überwachen, die erforderlichen Inschriften und Denksprüche selbst verfassen und an den geeignetsten Plätzen anbringen; er wird die üblichen Huldigungs-Verse „eigenhändig" dichten und den officiellen Toast in schwungvollster Weise selbst sprechen; er wird auf mitwirkende Kräfte (dilettirende Taschenspieler, Bauchredner, Schnellzeichner, Declamatoren und Zitherspieler) bedacht sein und ein abwechslungsreiches Programm entwerfen; er wird den Cotillon mit der ältesten Dame eröffnen, einen lustigen „Polstertanz" arrangiren und zum Schlusse ein Miniatur-Feuerwerk abbrennen. Alles sein eigenstes Werk, seine Erfindung, seine Angabe! Was wäret ihr, was wäre der Abend gewesen, ohne Freund X., ohne seine Rathschläge, seine Beihilfe, seine Erfahrung, seine ausgebreitete Bekanntschaft! Man ist glücklich, der Maitre de plaisir selbst überselig, ein stolzes Lächeln verklärt sein Antlitz;

vor Erschöpfung nach Athem ringend, promenirt er mit hochwogender Brust durch den Saal, mit dem Claque sich Kühlung zufächelnd und mit dem weißen Foulard sich den Schweiß an der Stirne trocknend, von allen Seiten begrüßt und beglückwünscht, ob des schönen Gelingens, und von vielverheißenden Blicken aus flammenden Augen bewundernd getroffen. Ein erhebender Moment, ein Sieg auf der ganzen Linie, er fühlt's: „Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeh'n!" Und doch kauern vielleicht abseits in einem lauschigen Winkel ein paar nergelnde Spötter, welche kichernd bemerken: „Ein wahrer Tinterl!" — Tinterl? Eine solche Capacität? Ein solches Genie? Wie undankbar!

Aber bekanntlich „liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen!" Mir würde es nicht einfallen, an dem personellen Ruhme eines gesellschaftlichen Juwels dieser Façon geringschätzig zu mäkeln oder seinen innern Werth ganz zu bestreiten, weiß ich ja, daß all' dieser Drang, sich angenehm und nützlich zu machen, in dem angebornen Naturell der Betreffenden steckt, das sie unablässig treibt, helfend einzuspringen, wenn und wo von freudigen Kundgebungen und sonstigen in dieses Fach einschlagenden Manifestationen die Rede ist. Dann weiß ich, daß es ihnen um weiter nichts zu thun ist, als in dieser Beziehung ihr Licht leuchten lassen zu können, da sie im Grunde genommen sammt und sonders doch nur harmlose und uneigennützige Menschen, die bei ihren Thaten und Handlungen von keinem speculativen Ehrgeiz geleitet, in der Verherrlichung des Nächsten keinen Gewinn für das eigene liebe Ich herausschlagen wollen.

Was Anderes ist es mit der Sorte Nummer Zwei: dem „Amts-Festivitätiker"; in seinen Anfängen und ersten Versuchen eine plumpe, ungelenke, unscheinbare Raupe, die scheu und furchtsam am Boden kriecht, aus welcher aber einst ein buntfarbiger Falter wird, der ganz dreist sich zur schwindelnden Höhe erhebt. Eine Gattung, die mit Vorsicht zu behandeln und namentlich in ihrem Embryo-Zustande Dem gefährlich werden kann, der mit ihm in nähere Berührung kommt.

Man findet die Species überall, so weit die Region des halbbrüchigen Concepts reicht, und wird sich in jeder diesfälligen Corporation eine Persönlichkeit bald bemerkbar machen, welche die nöthigen Qualificationen besitzt, um im gegebenen Augenblicke die „Honoration" Namens der Uebrigen in gewählten Worten auszudrücken, und die obligaten Gefühle der ersterbenden Verehrung und schuldigen Unterwürfigkeit in elastisch schmiegsamer Beugung des eigenen Rückgrats zweifellos zu documentiren. Nie ist Mangel an derlei Individualitäten, auch nicht in andern Kreisen. Erhält ein Meister einer beliebigen Zunft das silberne Verdienstkreuz, oder ein bärbeißiger Bureau-Pascha die Ritter-Decoration — im Nu erhebt sich dort in der Werkstätte und hier im Gremium der gewünschte und vollkommen geeignete Mann, der die Leithammel-Rolle mit Freuden übernimmt (d. h. an sich reißt), um dort in altdeutscher Arbeits-Blouse und hier im schmalgeschwänzten, schwarzen Frack dem hochgeehrten Jubilar die Jubel-Adresse ehrerbietigst zu unterbreiten. Und das Merkwürdige ist, daß ein derlei agirender Functionär jedesmal auch von der richtigen Begeisterung beseelt ist und seinen Speech unter ungeheuchelten „Festestthränen" declamirt, während die Gruppe der von ihm Angeführten der hehren Ceremonie vielleicht „kühl bis an's Herz hinan" beiwohnt. Aber die leidige Pflicht war zu erfüllen, man war froh, einen so versirten Festordner gefunden zu haben und dankt auch noch dem opferwilligen Rhetor für gehabte Mühe und sonstiges Echauffement. Wie siegesfroh schreitet der Mann nun aber auch durch die Gänge, den Blick nach den steilen Fascikelwänden gerichtet, in unüberwindlicher Zuversicht, daß die Geister aller abgestorbenen Präsidial-Secretäre ihn bereits collegialst begrüßen!

Ach, ich kenne die Herren dieses Schlages zur Genüge, die zu jeder Stunde des Tages und der Nacht parat wären, an der Spitze von gratulirenden Deputationen freudigst zu marschiren, freudigst den Buckel zu krümmen und freudigst Hosianna zu rufen, wenn auch der Majorität eigentlich ganz anders ums Herz ist. Aber gerade die edlen Chorführer und Sprecher sind, wie gesagt, so ausnehmend organisirt, stets und immer in „huldigender und festlicher"

Stimmung sich zu befinden. Welche Wollust für sie, wenn ein „Fest“ in Sicht, eine festliche Scene, eine festliche Minute sich erklügeln und zusammenstoppeln läßt. Unabläßig schnüffeln sie im Kalender, im Status, im Amts-Schema, und wissen die „Festtage“ aufzuspüren, an welchen es angezeigt wäre, die treugehorsamste Gesinnung der tiefsten Verehrung durch irgend eine „Aufmerksamkeit“ kundzugeben. Wie wissen sie Alle zu pressen, bei dem Huldigungs-Acte beizutragen, Statistendienste zu versehen, und welch ernste Pflicht ist es, sich in Demuth zu verneigen, wenn der erlauchte Gönner einen flüchtigen Gruß gnädigst zu nicken geruht. Knirscht Jemand mit den Zähnen? Ballt Einer heimlich die Faust im Sacke? Keiner wagt es — die Staffage ist gut gedrillt!

Laien, welche zufällig Zeugen solcher Scenen wären, würden verwundert den Kopf schütteln oder sich unwillig abwenden und etwas von Heuchelei und Servilismus brummen. Nichts irriger als solche voreilige Ansicht, d. h. was den Commandanten der Gruppe betrifft, dessen geheimste Gedanken allerdings in die Zukunft schweifen, der aber doch die ganze feierliche Handlung aus angeborner Inclination für derlei Dinge, als enragirter „Festivitäts-Fanatiker“ mit wahrer Inbrunst verrichtet. Was weiß der profane, außerämtliche Erdensohn von jenen Gefühlen, die den legitimen Dicasterial-Gratulanten durchströmen, wenn das Geschick ihm günstig, und er, der aus innerem Triebe, aus Neigung und Liebe, aus Instinct für Huldigungsfeste jeder Art ist, auch noch begnadet wird „ex offo“ der Dolmetsch der „Gremial-Gesinnung“ zu sein. Versinnliche dir doch, welch' aufregende Gefühle ihn an einem solchen Tage bestürmen! In schwarzem, wenn auch nicht neumodischestem Festkleide, aber mit tadellos weißer Cravate geschmückt, die pompös ausgestattete Adresse oder das (auch sein eigenes Conterfei enthaltende) photographische Pracht-Album in der vor Aufregung zitternden, gelb gantirten Linken, ordnet er mit weit ausgestreckter Rechten, wie ein Feldwebel vor dem Ausmarsch seiner Compagnie, auf dem Corridor die kleine Truppe verschüchterter Zwänglinge und animirt sie durch kategorische Zurufe, von Muth sprechend und mannhaftem Selbstvertrauen. Nun naht der

wichtige Augenblick! Der Amtsdiener öffnet die äußere Thür und meint in gleichgiltigstem Tone: „Können's schon 'neingeh'n, is 'r Gnad'n schon da!" Wie ein elektrischer Schlag durchfährt es nun den Führer, er entfärbt sich, räuspert sich noch einmal, zum entscheidenden letzten Male, und auch die innere Thür, welche zum Sanctuarium führt, in dem der Gefeierte thront, öffnet sich. — Das ist Atmosphäre aus Himmelsräumen . . . .

Der Gefeierte ist von dem „unerwarteten" Massenbesuche sichtlich überrascht. Er legt die „Wiener Zeitung" gelassen bei Seite, erhebt sich von dem grünbetuchten Amtstische und geht den Angekommenen nach dem Curial-Ritus zwei Schritte entgegen. Eine drückende Pause. Der Sprecher ringt nach Athem, ringt nach Worten, und vermag endlich die memorirte Rede zu stammeln und die Ehrengabe ehrfurchtsvollst zu überreichen. Die Deputation vernimmt einige leise gesprochene Worte des Dankes und wird in Gnaden entlassen. Triumph! Triumph! Der Sprecher stürzt ab, er eilt heim zu den Seinen und verkündet mit' feuriger Zunge das glorreiche Erlebniß. Nun begreift er, wie jener andere Audienzwerber, Namens Marquis Posa, in einer ähnlichen Situation bei seinem erregten Abgange ausrufen konnte: „Dieser Tag ist der schönste meines Lebens!"

Und warum nicht? Warum sollte es nicht so sein, wenn eine derlei Function den erkornen Ceremoniär wirklich glücklich macht? Lasse man doch den Leuten ihre Freude und rangire sie dorthin, wohin sie gehören. Damit Basta!

Doch all' diese Pygmäen des intimen „Ovationsdienstes" zerfließen in Nichts gegen die Mission jener Heroen, welche dem Festivitäts-System nur in „öffentlicher Arbeit" sich zu widmen gewohnt sind; welche nur den „großen Genre" dieses Cultus anerkennen; die Sache nur im großen Style betreiben, und ihre Erfindungs- und Thatkraft, ihr Repräsentations-Talent und überhaupt ihre Person und ihren Namen nur dann einsetzen, wenn es sich um allgemeine, also um große Angelegenheiten handelt. Eine innere Verbindung dieser Species mit den beiden vorgeschilderten Gattungen der „internen" Arrangeure und Demonstranten

esteht demnach nur in dem „generischen" Triebe, sich im chwarzen Frack zu sehen und sehen zu lassen und von sich — ier allerdings im weitesten Kreise — sprechen zu machen.

Der Festivitätiker des großen Styls würde deshalb uch mit Recht und auf's Ernsteste zu protestiren haben, wollte an ihn auf das gleiche Niveau mit Individualitäten stellen, deren Ziele, Pläne und Absichten sich nur auf das bescheidenste Maß eschränken. Anders Er! Ein Mann, der nur im politischen, istorischen, nationalen oder epochalen und monumentalen Genre rbeitet; der gigantische Programme mit Straßen-Aufzügen, Fackel- ärschen, Massen-Chören und elektrischen Beleuchtungen ꝛc. ꝛc. zu ntwerfen und durchzuführen hat; ein Mann, dessen Name durch in volles Quartal in allen Zeitungen und an allen Straßenecken u lesen, der durch Monate im Fiaker zu Comité-Sitzungen zu ahren, mit den Spitzen der Behörde zu conferiren, den Hauptsaal nd seine Nebenlocalitäten zu inspiciren, Fest-Obelisken zu placiren, bende Bilder zu sceniren und die Toast-Redner mit Tact zu ngiren hat; ein Mann, der am Tage des Festes schon am frühen Morgen, mit der Cocarde im Knopfloch und dem breiten Ordner- ande über Brust und Schulter, in das wildeste Menschengetümmel ch zu stürzen, vermöge seiner bekleidenden Würde — wovon die eithin glänzenden Abzeichen sprechen — aber auch sich Platz zu erschaffen versteht; ein Mann, der im feierlichsten Momente die Tribüne besteigen und den lauschenden Tausenden mit donnernder Stimme verkünden darf: „Herr N. N. hat das Wort!"; ein Mann, der vielleicht auf diese Weise die Reihe der Bankett-Reden u eröffnen oder sie zu schließen hat, und dem die anwesenden Celebritäten beim Erscheinen und beim Abschiede gerührt die Hand hütteln — ein solcher Mann, mit solchen socialen Prärogativen nd Erfolgen steht auf anderer Höhe und hat nichts gemein mit nen kleinlichen Naturen, welche en famille, oder im Extrazimmer, der in einer staubbedeckten Registratur ihr Festivitäts-Talent rweisen können. Unser Held agitirt zu größern Zwecken und hat ich nie mit Kleinigkeiten abgegeben und er verschmäht die kleinen Mittel und kleinen Entwürfe, die kurzgesteckten Ziele und — die

bescheidenen Tendenzen, und er würde nur mitleidig lächeln, wenn man ihn in einen Topf mit den Uebrigen zu werfen gedächte, und den Werth seines Wirkens und seiner Thaten mit den Leistungen Jener vermengte, die etwa einen „animirten Holzknecht-Ball" beim „Grünen Thor" zu arrangiren, oder eine Deputation von subalternsten Neujahrs-Gratulanten dem Betriebs-Chef einer Zweigbahn, oder dem Cassen-Director eines Winkelbank-Institutes vorzuführen vermögen. Nein und wieder nein! Beruhigen Sie sich, Allerbester! Wir würdigen insgesammt den enormen Unterschied, nur — wenn wir die Hauptsumme der Gesammtgattung ziehen, müssen Sie sich es gefallen lassen, mitgezählt zu werden, d. h. sobald es sich um die Eingangs erwähnten „Exaltado's" handelt und das „Delirium festivum" auch Ihren werthen Kopf verdreht hat.

Denn ich habe, wie gesagt und nochmals in Erinnerung gebracht, nicht die Sache, weder hier noch dort, im Auge und will in keinem einzigen Falle an der Würdigkeit und Wichtigkeit der Motive kritteln; ich spreche nur von den Ausschreitungen einzelner Ueberbeflissener, die in unermüdeter Jagd alle Welt bestürmen, ihr theures Ich bei solchen Gelegenheiten in Verwendung zu bringen; die sich allüberall sichtbar und hörbar machen und nur sich und wieder sich in den äußersten Vordergrund zu schieben wissen; welche die barockesten Vorschläge in petto haben; die nach abgethaner Feierlichkeit sogleich die nächste projectiren und sich dafür neuerdings zur Disposition stellen; die tagsüber alle Thüren einrennen, um Proselyten zu gewinnen; die Nachts kein Auge mehr schließen, um ihre diversen Ansprachen zu concipiren, mit einem Worte: welche die Geschichte „ad extrema" betreiben und — zum veritablen „Festivitäts-Narren" geworden.

Feste, nur Feste und wieder Feste, er wird stets und allezeit dabei sein und stets und allezeit die erforderliche Begeisterung, den nöthigen Feuereifer mitbringen. Macht ihm sub rosa die Proposition: Hermann's Sieg im Teutoburger Walde durch ein nationales Fest zu feiern — seine Augen werden wonnetrunken funkeln!

Schlagt einen Schiller'schen Gedenktag vor — mit Freuden wird er die Idee acceptiren, den Dichter des „Tell" und den edlen Freiheitssänger verherrlichen zu helfen! Sprecht mit ihm im Vertrauen, daß es nun doch endlich an der Zeit wäre, an ein symbolisches Monument für den bekannten „Hersteller der Ordnung" im October 1848 zu denken — er fällt dir für den superben Einfall um den Hals! Erinnere ihn an den Erfinder der Nähmaschine oder an den Sieger bei Aspern — er wird für beide Männer ein öffentliches Fest zu veranstalten wissen! Und so weiter bis ins Unendliche.

Der Arme! Das Wort und der Begriff „Festivität" (im Allgemeinen und im Besondern) haben ihn gefangen genommen und für andere Vorstellungen unbrauchbar gemacht. Er träumt nur mehr von imposanten Massen-Aufzügen, in deren vorderster Reihe er als Flügelmann wie ein antiker Held einherschreitet. Von den Tribünen grüßt es ihn rechts und links; aus den dichtgedrängten Schaaren hört er im Geiste Zurufe: „Hoch N. N.!" Er dankt. Dann hält er beim Festmahle seine gewohnte Rede. Es ist sein Leib-Thema, das er sich erwählt und dem er bei allen Gelegenheiten treu bleibt, wie es unter den gleichgearteten Genossen ja nach alter Uebung überhaupt Sitte, von denen der Eine über „die Eintracht der Völker", der Zweite über „die Liebe zum Vaterlande", der Dritte über „das deutsche Weib", der Vierte über „Gesittung, Freiheit und Humanität", der Fünfte über „Tapferkeit" ꝛc. zu sprechen pflegt. Auch unser Mann hat seine (alte) Rede ohne Störung und ohne Stockung beendet und wird von den Nächstsitzenden stark beklatscht. Seine Angehörigen auf der Galerie weinen vor Freude und winken ihm mit den Schnupftüchern zu. Er nickt und lächelt; er ist abermals glücklich und selig, und es ist abermals einer seiner unvergeßlichsten Abende. Man gratulirt ihm auch von allen Seiten und er nimmt die Huldigungen dankbarst entgegen. Nur ein paar gallsüchtige Neider wenden auch ihm den Rücken und murmeln schmunzelnd: „Ein rechter Festivitäts-Fex"!

13.

Der Tingel-Tangel-Narr.

Eine neue Epidemie ist seit den letzten Jahren über die vielgeprüfte Kaiserstadt an der Donau hereingebrochen und scheint mehr Unheil anstiften zu wollen oder vielmehr bereits angestiftet zu haben, als jene acuten Seuchen, welche im Laufe der Jahrhunderte unter den erschreckendsten Namen die stets unvorbereitete Bevölkerung, dieselbe nicht selten sogar decimirend, heimgesucht hatten. Ich meine ein *sociales Uebel*, das sich in gewissen Schichten rapid eingenistet und dessen Fortschritts-Consequenzen dem Beobachter zu denken geben.

Der „*gemeine Mann*" will sich auch „*unterhalten!*" Ja wohl, und man wird ihm die Concession nicht verweigern wollen. Erlustigte sich einst die misera plebs im classischen Rom an blutigen Circus-Schauspielen und grausamen Christen-Dramen, ergötzte sich der Pöbel dort an Stier- und anderswo an nicht minder empörenden Hahnenkämpfen, riefen unsere Väter und Großväter selbst ein herzinniges „Bravo", als die Fleischfetzen in den Räumen der alten „*Hetze*" herumflogen, so muß der Humanist die Geschmacks-Wandlungen beinahe segnen, wenn er sieht, daß der Nachwuchs civilisirter geworden und mit minder rohen Gemüths-Emotionen sich zufrieden gibt. Und so war's denn auch in dem zerstreuungsbedürftigen Wien, dessen vorstädtische Elemente den Verlust jener barbarischen Amüsements bald verschmerzten und Neigung und Stimmung für ungefährlichere Productionen in rasch populär gewordenen „Musentempeln" fanden. Man lachte aus vollem Herzen über *Hanswurst's* (wenn auch nicht immer discrete) Späße, später über *Kasperl*, dann über *Staberl*, bis die

eigentlichen Classiker des Volkshumors Raimund und später das ausgelassene Komiker-Trifolium Carl-Scholz-Nestroy, die Massen für sich eroberte. Nebenbei lief man aber auch in hellen Haufen den neuesten Troubadours, den Harfenisten, zu, die sich später, für den ungeheuren Beifall dankbar und dem Erfolge angemessen, vermeintlich nobilisiren zu müssen glaubten und sich in ihrer dubiosen „Veredlung" — „Volkssänger" nannten.

Es sind nun fünfzehn Jahre, daß ich dem letzterwähnten Genre eingehende „Studien" widmete, deren Rundgänge zu meinen bittersten Erinnerungen zählen. Es fällt mir nicht ein, heute nur im Auszuge zu wiederholen, was ich damals schrieb, zumal der geneigte Interessent diese gelehrten Abhandlungen sorgfältig gesammelt in dem freundlichst aufgenommenen Büchlein „Wiener-Blut" zu finden vermag, das mein theurer Freund und Verleger Herr L. Rosner jedem Nachforscher mit gewohnter Liebenswürdigkeit (in schön ausgestatteter vierter Auflage) einhändigen kann. Ich will nur in Kürze daran erinnern, daß, da ein Vorwärtsschreiten auf dem Pfade der Zote, nachdem man bereits beim Unerlaubtesten und Unglaublichsten angekommen, nicht mehr möglich war, ein stagnirendes Verharren im unsaubersten Sumpfe gleichfalls nicht zu denken gewesen, ich es getröstet ausgesprochen, daß ein heilsamer Rückschlag, eine Umkehr, eine Richtung nach anderen Zielen erwartet werden kann — mit anderen Worten: daß das „Volkssängerthum" in seinem damaligen, geradezu meist entsetzlichem Bestande sich zum ersehntesten Vortheile der Allgemeinheit wohl bald — „überlebt" haben werde.

Meine unter den geschilderten Verhältnissen und Zuständen allerdings nahe liegende Prophezeiung ist in kurzer Frist in Erfüllung gegangen. Das „Volkssängerthum" der Sechziger-Jahre, mit seinen gesungenen und gejohlten Nuditäten, hat sich glücklichster Weise wirklich überlebt; die frechsten Interpretinnen der textirten Cochonerien haben großentheils abdicirt, die „Königin der Zote" ist (vielleicht in Folge ihres excentrischen Metiers) wahnsinnig geworden und längst verfault und vermodert; ihre minder talentirten, aber desto aufdringlicheren und weitaus ungenirteren Geschäfts-

genossinnen stiegen mittlerweile von den imponirenden Tribünen unserer stolzesten Restaurations-Etablissements herab und flüchteten kleinlaut in übelduftende Spelunken der entlegensten Bezirke, wo sie, mit dem Teller in der Hand, ein mildes Almosen-Honorar von rüden Süfflingen kreuzerweise einsammeln: der ganze „Stand" sah sich nach lärmendsten, aber kurzen Triumphen im Niedergange und geht dem Untergange zu, fast das gesammte Helden- und Heldinnenthum des „Brettels" und der „Bawlatschen" befindet sich in ärgsten Nöthen. Nur mehr Wenigen blieb die Gunst ihres specifischen Publicums treu: dem alten, lieben Kampf, dem braven Zotenverächter, weiters dem lustigen Jangl und vielleicht noch Einem oder dem Andern war es vom Schicksal vergönnt, auch ferner nicht nur tolerirt, sondern sogar gewissenhaft applaudirt zu werden — ansonsten wendete die Majorität des respectiven Stamm-Auditoriums, der Sache und ihrer Ausschreitungen und Auswüchse und namentlich des scandalösen Treibens der bezüglichen Primadonnen überdrüssig und von dem eklen Spektakel gesättigt, den Productionen ihrer einstens vielverhätschelten Schützlinge und Lieblinge allmälig den Rücken, es verlor den Geschmack an diesen bedenklichen Genüssen — die Glorie des „Wiener Volkssängerthums" war vorüber.

Freilich that bei dieser „ethischen Wandlung" auch die sogenannte „volkswirthschaftliche Krise" das Ihre. Die Zeit, wo das Geld, einer allgemein verbreiteten Sage nach, auf der Straße zu finden gewesen, und das man denn auch im Uebermaß des „Glücks" mit vollen Händen flugs wieder zum Fenster hinauswarf, war vorbei, die „dummen Jungens", welche gewisse effective Schwindel- und Betrugs-Banken mit Tausenden salarirten und die den Generalstab, das Elitecorps der Mäcene unserer Bänkelsängerinnen bildeten und diese für ein intimes Augenzwinkern oder cordiales Lächeln mit Seidenroben und Brillanten regalirten — waren durch den Zusammensturz des papiernen Lügengebäudes plötzlich brodlos, fielen ihren Angehörigen zur Fütterungslast und mußten in die Schule zurück, aus der sie die „große Epoche" vorzeitig gerissen, hatten also jedenfalls nicht mehr die nöthigen

Subsidien, um in den diversen Wirthshäusern die Crösusse zu spielen und die anspruchvollsten Hetären der momentanen Volksmuse zu patronisiren. Das gab den ersten Ausfall.

Aber auch der arbeitende Mittelstand und sein subordinirtes Gesellen-Zugehör fühlte den Umschwung der Verhältnisse. Man hatte im Taumel der allgemeinen Geldtrunkenheit auch diese sonst so ziemlich bescheidenen und genügsamen Leute und Leutchen verwöhnt, man hatte sie zu unerhörten Forderungen geradezu animirt und als der universale Rausch verflogen, war der Katzenjammer auf beiden Seiten ein intensiver und wurde hüben und drüben zum chronischen Leiden. Da fehlte denn auch dem Bürger und Arbeiter die nöthige Stimulanz, um höchst unzeitgemäßen Bacchanalien nachzugehen, es verdroß ihn vielleicht sogar, wenn inmitten der socialen Misère die Frivolität ihre Orgien feierte und er mied deshalb die Stätten, wo die banalste Lustigkeit floriren wollte, die mit seinem Sorgenquantum allzu ärgerlich contrastirte. Das war aber der Stock, die Majorität des Volkssänger-Publicums, die Flucht, der Abgang dieser Massen gab den Ausschlag, denn der restliche Anhang, der noch ausharrte, war nicht der Rede werth.

So vollzog sich denn wirklich, was wohl aus andern Gründen schon vorauszusehen, aber bereits in dringendster Weise zu wünschen war. Die gewaltsame Entsittlichung gewisser Schichten und Classen — welchen die allabendliche Einsaugung des Zotengiftes so zum Bedürfniß wurde, wie dem Arsenikesser sein Reizmittel, dessen Dosen, um wirksam zu sein, auch allmälig wachsen müssen — nahm in schrankenloser Progression überhand. Man watete im Schlamme der Gemeinheit und brachte diesem Cultus die bedauerlichsten Opfer. Man verwilderte und grinste blödsinnig dazu, wenn auch Weib und Kind an dem sittenlosen Trubel ein schmunzelnd Gefallen fanden. Da nahm der rohe Spektakel, wie gesagt, plötzlich ein stilles Ende. . .

Was ihm folgte? Nichts Erfreuliches. Als ich einst in der Hamburger Vorstadt St. Pauli, dem berüchtigten Matrosenviertel, Abends herumschlenderte und aus den zahllosen Kneipen dieses turbulenten Rayons das heisere Gejohle der volltrunkenen

Theerjacken erschallen hörte, trat ich in ein solches schmuckloses „Estaminet", um doch die Wunder kennen zu lernen, die zu solch' jubelndem Beifall aufgefordert. Da mußte ich fast staunen über die — Genügsamkeit solch' robuster Charaktere und wetterharter Naturen, welche sich an den albernsten Zweideutigkeiten einer kreischenden Matrone so höchlich vergnügten, während Wien bereits die „pikante" Mannsfeld besaß, die in ganz anderen Dingen machte. Wie weit waren die armen Bursche gegen uns zurück! Als ich aber später die Metropole an der Spree besuchte, fand ich allerdings schon einen Fortschritt in diesem Fache, wo sehr versirte „Polkamädchen" bei „Harfonengezwitscher" und sonstiger artistischer Zugabe halbinvalider Exkünstler ein gewisses Publicum in gewissen Kellerräumen und anderen äquiparirenden Localitäten die Nachtstunden versitzen und — verschlemmen lehrten. Welche Atmosphäre, welche Kunstgenüsse und welches Ragout von schlotterigen Gestalten beiderlei Geschlechtes! Eine Maculatur der Gesellschaft!

Trotzdem fand die derbe Gattung solcher Vergnügungen in der „Hauptstadt der Intelligenz" rasch Verbreitung, Ausdehnung und Vervielfältigung. Industriöse Entrepreneurs brachten den Bedürfnissen ihrer ehrenwerthen Gäste nach jeder Richtung entgegenkommende Abhilfe, man engagirte förmlich ganze Contingents dienstwilliger „Damen", d. h. Dirnen, errichtete — „Cabinets à part" und „Cabinets séparés" und kredenzte um theures Geld ein höllisches Gesöffe. Wer die ersten Vergnügungsfahrten nach Paris und London anno 1862 mitgemacht und die Augen groß aufriß als er derlei Etablissements in der Cité Bergère, oder das Coal-hole, Evans etc. das erstemal kennen lernte und schon glaubte, zu diesen eigenthümlichen Productionen mesquinster Talente und ihrer originellen Amateurs Glossen machen zu dürfen, sah diese für jene Weltstädte fast primitiv zu nennende Installation in der Berliner Residenz in kürzester Frist in jeglicher Hinsicht weitaus überflügelt. Denn nicht nur das für Aug und Ohr Gebotene war reichhaltiger, auch das Publicum war es, d. h. aus den buntesten und contrastirendsten Elementen gemischt. Wer in einen der

„Bumskeller“ trat, bei „Falstaff“ „'reingefallen“, oder im „Orpheum“, in der „Walhalla“ ꝛc. seine „culturhisto-rischen Studien“ machen wollte, traf dort nicht nur übermüthige Studenten und Grisetten, lustige Unterofficiere und Handwerker, abenteuernde Lebemänner und Solche, die es werden wollen, er sah auch den orthodoxesten „Weißbierphilister“ bei seiner legalen „Stange“ sitzen, und den wechselnden Vorträgen mit stupender Andacht lauschen. Ich spreche hiebei nicht von den ominösen, sattsam bekannten „Nachtconditoreien“, deren exacteste Bestimmung es nach einem einschlägigen „Führer“ von Alterszeiten her nur ist, bei einem „Schwarzen“ den von andersher importirten Rausch niederzudämpfen; ich spreche auch nicht von den diversen Sammelpunkten mit Tanzsälen letzten Ranges, und nicht von den Jubel- und Trubel-bällen in der „Villa nova“, „Villa Colonna“, im „Odeon“, „Vauxhall“ und diesem oder jenem inferioren „Casino“, u. s. w. mit ihren gar sonderbaren exotischen Pro-grammen von chinesischen, persischen, andalusischen, spanischen und italienischen „Nächten“, und wo es Feste gab, wie z. B. bei Ladendorff, wo im September 1876 ein „Ball im Lager der Serben in der Nacht vor der Schlacht von Istvor“ abgehalten wurde, welche schon nahezu an Tollhäuslerei grenzen. Von all' diesen Schöpfungen einer üppigen Wirthsphantasie sei weiter nichts erwähnt, weil sie eben keine Specialitäten einer ein-zelnen Stadt waren, vielmehr in geringen Variationen fast all-überall zu finden gewesen. Bei meiner jetzigen Rück- und Umschau will ich nur der wirklichen und wahrhaften „Tingel-Tangel“ gedenken, als deren vielgeschäftige Ziehmutter unstreitig — Berlin zu erklären ist.

Was heißt und was ist ein „Tingel-Tangel“? Ich sagte oben, daß Paris, London, Hamburg schon längst Etablisse-ments größeren oder kleineren Umfanges besaßen, in welchen Novizen der Kunst, meist aber deren abgetakelte Größen, havarirte und schiffbrüchige Virtuosen, fettleibige Balleteusen und tuberculose Groteskkänzer, hungerige Feuerfresser und abgezehrte Akrobaten vor

einem wenig kritischen und wenig skrupulösen Publicum, das dabei sein Vesperbrod verzehrte und hiezu sein übliches Quantum trank, für ein mäßiges Entrée in den zahmsten oder haarsträubendsten Leistungen sich producirten oder vielmehr abquälten. Aehnliches boten übrigens auch bereits seit Decennien die soi-disant „Rauchtheater", an denen Deutschland den leidigsten Ueberfluß hat. Die Gattung, das Genre der billigen „Afterkunst", das mit der Kneipe verschmolzene Quasi-Theater — im Großen und im ausgedehntesten Maße cultivirt zu haben, dieses Verdienst, — mit Bedauern muß es gesagt werden — gebührt der nordischen Residenz, die in ihrem Max Marcus mit seinen diesfälligen instructiven Lehrbüchern sogar einen eigenen literarischen Wegweiser und vielbändigen Instructor besaß.

Das „Tingel-Tangel" ist also ein mixtum compositum von Bierlocale und Musentempel, wo beiderlei Gaben nur in bescheidenster Qualität offerirt werden, die Consumenten der beiderlei Genüsse jedoch ebenfalls von genügsamen Anforderungen beseelt sind und weder als Gourmands nach dem Gaumen, noch nach den ästhetischen Grundsätzen zu gelten gewohnt sind. Die Erfindung ist eine beklagenswerthe und in ihrer ungebändigten Ausnützung doppelt verwerflich, weil sie die Massen von besseren Genüssen ablenkt, sie beispielsweise vornehmlich auch den Theatern entfremdet und sie lehrt, mit dem Ordinärsten vorlieb zu nehmen und daran Gefallen zu finden. Berlin hat nun oder hatte doch eine Unzahl solcher Refugien, in denen der Geschmack für Solideres und Edleres unter grandiosem Spektakel ertödtet wird, complet organisirte Verwilderungs-Institute, die, ob sie nun „Tonhalle" oder „Bundeshalle", oder „Alcazar" oder „Eldorado" sich benamsen, doch keine andere Tendenz verfolgen, als — den „Mittelstand" und die naive Jugend (sammt Zugehör) an der plattesten Mittelmäßigkeit ihr Genügen finden zu lassen, und dieselben zu verleiten, als Leckerbissen an einigen zotigen Chansons und erotischen Couplet-Strophen sich zu erlaben und zu ergötzen. Mich stimmte der Anblick dieser jubelnden und ungeberdigst klatschenden Tingel-

Tangel-Enthusiasten nicht heiter und wenn ich daran dachte, daß Wien, das sich in Nachahmungen so gerne gefällt und in seiner südlichen Excentricität jede Neuerung bis zum Excesse ausbeutet, sich auch dieser Modegattung bemächtigen sollte, so wurde mir vor der Zukunft fast bange. Und richtig . . . .

Wir machen in neuester Zeit Tauschgeschäfte und treiben merkwürdigen Handel. Wir installiren den Berlinern prächtige Bierhallen, animiren sie, gleich uns imposante und gemüthliche Cafés zu errichten, überlassen ihnen sogar unsere geübtesten Garçons und geschultesten Marqueurs — und führen dafür die wüste „Tingel-Tangelei" bei uns ein. Im Triumph brachten wir sie heim und als wir die saubere Errungenschaft hatten, geriethen die damit Beglückten beinahe aus Rand und Band.

Die Sache ist, wie bereits bemerkt, nicht gleichgiltig und keineswegs gering zu schätzen und auf die leichte Achsel zu nehmen. Wir werden die Bescheerung noch nach ihrem genauen Werthe würdigen können und Gewinn und Verlust zu taxiren haben. Die Unfläthereien des Volkssängerthumes hätten wir so ziemlich überstanden, und die blöde Schalheit des Tingel-Tangelthums ist uns geworden und zur vollsten Blüthe gereift. Die Theater klagen über Mangel an Besuch, machen horrende Anstrengungen und laboriren doch mehr oder minder an der Schwindsucht, und die „Orpheums" ꝛc. sind überfüllt. Anzengruber, der tiefsinnige und edle Reformator der Volksbühne, der sie von ihrem aberwitzigen Possen-Blödsinn reinigen wollte, erringt nur „Achtungserfolge", bringt es bei seinen kernigsten Stücken kaum zu einem Dutzend Aufführungen, mußte sich zeitweise im letzten Theaterchen, wo Fürst so lange seine jodelnden Bravouraden hielt, ein Asyl suchen und ein schützend Heim aufschlagen, während Frl. X., die resolute Tingel-Tangelistin, ein Heer von Bewunderern an sich fesselte, über ihr jeweilig Befinden Bulletins ausgab und die Blätter mit Reclamenotizen über ihre allabendlich wechselnde Toilettenpracht bombardirte. Man braucht kein griesgrämiger Murrkopf zu sein, um gewisse Dinge nicht allzu lustig zu finden.

Wie vorausgesagt und vorausbefürchtet, machte die neue Form in dem abwechslungslustigen hitzigen Wien anfänglich nicht nur Glück, auch Furore. Die Tingel-Tangel's wuchsen wie Pilze nach einem lauwarmen Sommerregen aus allen Ecken und Enden und — Winkeln hervor. Bankerotte Geschäfte rafften sich neu auf, proclamirten sich unter den tollsten Titeln als „X-Tingel-Tangel" und prosperirten eine Zeitlang. Honorable Etablissements sahen sich plötzlich verwaist und darum genöthigt, bei dem allgemeinen Trubel mitzuthun und uniformirten und adaptirten sich zu gleichem Zwecke. Wer einen, wenn auch verstimmten „Wimmerkasten" und ein paar, wenn auch allseits expatriirte „Künstler" ausfindig machen und das dringendste Geld für farbige Annoncen und eine grellrothe Laterne auftreiben konnte, kündigte den P. T. Zeitgenossen seine längstverfallene Spelunke als neuestes „Tingel-Tangeleum" an und sah sich einstweilen als gemachten Mann. Die „Tingel-Tangel-Tarantel" hatte sie Alle gestochen, die „Tingel-Tangelosis" ergriff ganze Bezirke, die „Tingel-Tangelei" machte ganze Schichten und Classen verrückt; der „Harfenisten-Fex" ist verschwunden und der „Tingel-Tangel-Narr" ist neu auferstanden.

Mit den „Cafés chantants" begann der Rummel und die „Orpheum's", „Odeon's", „Elysium's", „Olymp's", „Walhalla's", „Colosseum's", „Alhambra's", „Alcazar's", „Herkulanum's", „Sans-Souci's" und unzählbare pur et simple titulirten „Tingel-Tangel" folgten in hastiger Eile. Ganz Wien war plötzlich überschwemmt von derlei Talmi-Kunst-Instituten, und eine Armee von englischen, spanischen, französischen, amerikanischen und afrikanischen zigeunernden „Artisten" und marodirenden Athleten und ähnlichen Virtuosen, eine Legion von singenden, pirouettirenden, balancirenden, musicirenden, kugelwerfenden und schlittschuhlaufenden Künstlerinnen (sämmtlich laut Programm „Sterne erster Größe"), erschien als jüngste Invasion. Es schwirbelte Einem im Kopfe, wenn die Augen auf das Kunterbunt von Affichen und Inseraten fielen und die illustrirten Gliederverrenkungen, halsbrecherischen Gruppirungen, die keck chaussirten

Beine und derb decolletirten Monstreformen der respectiven weiblichen Magnete zu schauen bekamen. Die Residenz glich einem riesigen Jahrmarkt, auf welchem die producirenden „Kräfte“ sämmtlicher Schaubuden des Erdballs sich ein Rendezvous gegeben zu haben schienen. Ein verwirrender Anblick, der aber doch der gaffenden Masse ein bewunderndes „Ah!“ entlockte. Denn was gab's da so plötzlich Alles zu hören, zu sehen und zu bestaunen! . . . .

Nun war der „Tingel-Tangel-Narr“ in seinem Elemente. Er sprach von nichts Anderem, dachte an nichts Anderes und träumte von nichts Anderem als von „ihr“ und von „ihm“, die ihn Nachts vorher entzückten, ihn zu den begeistertsten „Bravo's“ hingerissen und ihn seine wulstigen Hände wund klatschen ließen. Er hatte keinen Augenblick mehr Ruhe, versäumte und vergaß die wichtigsten Pflichten seines Standes, Geschäftes oder Amtes, und erhitzte sich in den erregtesten und lärmendsten Debatten mit Gleichgesinnten oder störrischen Gegnern, um die Geltendmachung der Vorzüge seiner erklärten Lieblinge. Der „Furor Tingel-Tangelicus“ ergriff alle seine Sinne und Nerven, er war nicht mehr fähig, anderen Dingen, Personen und Ereignissen auch nur die geringste Wichtigkeit und Bedeutung zu gönnen, für ihn gab es nur mehr die Reize und Wunder des „Tingel-Tangel“ und ein Abend nicht in solchem Kreise verlebt, war für ihn ein verlorner!

Da sitzt er denn dafür schon am folgenden Abende im Paroxismus des Vorentzückens in knappester Nähe der Tribüne, wirft wüthende Blicke jenen Barbaren zu, die es etwa wagten, ein nur halbwegs lärmend Geräusch zu machen, und spendet dagegen allen denkbaren Schmelz seiner Augen und sein ehrlichstes Herzklopfen der unter schelmischen Knixen erschienenen Debutantin. Sie lächelt. „Ah, bravo! Pst! Rrruhig!“ Sie hebt und lüftet das bis an das Knie reichende Röckchen, und gibt die von antiquarischen Tricots und einem tüchtigen Wattaquantum umhüllten Beine der allgemeinen prüfenden Begutachtung preis. „Ah, bravo! Bis! Da capo! fuora! Rruhig! Pst!“ Nun singt sie. Sie singt ein schottisch oder irisch Lied, eine portugiesische Romanze, oder eine Pariser Chansonnette. Alleseins! Keiner der Anwesenden versteht

eine Silbe, Niemand hat von Sinn und Inhalt des kauderwälschen Textes und der barocken Melodie eine Ahnung, aber — je unverständlicher, desto effectvoller; ein Gebrüll und Gestrampfe der fanatisirten Zuhörer durchtobt den Saal, unseres Enthusiasten Augen erglänzen in Freudethränen, seine Wangen erglühen und erzittern vor Wonne, seine Arme arbeiten wie zwei altmodische Feldtelegraphen — er rast Beifall . . .

So geht es bei sämmtlichen Nummern des fast endlosen Programmes. Ob Flöten-Solo oder Trapez-Production, ob spanischer Tanz oder Neger-Quartett, ob Maultrommel oder Bombardon, ob Zieh-Harmonika oder chinesisches Messerspiel — der enragirte „Tingel-Tangel-Narr" ist stets in der Gluthhitze des perennirenden Entzückens. Er hat all diese Dinge und Sachen und Leistungen schon hundertmal im Leben gesehen und gehört und gewiß oft viel besser und trefflicher, aber er hat sich nie darob verwundert; erst hier hat er die richtige Stimmung, die richtige Temperatur gefunden, wo ihn das Geringfügigste, das Allergewöhnlichste in begeisterte Aufregung bringt. Er beklatscht und bejubelt Alles, auch die Gikser der von Wiederholungen erschöpften Sopranistin.

So harrt er denn aus bis zum Schlusse der Vorstellung. Er ist der Letzte im Saale und schleicht der Truppe in die Kaffeeschänke unter unbeachteten Seufzern nach. Mit welcher Wonne würde er hier seine Dankbarkeit für die erlebten Genüsse mittelst einer anständigen Punschbowle zu erkennen geben, aber — er wagt es noch nicht und so begnügt er sich einstweilen mit stillem Schmachten par distance, bis Zeit und Umstände ihm günstiger werden und ihn den Muth finden lassen, vor aller Welt als „Kunstfreund" sich zu zeigen. Nun gelingt es ihm allmälig sogar, intim mit den Leuten zu werden; duzt sich vielleicht in Kürze selbst mit dem bewundertsten japanesischen Jongleur, der zufällig deutsch versteht und beinahe lerchenfelderisch spricht. Er wird eingeweiht in die Mysterien der Kunst; er lernt auch die Agenten dieser Branchen kennen, die „Zutreiber", welche die Wirthe mit all diesem artistischen Wunderkram versehen; er kennt in wenigen Wochen Namen

und Eigenschaften nicht nur aller dermalen in Wien wirkenden Künstler, er informirt sich auch über Jene, welche heute noch in Philadelphia oder Stockholm, in Neapel oder Petersburg „wirken" und erst mit dem „nächsten Schiffe" ankommen werden. Man schätzt sein warmes Interesse an der Sache, seine rührende Theilnahme an diesem oder jenem kleinen Mißgeschick und Unfalle einzelner Mitglieder, man beehrt ihn hierauf mit allerlei freundschaftlichen Anliegen und erlaubt ihm schließlich, einer alten Mulattin den Hof zu machen.

Unter Tags schwebt der Glückliche selbstverständlich geistig nur in jenen Regionen, wo es Balancirstangen, Trapezschnüre und — Coupletsängerinnen gibt. Er hat sämmtliche „Tingel-Tangel", vom „Hundsthurmer" bis zum „Thurybrückler" kennen gelernt, ist bei Kempny und Hornick, bei Danzer und Bischoff, bei Balzer und Pantl, bei Sigmund und Schwender u. s. w. wie „zu Hause" und weiß die Programme von sämmtlichen Locales, wo „etwas los ist", auswendig. Wehe dem Ignoranten, der etwa z. B. vermuthet: die „Tyrolienne" Mlle. Cazè producire sich im „Olymp", oder die Gymnastiker Adolfo Morro und George Windson seien im „Elysium", die Equilibristin Julietta im „Sans-Souci", und die „weltberühmten Bravour-Turnerknaben" Georgio und Francesco bei Danzer zu sehen. Das wären Mißgriffe, die er als unverzeihlich und wofür er den Frevler als „ungebildet" erklären würde. Mit bewundernswerthem Gedächtnisse ausgestattet und mit seltener Eloquenz begabt, hat der Mann das vollständige Repertoire inclusive Personalstand des gesammten Tingel-Tangel-Marktes im Kopfe und wird nie falsch citiren, wenn er den Kautschukmann Bela Almasy, den Komiker Siege, den Clown Bardram, die Alpensängerin Ebermann, den Akrobaten Zscholly, die Velocipedistin Adaker, und die Rollschuhkünstler Goodrich und Curtis ꝛc. ꝛc. hier und dort ihre Triumphe feiern läßt. Er hat, wie Moltke die Ordre de bataille, den Schlachtplan jedes einzelnen Abends vor seinem inneren Auge und kann, wie Julius Cäsar jeden Soldaten, so jeden Künstler und jede Künstlerin beim

Namen, und sei er der verzwickteste und unaussprechbarste, mit Sicherheit nennen. Er wird den Neuling an seinem Tische auf die „Niggersongs“ aufmerksam machen, und ihm genau nachweisen, welche Strophen zum „Weidlingauerlied“ neu zugedichtet werden mußten. Er wird zu erzählen wissen, daß die Geschwister Lawriell bereits in „Oxford-Hall“, und die Sisters Leigh im „Pavillon“, engagirt waren. Er kann die wunderbaren Erlebnisse des Afrikaners M. Vogel und des Kopf-Balanceurs Lind zum Besten geben, über die englischen Mynstrels Brothers Mellor die genauesten Familiendaten liefern und auch Enthüllungen bringen, wer der Lehrmeister des musikalischen Negers Yxey gewesen. Er kennt alle Geheimnisse aller Truppen und vermag auch anzudeuten, wo der französische Charakterkomiker Provandier, die Salonjodlerin Montag und der englische Affendarsteller Kotaky, sobald deren Engagement hier zu Ende, demnächst debutiren werden. Natürlich ist er auch über alle Gagen-, Spielhonorar- und sonstigen Verhältnisse jedes Einzelnen auf's Verläßlichste informirt. Dieser glühende Cultus verzehrt erklärlicher Weise den Mann, er endet vielleicht im Irrenhause, aber — was liegt daran, vorläufig ist er der Glücklichste aller Sterblichen.

Nicht alle der zahlreichen „Tingel-Tangel-Fexe“ sterben eines so — ehrlichen Todes. Manche gerathen vorerst noch in andere Häuser, als in das bekannte Hospitz am Bründlfelde, denn die Gesellschaft in solchen Räumen ist mitunter sehr — gemischt. Auch das Gebotene soll es zeitweise sein. Genug, daß unsere Herren Detectives, wenn sie ein frühreifes Defraudantchen zu suchen haben, wissen, wo sie es, neunzigmal unter hundert Fällen, mit Sicherheit finden können. — Sind letztere Bemerkungen etwa ungehörig? Nun, als die Väter der Stadt vor ein paar Jahren das Budget beriethen, wurde bei dem Absatze „Spektakelgelder“ auch über jene Unternehmungen Einiges gesprochen, welche „gewiß nicht zum Vortheile der Sitten und des guten Geschmackes dienen und außerdem den schwer belasteten Theatern fühlbare Concurrenz machen“. Nun also . . .

14.

Der Vereins-Wurstel.

Die wenn schon nicht injuriöse, so doch malitiöse Bezeichnung ist Eigenthum des alten Volkssängers Kampf. Sie kam nach seiner urwüchsigen Methode über seine Lippen, als er in drollig-bitterer Weise bei einer stattgehabten Versammlung seiner Standesgenossen Klage über das Dilettanten-Wesen oder vielmehr Unwesen führte, daß das besteuerte Volkssängerthum von der arg grassirenden „Vereinsmeierei" empfindlich geschädigt werde, indem schon jede gesellige Wirthshaus-Verbindung, jeder Club und jeder Verein einen eigenen „Gspaßmacher" besitze, der als „Vereins-Wurstel" die versammelten Gäste zu „unterhalten" habe. „Steigt auf d'Bawlatschen auffi, schneid't G'sichter wie mir und singt unsere Lieder und declamirt unsere Sachen — Alles umsonst — die uns Geld kosten, womit mir Geld verdienen und wovon m'r leben sollen! A saubere Wirthschaft, und mir können nix dagegen thun, weil 's Publicum Denen zulauft, wo 's nix z'zahlen braucht!" So beiläufig lautete die wohlmotivirte Klage des armen Veteranen vom „Brettl".

„Unsere Lieder, unsere Sachen!" Die Beschwerde ist richtig, und ich brummte und ärgerte mich immer selbst im Stillen, obwohl ich helllaut lachen mußte, wenn ich von den trefflichen Mitgliedern unseres — ja wir dürfen sagen „unseres" — vielberühmten „komischen Quartettes" Mannsfeldische und ähnliche Pieçen, allerdings meisterlich, vortragen hörte. Was bleibt dann den „Harfenisten" und concessionirten und wirklichen Volkssängern? Was bleibt Herrn Kriebaum und den Herren Seidl und Wiesberg ꝛc., wenn sie der p. t. Herr X so classisch copirt, daß

die Originale entbehrlich werden? Und ist es überhaupt die Aufgabe eines talentirten Mannes und notablen Künstlers, in Leistungen brilliren zu wollen, die in das Metier der allerletzten Bänkelsänger gehören? Schilt man mich dieser Fragen wegen mürrisch und sauertöpfisch? Ach, ich sagte ja, daß ich selbstlachte und herzlich lachte, aber — nachträglich kamen mir dennoch die verdrießlichsten Bedenken. . . .

Doch von diesen gefeierten und verdienstlichst renommirten Matadoren des Dilettantenthums will ich ja eigentlich gar nicht sprechen; mein Thema gilt dem Sport jener naturalistischen, wilden Freiwilligen der edlen Vortragskunst, die immer ihre fünf oder sechs „Leibstückel" auf der Walze haben, d. h. „die neuchesten Sachen auswendi g'lernt hab'n und auswendi auffag'n können"; die allüberall zu finden, wo ein Gasthaus ein abgeschlossenes Zimmer besitzt, hinter dessen Glaswand an einem bestimmten Abende der Woche eine Anzahl Männer — Grund-Patricier sammt Familien-Anhang — zusammentreffen; die als Mitglieder des Geselligkeitsvereins: „Die Katzenköpf", oder „Die Bamkraxler", oder „Die eisernen Brüder", oder „Die Ritter vom Doppel-Liter", oder „Die Auszipfler", oder „Die allerweil Fidelen", oder „Die Wasserhasser", oder „Die bladen Buab'n", oder „Die Hahnbuachenen", oder „Die Schwammerlsucher", oder „Die Tropfnassen", oder „Die Kreutzköpfel", oder „Die Bandelkramer", oder „Die Spadifankerl", oder „Die Blitzdummen" ꝛc. nur für das „Unterhältendliche" eingenommen, und, da sie den monatlichen Vereinsbeitrag von circa Einem Gulden pünktlich leisten, auch das Anrecht haben, ein abwechselndes Programm in den Vorträgen zu verlangen. Die Vereine genannter Sorte recrutiren sich jedoch meist aus „Hetz-, Jux- und Gaudébrüderln", sind also in ihren Anforderungen nicht wählerisch, in ihren Urtheilen nicht rigoros und überhaupt nicht heiklich, da sowohl Männlein wie Weiblein „einen starken Puff" vertragen können, und ihre Devise einfach lautet: „Lachen woll'n m'r!" Ist aber der Obmann oder Gründer des Vereins ein Commis einer Weißwaarenhandlung,

er Prakticant in einer Rastrianstalt, oder der Inhaber eines
riseurladens, also von schöngeistigem Berufe und demnach von
thetisirender Qualität, so führt der Verein selbstverständlich auch
nen sinnigern Namen und nennt sich: „Harmonie“, oder
Frohsinn“, oder „Hilaria“, oder „Sympathie“ u. s. w.
ber diese nominelle Differenz ist doch nur eitel Blendwerk,
piegelfechterei, äußerliche Täuschung, vulgo „Blimmel-Blammel“,
nn ob der Verein „Die Pfannaflicker“ oder die „Cycla-
ia“ heißt — es wird an beiden Orten den gleichen Tendenzen
huldigt, und die sind „hüben wie drüben“, meist — nicht allzu-
uberlichster Qualität.

Gelacht soll werden. Lachen wollen sie Alle. Man hat sein
Schweinernes“, „Lämmernes“, „Schöpsernes“ oder „Kälbernes“,
in „Backhendl“ oder sein „Lungelbratl“ gegessen, hat seinen
mmenthaler schon „drunten“, und die Frauen sind mit ihren
Engländern“, „Wiener Tascherl“ und „Linzer Torten“ längst
rtig. Auch alle Neuigkeiten und sonst das Nöthigste und Wich-
gste hat man sich gegenseitig mitgetheilt, man hat überhaupt seiner
wöhnlichen Wirthshauspflicht Genüge gethan — so kann die
Unterhaltung“ endlich beginnen. Also noch rasch mit Wein und
ier sich versehen, um von Seiten der Kellner nicht gestört zu
erden, und man rückt sich auf den Sesseln zurecht, räuspert sich
nd — spitzt die Ohren.

Der Vereinspräsident erhebt sich denn auch, begrüßt die Ver-
mmlung („Bravo!“), bittet um geneigte Aufmerksamkeit und Ruhe
herr von Kraushuber halblaut: „Mir san ja eh stad und reden
n Bissen!“ Gelächter, Rufe: „Pst! Pst! Ruhe!“) und ersucht
errn Schmalzbauer jun., ein Gedicht vorzutragen. („Bravo!
och! Schmalzbauer hoch! Hoch soll er leben! Bravo Schackerl!“)

Schmalzbauer jun. ist über diese schmeichelhafte Acclama-
on in sichtliche Verlegenheit gerathen, er verbeugt sich wieder-
lt, nimmt mit der Rechten ein roth gebundenes Büchlein aus
r Jaquet-Tasche, schüttelt jedoch den Kopf und deutet mit der
inken auf seinen Hals, gleichsam um zu erkennen zu geben, daß
heute nicht recht bei Stimme, also um Nachsicht zu bitten

gezwungen sei. Herr von Kraushuber ruft aber begütigend: „Macht nix! Nur aussa damit! Wird schon geh'n! Nur kan Schenirer! Mir san ja unter uns!" So besteigt denn unter lärmendem Händegeklatsche der „Liebling der Damen" das Tribünchen, fixirt mit imponirendem Selbstgefühl die Anwesenden, winkt Diesem und Jenem huldvoll lächelnd zu und beginnt mit vernehmbarster Ausrufer-Stimme: „Der Kampf mit dem Drachen." Leider unterbricht Herr Kraushuber, der ewige Störefried und lästige „Witzbold", den Declamator schon nach dem Titel, indem er seine Ehehälfte in die Seite stößt und ihr zuruft: „Dös geht di an, Kathl!", worauf abermals Gelächter erschallt, das aber vom Präsidenten mit einem energischen „Pst!" und den vorwurfsvollen Worten: „Aber, meine Herrschaften, ich bitt' um Ruhe: es wird declamirt!" rasch erstickt wird. So kann Schmalzbauer jun. die Ballade ungestört zu Ende sprechen, die ihm einen betäubenden Beifall einbringt, worin sogar die zwischen der Küchenthür postirt gewesenen Köchinnen, und die auf der Straße horchenden Lehrjungen, die nun gewaltig auf das Fenster lostrommeln, miteinstimmen.

Es gibt so wenig vollkommen glückliche Menschen auf diesem unglückseligen Planeten — Schmalzbauer jun. ist nun einer der Wenigen. Zeigt ihm Indiens Schätze und erlaubt ihm nach Belieben zuzugreifen — der soeben empfangene Applaus, wenn er ihn dafür eintauschen sollte, wäre ihm nicht feil. Er hat mit Empfindung vorgetragen und steigt in heftiger Erregung von der Estrade, so daß ihm der Präsident die Warnung ertheilt: „Nit glei trinken, Sie sein no erhitzt!", und Herr Kraushuber bestätigen kann: „Recht guat hast es g'macht, Schackerl, aber schwitzen thuast jetzt a, als ob'st a Klafter Holz g'hackt häst!" Frau von Kraushuber meint, sich zu ihrer Nachbarin, Frau von Dangelmayer, wendend: „I könnt' das nit! I leid so viel an Schnackerl: wie i a Bisl laut red', glei hab' i 'n!", was Frau von Dangelmayer zu der Gegenbemerkung veranlaßt: „I saget wieder so was für mein Leben gern auf, wann mi der Meinige ließet, aber der meint, so was schickt sie für a Bürgersfrau nit,

b'sonders wann m'r schon erwachsene Kinder hat, die nit z'seg'n brauchen, daß si a Muatter vor alle Leut' hinstellt und ihner ein' Narr'n vormacht. Das g'hört für junge Leut', sagt der Meinige, oder für Theaterleut', denen 's ihner G'schäft is und die d'rauf ang'wiesen und schon eing'sprengt sein. So viel streng is der Meinige!"

Unter diesem anregenden Geplauder vergeht die kurze Ruhepause, bis der Präsident abermals mit der Glocke das Zeichen gibt und der Versammlung verkündet, daß Herr Gabelsberger sen. „auf allgemeines Verlangen" das „Ständchen" von Schubert singen wird. Beifälligste Zurufe; nur Herr Kraushuber, der beständige Opponent und „Dreinreder", ist dagegen und sagt laut und unumwunden: „Allerweil dasselbe! Jetzt hab'n m'r das fade Liad schon durch elf Wochen nachanand g'hört! Kannst denn nix anders singen, Poldl? Laß amal zur Abwechslung was Lustig's auffer, vom Schweighofer oder Girardi was! Oder von Nowack. Mir woll'n lachen und uns unterhalten und nit so a langweilig's Lamentabel anhör'n, was nur für Verliebte is. Ja, schau nur, is m'r alleseins, ob'st bös bist oder nit, i bin amal der Michl Glattweg und sag' wie i m'r's denk'!" Herr Gabelsberger steht beschämt, er sieht sich wie fragend in der Runde um, was die Majorität veranlaßt, ihm ein aufmunterndes: „'s Ständchen! 's Ständchen!" zuzurufen, das er nun auch (tremolirend) beginnt, worauf Kraushuber bemerkt: „Meintweg'n soll er halt singen, was er will, ich geh' derweil aussi!"

Der stark geröthete Sänger wird für die erlittene Unbill durch stürmisches Klatschen reichlich entschädigt, und folgt nun Nummer auf Nummer des aufgestellten Programms, die sämmtlich des ehrendsten Beifalles sich erfreuen. Trotzdem scheint die Gesellschaft von einiger Ermüdung oder Ungeduld ergriffen zu sein, denn das Gewispel wird intensiver, alle Blicke wenden sich nach einem kleinen, dicken, kugelrunden, bartlosen Mann mit drolliger Stumpfnase und schmalen, blinzelnden Aeuglein. Es ist offenbar, daß die Hauptfront noch nicht abgebrannt, daß die Glanz-Pièce noch zu erwarten, indem der „Komiker" des Vereins bisher

geschwiegen. Und richtig läßt sich die Versammlung auch nicht länger mehr bändigen, dem Clavierspieler wird keine Aufmerksamkeit geschenkt, Alles läuft zum Präsidenten und raunt ihm etwas in die Ohren. Dieser nickt zustimmend und lächelnd und gibt endlich das längst ersehnte Glockenzeichen, mit dem Beisatze: „Herr von Schwamberger wird die Güte haben, uns Einiges zum Besten zu geben!“

Wo ist gleich die Feder, die im Stande wäre, die Wirkung zu beschreiben, die diese einfache Ankündigung einer ohnehin in Aussicht gewesenen Begebenheit auf die Anwesenden ausgeübt? Eine Bombe, in ein Pulverfaß geflogen, machte keinen lärmenderen Effect! Wohl ist es schön, wenn das Volk seine Lieblinge, seine Helden bei ihren Ein- und Triumphzügen in begeisterungstrunkenem Jubel frenetisch begrüßt; aber was bedeutete, um nur einige Beispiele aus der neuern Geschichte zu erwähnen, das Freudengeschrei der Sicilianer, als Garibaldi in Neapel einzog, was die ungestüme Verehrung, mit der die Massen Mirabeau, wenn er auf die Straße stieg, umtobten; was der Spektakel der Flotten-Mannschaft Nelson's, nach seinen Siegen bei Abukir und Trafalgar; was das jauchzende Entzückungs-Gebrülle und Gejohle, das Dr. Kronawetter von seinen treuen Anhängern bei Dreher entgegengebracht wurde; was die abgöttische Liebe, mit der die Menge Lafayette umschwärmte u. s. w., gegen jenen Sturm von Freudenbezeigungen, mit dem ein fünfzig- bis sechzigköpfiges Häuflein echtester Vereins-Enthusiasten die schlichte Nachricht ihres Präsidenten beantwortete — ein Sturm, der zum brausenden Orkane umschlug, als Herr von Schwamberger seinen Sitzplatz lächelnd verließ und, die Schaar der ihn umringenden Freunde fast gewaltsam durchbrechend, sich zur Tribüne drängte. Da stand der Mann im Vollbewußtsein seiner Mission, seines Könnens, aber auch der ungeheuchelten Liebe so Vieler! Da stand er, zeigte zuerst ein ernstes Gesicht, wie Danton, ehe er seine fürchterlichen Anklagen erhob, und im Nu eine bizarre Fratze, wie Gottsleben, wenn er etwas Urdummes zu sagen hatte, was dem eminenten Virtuosen im „Gesichterschneiden“ schon ein tosendes „Halloh!“

einbrachte. Der Präsident jedoch entfernt sich, er hatte das Seinige in Zusammenstellung eines interessanten Programms ruhmvoll geleistet, er hatte der lachhungerigen Meute nun den fettesten Bissen vorgeworfen; er könnte zwar Marc Anton parodiren und vor sich hinmurmeln:

„Nun wirk' es fort, Unheil, du bist im Zuge;
Nimm' welchen Lauf du willst!"

aber er ist überzeugt, sich sowohl auf die „Dischkretion" Schwamberger's mit gutem Gewissen verlassen zu dürfen, wie auch auf die ungetrübte gesellige Stimmung der Anwesenden, die seiner Leitung nunmehr für heute um so eher entbehren können, als der „Obmann-Stellvertreter" überwachend zurückbleibt, und so begibt er sich mit den Ausschüssen, dem Schriftführer und dem Cassier in ein Nebenzimmerchen, um Wichtiges zu berathen, da eine grandiose Ueberraschung für den nächsten Vereinsabend im Zuge, indem etwas ganz Neues, nämlich eine Tombola mit Jux-Gewinnsten in das Programm aufgenommen werden soll. Da gibt es nun freilich viel zu thun, und heißt es den Kopf gehörig anstrengen, um von sich nachträglich sagen zu können, nicht nur Tüchtiges, sondern noch nie Dagewesenes geleistet zu haben.

Inzwischen eröffnet Herr von Schwamberger die Reihe seiner staunens-, sehens- und hörenswerthen Productionen. Er beginnt, wie üblich, mit der zwar einigermaßen bekannten, aber noch immer beliebten Solo-Scene: „Hirsch in der Tanzstunde"; läßt, da sich der Beifall nicht legen will, „Heymann Levy auf der Alm" folgen; spricht hierauf den „Glaslucker", ein Parforce-Stück des alten Hopp in den Zwanziger-Jahren; bringt das „Thiergespräch", eine gleichfalls populäre Nummer aus dem Repertoire burlesker Declamatoren zu Beginn dieses Jahrhunderts; versucht sich auf allgemeines Bitten in mehreren „Bauchrednereien", dann in seinen bravourösen „Bart-Metamorphosen", „Charakter-Physiognomien" und „Parocken Studien" ꝛc. Da nun Alles bereits in dulci jubilo schwelgt, der vorgerückten Stunde und der opulenten Libationen wegen, zu denen man in der gemeinsamen Heiterkeit sich

verleiten ließ, die Mehrzahl aufgeregter, aber auch — toleranter geworden, hat sich der Gesellschaft plötzlich jene bedenkliche Stimmung bemächtigt, wo züchtige Mädchen zu lispeln pflegen: „Vatter, geh'n m'r!", aber auf mäßiges Zureden doch auszuharren gesonnen sind.

In diesem kritischen Augenblicke übernimmt der weinvolle, ungeberdige Kraushuber die „Führung" des Abends und kreischt dem noch immer in auffordernder Erwartung auf der Estrade stehenden Schwamberger zu: „Den Land-Kirtag!" oder „das von der schwarzen Katz", worauf sein Intimus und Gesinnungsgenosse Herr von Gatschinger die berüchtigten „Dichtersprücheln", Herr von Pfnausinger die „Schiller-Citate", Herr von Klumpfinger das Lied von der „Fräuln Zizibe", Herr von Stangelbrecher den „Geiger Franzl" in enthusiastischem Ungestüm zum Vortrage verlangen. Ein Chaos von Wünschen, die Damen verstopfen sich kichernd die Ohren oder verhalten sich mit den Sacktüchern die Augen, die Herrenwelt „pascht", daß die Wände zittern — und Schwamberger, mit dem lüsternen Faun-Gesicht, eröffnet die neue Serie „komischer Lieder", nämlich die „ganz G'wissen". Man lacht sich dabei halbkrank, die Frauen heißen den Cyniker „schlimm", die Männer umarmen ihn und „busseln" ihn ab, als — „Mordkerl!" — „Ka Zweiter da, der ihm's nachmacht!" ist schließlich das allgemeine Urtheil, und man verläßt um halb 3 Uhr Nachts das Locale, um noch irgendwo ein „Pünscherl" oder ein „Tschaikerl" zu sich zu nehmen. Ein vergnügter Vereinsabend; aber die Siegespalme erfang sich doch der „prächtige Hallodri", Herr von Schwamberger — der „Vereins-Wurstel".

Wer dieser Mann, dieses Vortrags-Genie sonst im Leben ist? Zuweilen ein gebildeter oder doch „g'studirter" Herr, der aber gern und mit Force in Zötleins macht, vielleicht ein — — doch dies würde an Denunciation streifen und ich vermeide deshalb nähere Angaben.

Ich will nur sagen, daß ohne zu heucheln und ohne den prüden, zimperlichen Sittenrichter zu spielen, ich an derlei überpfefferten „Drollerien", und sollten sie auch nur Männerkreisen

geboten werden, nie eine Freude fand, daß es mich aber mit aufrichtigem Verdruß erfüllt, sehe ich auch noch, wie solche Fanatiker der Cochonnerie und Equivoquerie geradezu im Behagen schwimmen, gelingt es ihnen --- verschämte Wangen erröthen zu machen. Und da eiferte man gegen die Ausschreitungen und textirten Unfläthereien einzelner Volkssängerinnen aus der glorreichen Epoche der geistigen und sittlichen Versumpfung? Aber was nützt da jegliche Entrüstung, wo die Borniertheit dominirt? Als ich unlängst meinen Widerwillen gegen solche unsaubere Productionen zu einem Nebensitzenden vor meiner alsbaldigen Entfernung unverhohlen äußerte, meinte der würdige Mann: „Wie soll si denn nacher Unsereins unterhalten? Theater gibt's kein's, und sein s' offen, sein s' z'theuer; und thut m'r vier — fünf Stund' tarokiren, kegelscheiben oder pyramideln, und dischpatirt sie dabei ab und gist si urndli und verspielt ein' Bünkel Geld, so is 's a wieder nit recht!" Dies der Rechtfertigungsgrund für sein Faible am „Pikanten", am — „Kitzlichen". Als ob es für lachlustige, heiter gesinnte und lebensfrohe, aber ehrbare Familien und deren Oberhäupter im Genre der abendlichen Zerstreuungen keinen soliden und dennoch amusanten Mittelweg gäbe? Denkt doch einmal nach, vielleicht kommt ihr endlich auf das Richtige! . . . .

15.

Auch eine Paſſion.

(Pepi Kraftmayer erzählt:)

Alles geht, wann der Menſch will. Für Pfründner is ſo was freili nit, aber für Unſerein', der drei Jahr' bei der „wilden Banda" und zwei Jahr' bei der „Schwefelbanda" Ausſchuß war, is die ganze Hetz' a Spielerei. Aber beiſamm' ſein muß man und Knochen im Leib' hab'n und nit von Pappendeckel ſein und feſt auf der Bruſt und 'n Adam nit ausgeh'n laſſen und — 's Andere find't ſi ſchon. Schenkeln und Wadeln ſein, Gott ſei Dank! in der Ordnung — da gibt's nix z'lachen, nur angreifen — echt, ka Watta — was? Is das a Fleiſch?

Daß i alſo ſag': Um Achte, wie's wißt's, komm' i erſt aus dem Malefizg'ſchäft — liegt nix d'ran, denk' i m'r, Peter und Pauli g'hört do mir, alſo die Knallhütt'n zug'ſperrt und außi im Dauerlauf in d'Barichgaſſ'n, die Stadt-Kluft g'ſchwind auszog'n und d'and're anzog'n: d'Schnürtopanken, d'Kniehoſen, d'grün' Strümpf', 'n rothen Bruſtlatz, 'n Lodenjanker, 'n Gamshut, 's Brodſackl, 's Griesbeil, d'Holzpfeif'n, 's Eßb'ſteck und was halt ſonſt no für ein ord'ntlichen Touriſten g'hört. In zehn Minuten fix und ferti g'weſt und jetzt, „mit der Geſchwindigkeit des Wüſten-Kameels", wie das Sprüchl heißt, auf d' Bahn, Zeit g'nua! Hat no zwei halbe Liter Pilsner geb'n, 's Flaſchl mit ein „Echten" g'füllt und aus der Kuchl a Speckſchwartl d'erwiſcht, zum Hauteinſchmier'n, daß's Ein'm nit riſſi wird. Um halber Zehne abdampft!

Sieben Minuten nach Zwölfi in Ternitz ankommen. G'rad recht, ſtockfinſter und a Bisl g'nießelt und a Bisl a Wind 'gangen, aber das ſchenirt nit, b'ſonders, wann m'r den Weg kennt und

on so oft g'macht hat, wie Unsereins, der seine hundert zwanz'g
'al oben war. Also, daß i sag': Drei Minuten auf dreiviertel
f Zwei hab'n g'fehlt, wie i in Buchberg bei der Salfond g'standen
n, weil i m'r a Stückl kalt's Fleisch hab' mitnehmen woll'n;
b'n aber nit aufg'macht. Liegt a nix d'ran, ein' Schluck aus'n
laschl und d'arme Seel' hat ein' Ruh' geb'n. Also vorwärts,
ß m'r weiter kommen! —

Denn d'Hauptsach' is: nur fest rennen! Nit rechts und
t links schau'n oder gar steh'n bleib'n, wie's viele Leut' im Brauch
b'n und die Gegend bewundern, rundumadum und von hint' und
n vorn. So was könnt' i brauchen! Nit vom Fleck' kommen!
dank'! Dafür geh' i a immer mein' alten Weg, den i g'wohnt
n und wo i nit viel z'schau'n brauch', denn mein' Maxim' is:
orwärts, daß m'r was ausricht't in ein' Tag! —

Daß i also sag': Stockfinster war's und is no allerweil
ıst'rer word'n, obwohl's schon gegen der Früh' zugangen is, der
Wind eiskalt herpfiffen und sogar a wengl zum Schneib'n ang'fangt
ıt. Aber i fest auftreten! Punkt zwei Uhr über's Brückl übri,
m ersten Steigl, 'n Hengst zu. A Passion! Jetzt war i in mein'
lement', weil's jetzt steigen heißt! Vom Hirschbrünnl auffi,
im Grünstein vorbei, in d'Hengstleiten, d'hoche Leiten,
Schmolleiten, allerweil vorwärts, fest vorwärts, und 's „kalte
Wasser" war da. A Stünderl! — Was? Des glaubt's es nit?
ag'n m'r fünf Viertelstund', aber kein' Bissen mehr! Geht's a
t's Weib in zwei Stund', werd' doch i, i, der Pepi, das Trüm-
erl Weg in fünf Viertelstund' machen können? Schaut's nur
nal die Schenkeln an! Wacker! Was? No also . . .

Daß i also sag': Wo sein m'r denn steh'n blieb'n? Richtig,
eim „kalten Wasser". A Maulvoll, zum Abkühl'n, weiter nix,
öchstens a paar Tropfen von mein' — vorwärts! Nur nit auf-
alten! Also übri über'n Plocksteig auf d'Kuhplacken zum
Baumgartner. Jessas, hat der Mann a Freud' g'habt: „Der
Kraftpepi is da", hat er in d'Hütt'n einig'schrien, bis sie
ußer kommen is und a ein' guten Morgen geb'n hat. Hab' nix
'nommen, als in der Eil' a Glasl Kronawetter und ein' Bissen

ſchwarz's Brod, und wieder vorwärts, auffi! War ſchon d'höchſte Zeit, Viere vorbei! Mit dem verdammten Plauſchen! —

Alſo daß i ſag: Vom Baumgartner nur g'ſchwind über'n Luxboden zum Waxriegel übri — wo a paar Dutzend Weaner g'ſtanden ſein, die auf d'Sonn' g'wart't hab'n — i aber nit rechts und nit links g'ſchaut und nur g'rad hin, auf'n Ochſenboden und feſt auffi bis i'n d'erglengt hab, 'n Kaiſerſtein! Halber Sechſe war's: hab' mi eh um a ganze halbe Stund' verſpät't, bin ſonſt immer ſchon um Fünfe oben. No ja, a Hexerei is's ja nit, man muß nur feſt beiſamm' ſein. Was? Greift's nur amal die Schenkeln an, und die Arm'! Was?

Daß i alſo ſag': I war zwar nit müd', aber, weil's ſo der Brauch is, hab' i a Bisl ausg'raſt, hab' mi am Rucken nieder-g'haut, ein' Schluck aus der Ströhbern' g'macht, 's Gſtearm außerzog'n, eine anköt't, und hab' g'rad nachdenkt, ob i über d' Wänd' a'fahr'n ſoll, als auf einmal die ganze Quart, die am Waxriegel g'ſtanden is, daher keucht. I ſieg's und pack' z'ſamm, aber die laſſ'n m'r ka Ruh', können ſi nit gnua wundern über mein Steig'n und frag'n um 'n beſten Weg z'ruck. „Den beſten Weg?" No, denk' i m'r, da kommt's 'n Kraftpepi g'rad z'recht — führ' alſo die Herrſchaften a Bisl hin und her, über'n Donnerkog'l, zum Almgipfel, von da über'n Königsſteig zur der Bockgrub'n. Die hab'n g'ſchwitzt! „Will wer mit, frag' i, zum Kaiſerbrunn' abi? A Bisl ſteil, aber 's geht g'ſchwind!" Ka Antwort. Hab's eh g'wußt. „Empfehl' mich allerſeits!" ruf' i, laſſ' die oben ſteh'n, und fahr' über d'Mäuer wie der Satan abi. „Um Gotteswill'n, der Mann d'erfallt ſi!" ſchrei'n die oben, i aber laſſ' ein Juchezer los und luſti geht's weiter, über d'Stuhlwand, beim Saugrab'n abi, nach der Ochſenwand, in's Kaiſerholz.

Daß i's kurz mach': Um halber Elfe hat m'r die Kaiſerbrunn-Marie mein' Eierſpeis g'richt und a Schnitzel dazu — delicat — wofür's a ihr g'wöhnlich's Bußl kriegt hat, und um Zwölfe hab i meine Rappen wieder eing'ſpannt, hab's rennen laſſen, daß's a Freud' war, und bin, wie i m'r's ausg'rechnet hab', fix auf

inuten vor Viertel auf Drei beim Mader in Payerbach g'west, 's laut abergangen is. I hätt' no 'n Dreiviertel auf Vieri Eilzug utzen können, aber — es war Musi und so was laßt der raftpepi" nit aus. Hab' i m'r halt die Juli außerg'sucht, d hab mit ihr tanzt, bis zehn Minuten nach Sechse. Jetzt war's r Zeit: Zahlt und fort; auf d'Secunden is's ausgangen! Um rtel auf Zwölfe — mit vier Minuten Verspätung — sein m'r der Halle eing'fahr'n und jetzt bin i da. All's in ein Tag d einer Nacht! Aber beisamm' sein muß der Mensch! Was?

Und ka Müdigkeit! Ka Spur! Tanz' glei wieder die ganze icht, oder geh', wann's wollt's, am Anninger. Gilt's? Bin bei. Mi schenirt so was nit, weil m'r, Gott sei Dank! no a eisch zum Zusetzen hab'n — nur angreifen — sein das Schenkeln? as? — Ja richtig, der Frau Wirthin hab i was mitbracht. f a so a Weiberl vergißt der Pepi nit — da: die Alpenröserln n aus der Stadlwand, wie m'r von der Schönleiten abersteigt, d das Edelweis is aus'n Prettschachergraben — macht m'r ein rgnügen!"

Die Frau Wirthin (sich verneigend): „Sie sein halt ein galanter nn! Meinen verbindlichsten Dank! Kommt in' Gläserkasten! — en's denn auch ein' schöne Aussicht g'habt?"

Pepi Kraftmayer: „I hab' mi nit umg'schaut!" —

III.

Aus dem Wirthshause und dem Keller.

1.

Die Gnädige im Extrazimmer.

Die Gelehrten ſind bekanntlich noch nicht darüber einig, ob es räthlich ſei, die Gattin — in die „Kneipe“ mitzunehmen, und an den Symposien der abendlichen Stammgeſellſchaft im „Extrazimmer“ participiren zu laſſen. Die Einen ſind für Geſtattung ſes Privilegs und motiviren ihr Placetum ſogar mit ethiſchen ründen, indem ſie glauben, die Anweſenheit einer Frau ſei eine chutzwehr gegen allzu rüde Ausſchreitungen der oft arg ſtimu- ten „Laune“ der P. T. Herren Zecher, und mild're und hme die Sitten und Gewohnheiten der, wenn ſie keine Rück- ıt zu üben, meiſt nur in dialektiſchen Eruptionen ſich gefallen- ı Amateure des . . . gewiſſen „Glöckchens“ — indeß die deren ſich der „bleichen Sorge“ nicht entſchlagen können, daß s Mittel nichts oder nur in verſchwindend wenigen Fällen nütze, vielmehr der umgekehrte Fall zu fürchten, und die zarter orga- irte Hörerin, ſei ſie von demantenem Charakter, anſtatt die jen Kanten der Geſellſchaft abzuſchleifen, eher ſelbſt ihren chliff“ verliere und — mindeſtens allmälig — ihre eigene rwilderung anbahne und, anfänglich erröthend, ſpäter aber hend, doch ihre — „Ohren-Keuſchheit“ verletzen laſſe. er hat Recht?

Ich erlaube mir letzterer Anſicht zu ſein und möchte, ſollten ch ſämmtliche Vorſtadtwirthe mich ſteinigen wollen, gegen ien gewohnheitsmäßigen Gaſthausbeſuch der Frauen d Kinder plaidiren. Ich betone das Wort „gewohnheits- äßig“, weiß Ausnahmsfälle in jedem Sinne zu würdigen, und n eben nur gegen die Frau als „Stammgaſt“ und — in ewiſſen Kreiſen.

Allerdings ist man beim ersten Erscheinen der „Gnädigen" discret. Man zeichnet die Gastin sogar durch hunderterlei Artigkeiten und Aufmerksamkeiten aus und überhäuft sie mit delicatesten Elogen. Selbst die patentirten Spaßvögel und Witzreißer halten mit ihren erprobten Schnurren und Schnacken noch zurück, und die enragirtesten und unermüdlichsten und unerschöpflichsten Anekdoten-Erzähler bleiben stumm oder begnügen sich, bei nahen Anlässen nur eigenthümlichst zu lächeln und sich bedeutungsvoll zu räuspern. Dieser erste Abend ist vertrauenerweckend und die oft Besorgliche und häuslich Verlassene ist über das gewählte Refugium ihres Lebensgefährten nun etwas beruhigt.

Am nächsten Abend kennt man sich bereits und die Begrüßung klingt schon cordialer. Die jungen Herren der Gesellschaft wagen sogar schon einen etwas intimen „Handkuß", und man titulirt die Erschienene nur mehr mit dem familiären „schöne Frau!" Die „schöne Frau" ist über den neuen Ton zwar etwas frappirt und die stete Wiederholung des „schmeichelhaft" sein sollenden Epithetons ist ihr sogar etwas unbequem: aber allmälig tolerirt sie diese Form der Ansprache und gewöhnt sich selbst an gewagtere Vertraulichkeiten. Man kauft von den Hausirern Backwerk und Sträußchen und offerirt die Spenden unter allerlei „lustigen" Bemerkungen. Der Gemahl ist über diese Huldigungen erfreut und schmunzelt vergnügtest im Bewußtsein des Besitzes der allseits „Gefeierten".

Nun sieht und trifft man sich öfter. Was ist natürlicher, als daß die Schranken der „Etikette" (ohnehin vorstädtischer Façon) zu fallen beginnen und der Kreis der Unterhaltungsformen sich erweitert. Man arrangirt diverse Spiele und die der „schönen Frau" zunächst Sitzenden gestatten sich die — liberalsten Einfälle. Die „schöne Frau" lächelt und lacht schließlich ob des tollen Schabernack's, den man ihr zu Liebe oder vielmehr „zu Ehre" ersinnt, man wird warm und wärmer, die Literflasche machen die Runde, man stößt an, man trinkt sich Gesundheit zu, man proponirt ein allgemeines „Du", der Gemahl, in gehobenster Stimmung, lallt eine Anrede, die „Gnädige", die „schöne

Frau“ verbirgt kichernd ihr Haupt an der — Schulter des Nachbars . . .

Nun glaubt der Anekdotenerzähler sich ebenfalls keinen Zwang mehr anthun zu dürfen und eröffnet sein Arsenal von alten und ältesten, von neuen und neuesten Bonmots und „Aufsitzern“. Er wagt heute ein verblümtes Scherzchen, nach dessen Citat die „Gnädige“ das Schnupftuch vor die Augen hält, und morgen ein weniger maskirtes Zötchen, und das nächste Mal die eclatanteste Zwei- oder vielmehr Eindeutigkeit. Eine donnernde Lachsalve belohnt den muthigen Jüngling, der als „Bezirks-Rhapsode“ das Renommée genießt, in puncto puncti ein — „verflixter Kerl“ zu sein, und der für sein Wagniß von Seite der allerdings etwas erröthenden „Gnädigen“ keinen anderen Strafsermon einheimst, als das halbverschämte, „aber Sie sind schlimm, Herr von Mayer!“

Und der schlimme Herr von Mayer wird nach diesem milden Urtel, das er als ein quasi Toleranz-Edict erklärt, nun sogar noch schlimmer. Fand die erste Ausschreitung nicht die gebührende Zurechtweisung, riskirt er noch derbere und sie erhalten von der lachbegierigen Gesellschaft gleichsfalls ihr „admittitur“. Und sein Beispiel ermuthigt die Uebrigen, Gleiches zu thun, oder vielmehr das Gebotene zu überbieten, und so gelangt man endlich in das gewohnte Fahrwasser, wo Jedem so wohlig ist, wie — dem Fischlein im Bache, respective wie der Ente in der Pfütze.

So ist denn die Allianz hergestellt und der „Cercle“ fühlt sich allabendlich in seinem „Gehaben“ so ungezwungen und unbehindert, als ob — keine Frau anwesend wäre. Die „Gnädige“ selbst hat längst des letzten Restes züchtiger Scheu sich entäußert und erwarb sich bereits den populären Titel einer „lustigen Frau“, und nebstbei den Ruf: eine starke Portion „Gepfeffertes“ er- und vertragen zu können. Außerdem lernte sie trinken. Sie macht über ihre Fortschritte in dieser Kunst selbst die heitersten Bemerkungen und wenn die allgemeine Stimmung den Höhepunkt erreicht, ist's nichts Seltenes, daß der Gemahl lachend diagnosticirt: „Die Meinige hat ein' Schwips!“ und der Chorus es detto

lachend bestätigt: „Die Gnädige hat ein' Schwips!“ und die Edle nicht minder lachend es gesteht: „Ich hab' — ein' — Schwips!“ Ist dies Bild nicht erhebend?

Und wird es nicht noch erhebender, wenn an der Seite einer solchen Mutter und in solchem Kreise auch ein Kind zu sehen? Das arme Geschöpf, sei's Knabe oder Mädchen, horcht und horcht, und vermag das Mystische der Gespräche nicht zu enträthseln; da aber das Gelächter nach jedem dieser Aperçus nur noch ungebändigter erschallt, die Anspielungen immer dunkler und die wechselseitigen Blicke immer eigenthümlicher werden, da beginnt das Kind zu — sinnen, das Ungereimte sich zusammen reimen, das Dunkle sich erklären zu wollen, bis plötzlich — ein unbekanntes Etwas, ein drückend' Gefühl dem Kinde sagt, daß es nicht hieher gehöre, daß seine Anwesenheit vielleicht störe, daß es der Gesellschaft zur Last oder doch unbequem und der vollen Entfaltung der allabendlich üblichen Laune hinderlich sei; ja es beschleicht das unerfahrene Wesen wie ein Mahnen von Schamhaftigkeit, von züchtiglicher Scheu und es wispelt in unbegriffener Aengstigung der Mutter den Wunsch in's Ohr: „bald nach Hause zu gehen“.

Die wohlmotivirteste Bitte wird ungnädig aufgenommen. Die „Gnädige“ verweist das schüchtern drängende Kind barsch zur Ruhe, welcher Rüge der weise Vater auch noch einige grimmige Blicke zugesellt. „Is ja no nit so spät,“ meint der ärgerlich Gewordene, „nit einmal Zwölfi! Wann's schlafen will, soll's schlafen!“ Da kommt einigen noch klügeren Gästen der witzige Gedanke, das Geschöpfchen zu nöthigen, daß es trinke, daß es das volle Glas austrinke, was unter Halloh und Bravo's der Tafelrunde geschieht, worauf das Opfer, betäubt, das Haupt an die Sessellehne oder in seine Hände legt, die müden Augen schließt und zu schlummern versucht. Vielleicht schläft es auch nicht und horcht nur um so aufmerksamer, aber man hält es für schlafend und fühlt sich jetzt erst um so — ungenirter. Die „ganz Schlimmen“ werden von der „Gnädigen“ mit der Serviette oder dem Sacktuche oder mit Brotkügelchen beworfen, was der „schönen Frau“ vice versa von der angegriffenen Seite passirt

man bringt Räthselspiele auf's Tapet, stellt Scherzfragen, auf die ein zweideutiger Ausdruck die drastische Antwort, erzählt sans phrase einige Liebesabenteuer, bespöttelt die ehelichen Verhältnisse dieses oder jenes Bekannten und bricht endlich, wenn das Programm der Unterhaltung erschöpft, auf, aber nicht, um nach Hause zu gehen, sondern ein Café zu besuchen, wo bei einem Pünschchen noch weitere Allotria getrieben werden. So reißt denn die „Gnädige" das schlaftrunkene Kind unsanftest empor, applicirt ihm vielleicht sogar ein paar rasche Püffe in's Genick, um es „munter" zu halten und stellt sich trällernd an die Tête des Zuges. Die „schöne Frau", welcher von zwei jungen „Confectionären" lebhaft der Hof gemacht, vulgo: „die Cour geschnitten" wurde, ist nämlich heute besonders „gut aufgelegt". Wie animirt fühlt man sich dann erst beim Cognacpunsche, wo bereits gemeinschaftliche Landpartien für die nächste Woche besprochen werden, denen später die beliebten Kellerbesuche in den Revieren des belobtesten „Heurigen" folgen, wo es selbstverständlich am „höchsten" hergeht, und die „Gnädige" keinen leisen „Schwips" oder anmuthigen „Spitz", sondern schon einen capitalen „Haarbeutel" sich einwirthschaftet, dessen kein Grundwächter sich zu schämen brauchte. —

Die Zeiten sind schlecht, die Geschäfte gehen flau, Zinse, Steuern und Abgaben sind fast unerschwinglich, was ist natürlicher, als daß Leute von leichtlebigem Temperamente und eigens organisirtem Denkvermögen in vorgeschilderter Weise das sorgenschwere Dasein zu erheitern und nach ihrer Raison zu „verschönern" suchen! Nur schade, daß das Ende vom Liede meist die trübseligsten Strophen aufzuweisen und die „Gnädige" und „schöne Frau" sammt dem Cortège ihrer Bewunderer ein kläglich Finale erwartet. Ist meine Schilderung übertrieben, meine Zeichnung incorrect, sind meine Farben unwahr, sind sie zu grell oder zu düster? Die Antwort gibt die sociale Lage der Majorität unseres Mittelstandes.

Die „Gnädige im Extrazimmer" — so scheinbar zierlich und pikant diese Staffage unseres Wirthshauslebens — ist eine der

bedenklichsten Errungenschaften unserer aufgeklärten und emancipationssüchtigen Aera. Das „ewig Weibliche“ zieht uns hier nicht an, aber wir ziehen es zu uns herab: wir verfeinern durch die Gegenwart der Frau nicht, aber wir vergröbern ihre Art und Sitte. Die Anwesenheit einer Repräsentantin des schwachen Geschlechtes soll der Control-Apparat unseres Verhaltens und Benehmens während der abendlichen Ferialzeit sein; aber durch die vielfältige Berührung mit den rauhen Ecken und Rändern unserer Unterhaltungsformen stumpft das zarte Maschinchen ab, dessen Bestandtheile wahrlich nicht von Stahl und Eisen sind.

Bin ich in meinen Hypothesen unklar? Ich möchte nicht gerne — deutlicher werden. Ich lasse ja Ausnahmen gelten und weiß den „Reiz“ zu würdigen, an der Seite einer anmuthsvollen Frau ein junges Backhuhn mit Zuckererbsen zu verzehren und unter ihren Feuerblicken und blitzenden Bemerkungen eiskaltes „Märzen“ aus schön geschliffenen Pocalen zu schlürfen. Und auch die Cigarre mundet bei solcher Scenirung besser, und man sieht den blauen Ringelwölkchen mit unnennbarem Behagen zu, wie sie in verblassenden Gestalten an der Decke des Saales wesenlos zerstäuben. Wie Schemen jagen sich dann unsere eigenen Gedanken und bilden die sonderbarsten Arabesken, die sich in den Fragen und Antworten verschlingen, die aus schönen Lippen hervorquellen. Ach, es bedarf zum vollen Glücke einer solchen Stunde nicht einmal obcitirter Leckerbissen, auch der dubioseste Gemsbraten, der geschwefelteste Gumpoldskirchner und das gespritzteste „Marxer“ wird zu Ambrosia und Nektar und man verzeiht der bedenklichsten Cuba ihr brenzelich Aroma. Ich weiß, ich weiß . . .

Und ebenso weiß ich, daß es zu den gemüthlichsten Postulaten des gezähmten Citoyen der Wiener „Gründe“ gehört, an gewissen Tagen des Jahres, seien es die rothangestrichenen normalen oder die privaten Festtage oder bei besonderen exclusiv fröhlichen Anlässen mit seinem „Weiberl“ ein verläßlich Refectorium aufzusuchen, bei einer Flasche Wein ꝛc. in patriarchalischer Eintracht ein paar Stündchen zu verplaudern, d. h. Leid und Freud des gemeinsamen irdischen Joches zu besprechen. Aber derlei intime

Schmausereien, oft bescheidensten Kalibers, ereignen sich bei geordneter Familien-Wirthschaft eben nur ab und zu und bilden nicht die Regel der angenommenen Lebensweise, sind Ausnahmsfälle gegen die zu agitiren, namentlich wenn sie in ihren Gestionen sogar musterhaft verlaufen, nur die Mission des griesgrämigsten Murrkopfes wäre.

Gegen solche landesübliche Usancen richtet sich ja auch nicht meine Epistel. Ich sprach und spreche auch nur gegen die Seßhaftigkeit des Weibes im Wirthshause, gegen die Stabilität ihrer Anwesenheit bei sämmtlichen Trink- und oratorischen Schwelgereien, gegen den Abusus der allabendlichen Theilnahme und Mitwirkung der „züchtigen Mutter und Hausfrau" an jeglichem Gelage, gegen die Gewohnheitsmäßigkeit ihrer Gegenwart, gegen die förmliche Einbürgerung des Weibes in der Kneipe. Ich sprach und spreche nur gegen die Knappheit des Verkehres, dem die ehrenwertheste Gesponsin mit rücksichtslosesten und weinduseligsten Cumpanen preisgegeben, gegen die tolerirte Gesprächs-Allianz mit unverbürgtesten Charakteren, gegen die hierdurch angebahnte unvermeidliche Intimität mit jeder Art „Nachbarn", und gegen die Unachtsamkeit des leutseligen Herrn Gemahls hinsichtlich der möglichen Folgen allzu vertraulicher Genossenschaft mit professionellen — Spaßmachern. Welch' unangenehmer Ernst ist solch' leichtfertigen Scherzen oft in der Nähe, und welche Unlauterkeit der Gedanken brüten solch' eingeathmete Miasmen in manchem Köpfchen aus!

Und somit für diesmal genug. Hält man den Stoff meiner „Studie" für unwichtig und belächelt man mich, weil ich vor der „Influenz der Kneipe" auf das schwache Geschlecht so übereifrig gewarnt? Ich könnte zur Erhärtung meines Dogma's Dutzende wahrhaftigster Geschichten erzählen, aber — sie gleichen sich eine der andern und haben sammt und sonders denselben — fatalen Ausgang.

2.

Fresser und Säufer.

Es ist kein unappetitlicher Anblick, Einen, der mit gesundem Appetit begnadet, ein „hinteres Viertel Gansl“ mit vornehmer Gelassenheit und anatomisch richtig zerlegen, die saftigen, schön gebräunten Bissen mit graziös geschwungener Gabel zwischen die schwellenden Lippen führen und die Kauwerkzeuge in bedächtiger Ruhe und weihevoller Stimmung arbeiten zu sehen. Namentlich, wenn das fleischige Unterkinn von einer blendend weißen Serviette stylgemäß umrahmt ist. Aber es ist widerlich, bei einem heißhungerigen Nimmersatt den Zuschauer abgeben zu müssen, und Zeuge zu sein, wie der „Fraßwolf“ in blinder Gier binnen drei Minuten ein halbes Kilo „Theilsames“ verschlingt und seine Augen nebenbei auf ein „Bandel“ Knackwürste wirft, die sein Opfer in den nächsten fünf Minuten werden. Oft selbst mit „Haut und Haar“.

Und so ist es ohne Zweifel sogar anmuthend und anregend und einladend, dem Beispiele zu folgen, wenn der Aesthetiker der Trinkkunst ein Glas schäumenden, prickelnden Schwechaters, oder einen hübsch geschliffenen Seitelstutzen, gefüllt mit eisfrischem perlendem Mailberger erhebt, das blitzende Farbenspiel mit sinnigem, gedankenvollem Behagen betrachtet, und in wohlüberlegten Pausen und gemessenen Zügen von der edlen Gottesgabe schlürft. Wohlgemerkt: „schlürft“ und nicht, wie der Cyniker „plempert“. Denn der ungestüme Bierschlemmer und der tropfnasse Weinzecher und die plumpe Kuh bei der Tränke trinken so ziemlich nach eine Form — ich habe keine der drei Erscheinungen je bezaubernd gefunden.

Und auch die Scene war eher häßlich als lustig, als unlängst in ein Vorortegärtchen zwei junge Männer stürmten, mit einem Monstrepakete belastet, das, im Nu seiner papierenen Hülle entledigt, als ein riesiger Lammsbraten sich erwies, der einer ausgehungerten Hyäne genügt hätte, und der von den zwei Wütherichen auch hyänenmäßig behandelt, nämlich förmlich „zerrissen“ und in seinen Fleischfetzen verschlungen wurde. Dazu mehrere tüchtige „Scherzl“ Brod („Reanken“) und drei Liter „Heurigen“; Alles in der kurzen Spanne Zeit, während eine Ballerine eine Tasse „Schmankerl“ bei Demel löffelt und ein sie fixirender Attaché in Feuer und Flammen geräth.

Ein abscheuliches Bild. Das heißt, nicht jenes der versuchten „ehrbaren Annäherung“, sondern das der ungeschlachten Fresser. Ich mußte mich abwenden, damit mir „gut“ bleibe, denn sie kramten auch noch einen Ziegel Schwarzenberger Käse aus und — als Reserve — ein Dutzend hartgesottener Eier. Und das Ganze war nur ein flüchtiger „Jausen-Imbiß“. Wünsche wohl gespeist zu haben! Nun, das alte deutsche Sprichwort lautet: „Ein Vielfraß wird nicht geboren, er wird erst erzogen,“ und man kann's ja täglich und aller Orten sehen, was die „lieben Kleinen“ hinein zu „pampfen“ haben, zum Gaudium der „Herren Eltern“, die ordentlich stolz darauf sind, was der Tausendsassa Alles vertragen könne.

Die nächsten Folgen sind bekannt und nicht überraschend. Der zu abnormen Leistungen trainirte Magen des Freßkünstlers (das Gegenstück des liebenswürdigen Börne'schen „Eßkünstlers“ und des populären zierlichen table d'hôte-Majors“), wird immer Wunderbareres zu Stande bringen, bis er, wie ein wohlconditionirter Straußenmagen, auch Kieselsteine zu vertragen versteht (in den Dreißiger-Jahren gab ein klapperdürrer Mann dieses Meisterstück der Verdauungskunst in Vorstadt-Wirthshäusern allabendlich zum Besten), dennoch aber sich nie gesättigt fühlt. Man weiß, daß in den Militär-Erziehungshäusern mancher Novize, angeblich des „Wachsthums“ wegen, eine doppelte Brodportion zu fassen berechtigt ist, eine Uebung, der er auch später, als vollkommen ausgewachsener „Mann“, nicht untreu

wird und wobei er in seinen Forderungen auch ärztlicherseits unterstützt zu werden pflegt. Als noch Klampfl die „Stadt Belgrad" dirigirte, kam — es war Anfangs der Vierziger-Jahre — allabendlich ein italienischer Grenadier, wenn er dienstfrei war, in die Gaststube und wartete auf seine Mäcene, wohlhabende Bürger, die ihm seinen speciellen Gusto befriedigen halfen, der darin bestand, sich an — Salzbretzen satt zu essen. Er requirirte immer den ganzen Vorrath und aß seine dreißig, mitunter seine sechsunddreißig Stück, aber — satt war er, wie er feierlichst schwur, nie. Wer Baron Zedlitz, den gefeierten Dichter der „Todtenkränze" und Metternich'schen Leibschreiber, bei der „Mehlgrube" essen sah, bemerkte das Wort als Wahrwort bestätigt, daß „ein leerer Sack nicht stehen könne". Und er füllte den offiziösen Wanst auch noch mit delicatesten Specialitäten! Er fand übrigens auf dem vaterländischen Parnaß geübte Nachahmer (in forcirter Selbstfütterung), und ein Paar „in weitesten Kreisen zum Essen geladene" Musenmänner sind stabile Figuren in der Tageschronik witziger Feuilletonisten geblieben. Auch Br. Stift jun., der einstige Freiheitsapostel und spätere Betbruder und Spiritist, fraß wie ein vulgärer Drescher und benöthigte fünf-, sechserlei Fleischportionen zum Mittagstische, den er nachmals in drei — vier Locale verlegte, um mit seinen Bravouren nicht an einem Orte den Kellnern Anlaß zu indiscretem Gespötte zu geben. Was konnte ferners jener geistvolle, vor einigen Jahren verstorbene Wiener Publicist „vertragen", der, einmal bei Glaßbrenner zu Besuch, sich mit ehrlichstem Unwohlsein entschuldigte, und es als weiter nichts, als wie ein „Unpäßlichsein" zu betrachten bat, weil er nur sechzig Austern, eine Schüssel Hummer-Salat und drei Platten sonstiger Zugaben zu essen vermochte. Wäre er gesund gewesen, hätte er schon „ordentlich mitgethan". Und ein starker Esser war auch ein ebenfalls vor ein paar Jahren (im Armuth) verstorbener genialer Charakter-Komiker, der große Summen mit seinem ehernen Gebisse zermalmte, ganze Fechsungen und Ernten von Zuckererbsen verschlang, und Abends, bis das Backhuhn fertig, als „Entrée" einen Lungenbraten (mit Erdäpfeln) und zum „Dessert" zwei

Schweinskotelettes benöthigte, immer aber noch bereit war, ein completes „Spanferkel“ auf sich zu nehmen, wenn die „Saison“ (er schwärmte für „Erstlinge“) es gestattet hätte. Da ist ein beliebter Vereinsdilettant, der heute noch wirksam, nicht so wählerisch, er nimmt sieben Rostbraten und stochert sich nach dem letzten lächelnd die Zähne. Aber er gedeiht bei dieser Kost.

Das ist die Hauptsache. Als Kaiser Franz auf der Karolinenthor-Bastei einst einen dickbäuchigen Bettler sah, sprach er ihn an und meinte, es müsse ihm doch nicht so schlecht gehen, weil er so wohl genährt aussehe. Worauf der Vagant gefaßt replicirte: „Aber, mein Gott, mir schlagt halt das Bißl, was i krieg und was i hab, guat an; schau'n 's Ihnen an, Majestät, Sö hob'n do g'wiß Ihner Auskommen und können guat leb'n und sein do so mager, als ob's nur a Spitalsuppen z'essen hätten . . . d'Naturen sein nit gleich!“ Und der leutselige Monarch nickte und sagte: „Das ist auch wieder wahr!“ schenkte einen Zwanziger dem Strolch, der sich mit dem stereotypen: „Vergelt's Gott tausendmal, wer' fleißi beten!“ entfernte und den Nächstfolgenden anbettelte. Daß der Fürst, der wahrlich sein „Auskommen“ hatte, beispiellos mäßig lebte und gastronomische Extravaganzen und andere Schlemmereien nicht nur gründlich haßte, sondern seine gewohnte spartanische Diät bei keinen, selbst nicht den festlichsten Versuchungen, außer Acht ließ, schien der drastische Kritiker nicht zu berücksichtigen.

Kaiser Franz trank all sein Lebtag auch nur Wasser, sein prächtiges Schönbrunner Wasser, das ihm sogar auf seinen Reisen nachgeführt werden mußte. Dagegen gibt es wieder Leute, die Zeit ihres Lebens keinen Tropfen Wasser über ihre Lippen brachten, bei Wein und Bier und Schnaps aufwuchsen und dabei blieben bis an ihr seliges Ende, und mit dem Wasser überhaupt nur flüchtige Bekanntschaft machten, wenn sie sich — zuweilen wuschen. Als ich einst einen Hausmeister in einer westlichen Vorstadt um ein Glas Wasser für meine Buben bat, er es mir brummend gab und ich auch davon trank und — von einem tüchtigen Marsch etwas erschöpft — die Güte dieses herrlichen Nasses

lobte, sah mich der Mann — ein Ex-Deutschmeister — mit großen Augen an, schüttelte verwundert sein Haupt und sagte im geringschätzigsten Tone: „Mögli, daß's guat is . . . i trink kan's . . . nie . . . i mag a Wasser nit in Stiefel, vielweniger in mein' Mag'n!“ Das kernhafte Wort ging später in Volksmund über und wurde variirt auch von Fürst derbdrolligst oft citirt.

„Nur ka Wasser nit!“ Dieser Ansicht war auch ein Mann gebildeteren Standes, der angeblich ein Arzt, aber es (Gott sei Dank!) nicht nöthig hatte, es zu sein und der die meiste Zeit seines Lebens im Bierhause zum „Winter“ zubrachte, als noch der alte Obermayer — heute ein mehrfacher Millionär — selbstthätig zugriff und zutrug. Das ist wohl schon bald ein halb Jahrhundert, aber den „Bierkönig“ vergesse ich doch nicht und sehe ihn im Geiste noch immer in der Ecke beim Fenster sitzen, mit dem aufgedunsenen Gesichte, dem blonden Vollbarte und den verglasten Augen. Der Mann trank täglich „vor Tische“ siebzehn Halbe Märzen und kam „nach Tisch“ wieder und trank bis spät Abends oder vielmehr bis Mitternacht. Es war sein Stolz, darob angestaunt zu werden und wenn er seinen „Ehrennamen“ hörte und es sah, wie man mit Fingern nach ihm deutete, da blickte er vergnügt um sich. Er wurde endlich blöde und starb an der Wassersucht, in den „schönsten Jahren“.

Excessive Fresser und Säufer gab's zu allen Zeiten und in allen Zonen, und was die classischen Römer und Griechen und die edlen Ritter in Deutschlands diversen Gauen in diesem Punkte zu leisten vermochten, bringt der entnervte, vielfach geschwächte Nachwuchs gar nicht mehr zu Wege. Trotz aller Mühe und Ausdauer und Anstrengung. Ich erzählte schon einmal von einem Wiener Gewerbsmanne, der „zum Gabelfrühstück“ fünfundvierzig (freilich gespritzte) Pfiff Wein brauchte; wie ich nachmals erfuhr, kam das Unausweichliche über ihn, das Delirium tremens; er wurde an das Bett gegurtet, schrie, daß man es Häuser weit hörte, und soff — da er nichts Anderes mehr erhaschen konnte, aus dem Gefäße — das unter dem Bette stand. Als er verendete, lebte seine Familie neu auf und besteht heute noch im gesicherten Wohlstande.

Der Matador unter allen Trinkern, die persönlich kennen zu ernen ich je selbst das Mißvergnügen hatte, war doch der Schuster Kern, ein kleines Männchen, das in den Zwanziger-Jahren auf er Mariahilferstraße im rückwärtigen Trakte eines Hauses wohnte, o Taglang's Gasthaus war. Kern genoß in Wien das Renommée, „einen Eimer Bier auf einen Sitz" trinken zu önnen und producirte dies, wenn ihm „die Geschichte" gezahlt urde, mehrmals im Monate, und selbst in der Woche. Er begann m 9 Uhr Früh und war um 9 Uhr Abends fertig. Das Bier urde in Zwei-Maß-Zimenten vor ihn hingestellt, woraus er sich ein Krügelglas füllte.

Und so kam auch eines Morgens ein lustiger Kauz in die Schänke, gefolgt von einigen Freunden und erkundigte sich um den Schuster. Der aber saß schon da und trank. „Sind Sie der Herr Kern?" frug der Fremde. „Zu dienen!" war die Antwort. Ist es wahr, daß Sie einen Eimer Bier auf einen Sitz zu trinken vermögen?" — „Wann's der Herr zahlt, mit Vergnügen!" — „Wie viel haben Sie heute schon getrunken?" — „Ich hab' i'r nur a Halbe hergeb'n lassen, weil i heut arbeiten soll, aber um Biertrinken hab' i schon Zeit, die Arbeit lauft m'r nit davon!" — „Sind Sie heute aufgelegt zu einem Eimer?" — „Immer!" — „Wann glauben Sie fertig zu sein damit?" Der Schuster nachrechnend): „Jetzt hab'n m'r a Viertelstund unnöthi verplauscht, as Lackl da muß i a no austrinken . . . bis halber Zehne auf Nacht hab' i'n g'liefert!" — „Gut; ich selbst habe keine Zeit, ier zu bleiben, um die Sache zu überwachen, aber meine zwei reunde, die bei der Wette mitinteressirt sind, werden als Richter ungiren. Abends werde ich nachsehen. Herr Wirth, geben Sie errn Kern einen Eimer Bier, hier ist das Geld, und nun ute Verrichtung!" — „Schönsten Dank,' schaffen's ein ander's Mal!"

Und Kern setzte sich in Positur, und die zwei Censoren begaben sich an seine Seite und verbuchten jedes vertrunkene Quantum. Abends nach neun Uhr erschien der Spender und erkundigte sich, wie es gehe. „Gut! Is bald aus, schon die letzte Pitschen!"

Und die Heldenthat, bei der den zwei Zusehern verzweifelt zu Muthe wurde, war um halb zehn Uhr glücklich verrichtet. Der Mann war genau und kannte sich.

Nun aber geschah das Unglaublichste. Kern stand auf, bedankte sich bei seinem Wohlthäter, sagte jedoch zum Wirthe: „Herr Taglang! Schauen's, was 's heut' schon wieder für a gut's G'schäft mit mir g'macht hab'n; in der Fruh hab' i m'r selber a Halbe kauft, ein' Eimer hat der Herr da zahlt — jetzt könnten's do a Halbe umsonst d'rauf gebn! Was?" Entsetzen ergriff alle Anwesenden und fast tonlos erwidert: der Wirth: „Wann Sie's no trinken können, meintweg'n!" „Warum denn nit?" schrie Kern in lustigster Stimmung, „aber die trag' i m'r hintri zum Schlafengeh'n . . . und um die Meinigen muß i mi jo a wieder einmal umschau'n! Allseits gute Nacht," Und er ging mit dem gefüllten Halbglas aufrecht und festen Schrittes durch den langen Hof zu den „Seinen", trank die „Halbe" allein und stieg ohne Beihilfe ins Bett. Als aber Kern, dessen Ruf nunmehr in gewissen Kreisen gesichert war, von einem Rudel Hetzbrüder für eine Reihe von Wetten förmlich engagirt wurde, da verließ ihn schon in der nächsten Woche sein Stern. Er wählte einen „unglücklichen Tag", fühlte sich ohne rechten „Stimulus" und trank beinahe verdrossen. Da sank er urplötzlich — es war nach der einundzwanzigsten Maß lautlos unter den Tisch und hatte aufgehört zu sein. Ein würdiges Ende!

„Ein schöner Tod!" rief Einer, als sein Intimus bei einem Petersdorfer Ausflug in der Atmosphäre des „Heurigen" von der Bank fiel und ohne zu röcheln verschieden war. „Wenn mich unser Herrgott gern hat, laßt er mich auch so sterben!" sprach der Ueberlebende, trank den Rest des Weines, trocknete sich die Augen, die des Freundes wegen feucht geworden, und besorgte den Transport der Leiche. Und der liebe Herrgott hatte den Anderen auch „gern", er ließ ihn nach einem kurzen Jährchen in ähnlicher Weise sterben, leider nur in ähnlicher, denn es traf ihn vor der Wirthshausthüre der Schlag. Dieses nette Dioskuren-Paar war aus zwei Wiener Patriziern gebildet, die sich vom

Geschäfte zurückgezogen und ihre alten Tage „in Ruhe“ genießen wollten. Beim Heurigen! Als ich dem bekannten Historiker und Mosler-Vertilger Dr. Herbert Pernice, von welchem der liebliche Spruch existirt: „der Mensch kann mitunter zu viel, aber nie genug trinken“, von dem letzterwähnten Säufer-Duo einst bei Streitberger erzählte und meine Glossen dazu machte, wurde er heftig und behauptete, es sei auch der „schönste Tod“, der rechte Trinker müsse, wie der Soldat auf dem Schlachtfelde, in der Weinstube sterben. Ich glaube, er selbst endete minder heldenhaft.

So gibt es denn allerlei Passionen und Leidenschaften, und man muß deshalb auch von jener Race sprechen, welcher der Bauch und die Gurgel die wichtigsten Factoren in ihrem Erdendasein sind. Aber wir vertragen nicht mehr viel. Jene Heroen des Appetits, wie Dr. Spielmann, der täglich einen completen Speißzettel „durchaß“ und auf diese Art seine zwei Graben-Häuser „veraß,“ oder der bekannte journalistische Badearzt, der beim „Lothringen“ allabendlich sieben und zwanzig harte Eier gelassen verspeiste, gehören bereits zu den Raritäten. Kaum, daß es noch Einer auf sechs Flaschen Heidsick bei Sacher oder auf vierzehn Viertel „Alten“ bei Hannetschläger in Nußdorf, oder auf zwölf Krügel Schwechater beim Hirschen im Prater bringt. Und so sind auch, wie gesagt, die „starken Esser“ weniger geworden und die es noch sind, „arbeiten“ lieber im Verborgenen und produciren sich nur mehr selten coram populo. Man fängt an, sich zu geniren und vielleicht ist dies just die richtige Medicin gegen die garstige Krankheit. Schaudert einmal Einem vor sich selbst, ist er schon auf dem Wege der Besserung. So sah ich im Jahre 1868, nach Schluß des Schützenfestes, einen der lustigsten Heilungsversuche, den ein Fiaker (mit einem unaussprechlichen Spitznamen), der als „Mordfresser“ notificirt war, an sich selbst geübt. Es war beim berühmten „Musteressen“ und der fidele Kampel wettete, fünfundzwanzig Knödel (sein Leibgericht) ohne „Muckser hinabzubringen“. Doch schon nach dem vierundzwanzigsten hatte er genug, war des „Spasses“ überdrüssig,

nahm den fünfundzwanzigsten Knödel zornig aus der Schüssel, „haute ihn um die Erde“ und rief: „Gar is's! Mir grauſt! I zahl das ganze G'fraßt, weil i d'Wett' verlor'n hab und i thur's a mein Leben nimmer, weil's — a Schand is!“ „Und von Bravo hallt' die Gegend wieder!“ —

3.

Quartaltrinker.

ch weiß recht gut, daß man die Species anders nennt, näm-
lich: „Quartalſäufer“, wie man ja auch nur einen
fer“-Wahnſinn und keinen „Trinker“-Wahnſinn kennt:
s abermalige Ueberſchrift für eine „Studie“ klang mir
ort nun doch zu derb, zu roh und ich wählte das glimpf-
das — anſtändigere, mit dem Vorbehalte, im Verlaufe
xtes die richtige und gang und gäbe Bezeichnung gebrauchen
ſen. Alſo: Vom „Quartalſäufer“.

ch kannte Mehrere der unglückſeligen, bedauernswerthen
die nicht auf dem Wiener Boden allein zu finden, vielmehr
nderwärts, und zwar juſt in civiliſirten Regionen gedeiht,
uch nur — den Göttern ſei dafür Dank! — ſtets in
ſchen Exemplaren, was die Gattung eben zur Specialität,
rität macht.

s gibt Trunkenbolde, die jahraus jahrein nicht nüchtern
, von einem „Duſel“ in den andern fallen, oder eigentlich
ufhörlicher „Benebelung“ ſich befinden, ſo daß man ſie als
hnungsfähig betrachtet und ſich von den verthierten Unhol-
t Ekel abwendet. Die Branntweinſchenken geben die Muſter
ein Blick in ſolche Spelunken, ein Blick auf ſolche ſchlotte-
rlumpte und zerfetzte, farblos ſchmutzige Geſtalten, die mit
ten, von Bleiringen eingefaßten Augen, bleichen, abgezehrten
n, aber kupferrothen, ins Bläuliche ſpielenden Naſen ſich
ren, auf den ſchmierigen Bänken in fuſeligſter Atmoſphäre
ungern, bewußtlos ins Nichts ſtieren, unverſtändliches Zeug
und dabei mit dem ſchlappen Arm mühſelig ihre „Penta-

gramme“ in der Luft zeichnend — — wir eilen vorüber, uns mit dem Gedanken tröstend, daß die Krisis ja doch bald eintreten und das Scheusal hinter Schloß und Riegel kommen werde, bis — der Secirtisch das Letzte besorgt.

Auch in kleinern Bier- und Weinkneipen vor den Linien oder in entlegenern Straßen und Seitengäßchen der äußersten Gründe und Bezirke, wo herabgekommene Geschäftsleute, brotlose „Artisten“, havarirte Literaten, vacirende Kellner und jene unclassificirbaren „dunklen Existenzen“, an denen eine Großstadt nie Mangel, im Gegentheile den bedenklichsten Vorrath hat, ihr „Flüssiges“ zu sich zu nehmen pflegen, kann der Beobachter markante Figuren bemerken: Verzweifelnde, die da angeblich ihr Leid und ihr Elend vertrinken und vergessen wollen, oder leichtsinniges Pack, das in seiner Arbeitsscheu und Trinkgier bereits am Punkte zum Niedergang begriffen, an eine Umkehr nicht denken will oder nicht mehr zu denken vermag; Leute, die das bescheidenste Fünkchen Ehrgefühls verloren, ihre Scham unter gleichgeartetem Gelichter längst eingebüßt, die parat sind, sich bis auf's Hemd pfänden zu lassen, um — delogirt — über die Hartherzigkeit der Welt zu raisonniren und das „neuche Unglück“ ebenfalls im „Marker“ zu ersticken. „Trinken m'r no ein' Liter, Spezi!“ rief neulich in Ottakring ein gänzlich deroutirter Handwerker seinem Cumpan zu, „der „Arimathäa-Verein“ begrabt uns ja do umsunst, so hab'n die Uns'rigen kein' Kreuzer auf d'Leich' ausz'geben!“ Und sie tranken weiter, obwohl Jeder schon taumelte. Als ich kurz darauf im „Asyl für Obdachlose“ eine kurze Einschau hielt, schnürte es mir die Brust zusammen, so „Höllen-Breughelisch“ war die Scene. Die armen Kinder! Unbewußt des fürchterlichen Schicksals, das sie getroffen, krochen sie halbnackt auf dem Estrich umher und spielten mit Steinchen oder Papierstreifen. Die Weiber saßen an den Wänden, in Gugeln gehüllt, den Kopf in die Brust gesenkt, nachdenkend, brütend oder starr und stumpfsinnig vor sich hinglotzend. Ein Mann, um dessen Fuß ein zweijährig Mädchen den Arm schlang und das lächelnd zu seinem verkommenen Vater — einem Verlornen — emporblickte, trat auf mich zu und lispelte halblaut: „Schenken's m'r a paar

Kreuzer!" — „Auf was?" — „Auf ein' Schnaps! I hab' heunt no kein' Tropfen trunken! Auf Ehr' und Seligkeit!" An Weib und Kind dachte er auch jetzt noch nicht! . . .

Mit all' diesem versumpften menschlichen Abschaum, diesen professionellen Säufern hat der „Quartalsäufer" nicht das Mindeste gemein. Zehn Monate im Jahre nüchtern, solid, arbeitstüchtig, verläßlich, anständig und ehrliebend, wird er urplötzlich, sobald es ihn „packt", und für Tage und Wochen ein anderer Mensch. Eine unsichtbare, eine unerklärliche, eine teuflische Macht zerrt ihn hinweg aus dem gewohnten Kreise, läßt ihn auf seinen Ruf, auf seine Pflichten, auf seine Zukunft, auf das ihm sonst Heiligste, auf seine lieben Angehörigen, vergessen, und ihn, den gebildeten Menschen, den Reinlichkeit und Mäßigkeit und Ordnung liebenden, friedfertigen Pedanten zum unvernünftigen, reißenden Thiere werden, das sich mit den abscheulichsten Strolchen vielleicht um die Wette im Schlamme wüstesten Saufgelages wälzt; oder sie stempelt ihn zum welt- und menschenscheuen Monomanisten, der sich in die Einsamkeit flüchtet und in sicherer Abgeschiedenheit, in einem fernen Kellerwinkel, bei einem ungefährlichen Leitgeber zu trinken beginnt, und trinkt und trinkt, bis der Paroxysmus wieder vorüber. Dann kehrt er heim, beschämt und kleinlaut, zitternd und abgemattet, wie nach einer knapp überstandenen schweren Todeskrankheit. Ein fürchterliches Uebel, das zum Mitleid auffordert und das uns den von dem häßlichen Leiden Befallenen nicht einmal hassenswerth macht, da er förmlich willenlos dem lauernden Dämon zur Beute geworden und demnächst abermals zum Opfer wird! Denn der „Quartalsäufer" ist nicht zu heilen; der Anfall kehrt wie Fieberschauer immer und immer wieder zurück, bis der durch die häufigen Katastrophen in seinem innersten Organismus Zerstörte der Auflösung, dem errettenden Ende entgegensieht. Delirium tremens ist heilbar. Mädchen, Frauen, Jünglinge, reife und greise Männer kannte ich, die an „Säuferwahnsinn" litten und durch eine energische, aber rationelle Cur für den Rest ihrer Lebenszeit von dem Fluche dieser Krankheit befreit wurden, und zwar so gründlich und positiv, daß

sie schon die Nennung eines geistigen Getränkes mit Abscheu erfüllt. Nie kommt über ihre Lippen mehr ein Tropfen dieses „Giftes“. Der Quartalsäufer hat ähnliche Inclinationen und perhorrescirt während seines gesunden Interregnums mit aller Entschiedenheit, daß man von ihm verlange, nur ein Gläschen von dem Unheilstranke zu leeren. Nicht, daß er fürchtet, den Satan, der ihn so oft ins Verderben brachte, frevelnd zu wecken, er hat natürlichen Widerwillen gegen Alles, was Wein und Bier heißt. Wacker hält er monatelang aus und bleibt ohne Anstrengung, ohne Selbstfolter bei seinem löblichen Grundsatze. Da bricht unversehens das alte Uebel los und der Unglückliche ist wieder auf Wochen für die Gesellschaft verloren.

Ich mag nicht Namen nennen, obwohl mir eine ganze Serie bekanntester Persönlichkeiten — auch aus den Kreisen der Kunst und Wissenschaft — zu Gebote stände, um abschreckende Beispiele anführen zu können. Welcher Jammer in mancher Familie, wenn der „Papa“ wieder — „krank“ geworden! Welche Mittel wurden aufgeboten, um eine Flucht des „unruhig Gewordenen“ zu verhindern oder den Flüchtling, ohne ärgerliches Aufsehen zu erregen, heim zu bringen. Welche Schweiggelder verschlang das Dienstbotenvolk, und welche häusliche Jammergeschichten schwatzte es dennoch aus! „Der gnä' Herr hat schon wieder sein' Quartal-Rausch g'habt; hat schöne Sachen ang'richt; die Gnädige und die Fräul'n raufen si' d'Haar aus über die Schand', wann's epper unter die Leut' kommet. Aber i sag' ka Wort, weil's mi nix angeht!“ Wie oft hörte ich solch' vertrauliche Geständnisse aus „treuem“ Domestikenmunde! . . . .

Und dennoch muß ich, so trübselig der Stoff meiner Betrachtung im Allgemeinen auch ist, heute noch herzinnig lachen, wenn ich zweier Exemplare aus dieser Branche sonderbarer Leidenden gedenke, die ich vor etlichen vierzig Jahren kennen lernte, als ich im „spanischen Bock“ des Kanzleilebens saß und gar merkwürdige Käuze, wahrhafte Originale — noch aus der alten Beamten-

Anfang des Jahrhunderts stammend — in wunder-

und Gebräuchen sich still und geräuschlos um mich

chattenbilder bewegen sah. Es waren Friedensjahre und Geschäft" ging wie eine Maschine seinen ungestörten Gang. isterte Einer für das ganze Haus und pappte „Schild'ln" ascikel und Foliobücher; dort radirte ein Anderer tagsüber, als Virtuos in diesem Fache bekannt, von allen Hilfsbedürf- n solcher Beziehung um seine Unterstützung angefleht wurde; ritte besorgte Tabakmischungen für die Collegen, und der reinigte alte Protokolle von Streusand und Staub. Die ahl arbeitete aber thatsächlich und ehrlich und gewissenhaft atte bei der minutiösesten Umständlichkeit und Weitwendigkeit Kreuzer-Verrechnung von Hunderten Millionen Gulden, auch h Kopf und Augen und Hände anzustrengen. Namentlich es zwei Männer in vorgerückten Jahren, die mir ihres s und ihrer Schweigsamkeit wegen auffielen. Sie hatten chtigsten Zweige des Cassen-Ressorts anvertraut und ent- n sie ihrer Aufgabe stets zur klaglosen Zufriedenheit ihres Kein Wort kam während der Amtsstunden aus dem Munde Unermüdlichen, ich hörte nur ihre Federn kratzen oder zeit- ihre Döschen knarren. Zwei Muster-Beamte. Ja, Alle so wären, man käme mit der Hälfte des Status aus! So dachte und sagte ich während der ersten beiden Monate bureaukratischen Noviciats. Mein Nachbar lächelte und lte den Kopf. Was war ihm nicht recht? Meine bewundernde nnung dieser beiden Vorbilder würdiger Staatsdiener? Kann lensch in solcher Stellung noch mehr leisten, als diese zwei nen des Hauptbuches, diese Helden auf den Schlachtfeldern und zehnzifferiger Colonnen? Fragend sah ich den erfahre- pessimistischen Sitznachbar an, der aber schwieg und sagte ur erst später auf der Gasse: „Sind ja zwei Quartal- r, werden bald etwas erleben!" Ich war stumm vor Schreck. ublich. . . .

Bei Dionysos und Gambrinus! Schon nach vierzehn Tagen ich das Wunder schauen. Plötzlich fehlte eines Morgens der Dioskuren an seinem Amtstische. Der Rath machte denkliches Gesicht und schritt mit großen Schritten im Zimmer

auf und ab. Eine unheimliche Stille herrschte in dem muffigen Raum, in welchem außer dem Knistern des Papieres kein anderer Laut zu hören. Endlich trat der Vorstand — ein humaner Mann — zu dem grauhaarigen Collegen des Abgängigen und frug mit gedämpfter Stimme: „Sie, lieber P . . . ., der R. fehlt schon wieder; wissen Sie etwas Näheres von ihm?" — „Herr Rath, ich weiß diesmal gar nichts!" Damit hatte die Unterredung ihr Ende gefunden und Jeder arbeitete wortlos seinen Partikel weiter.

Am nächsten Tage dieselbe Scene, doch wird sie bald lärmend unterbrochen. Schon um halb 9 Uhr Morgens wird die Thür aufgerissen und ein zwanzigjähriges, bildschönes Frauenzimmer stürmt in aufgeregtem Zustande herein und jammert: „Der Vater ist schon wieder fort! Die Mutter ist der Verzweiflung nahe! Herr P . . . ., wissen Sie etwas vom Vater? Ich beschwöre Sie, es uns zu sagen!" Darauf der Angesprochene in feierlichem Ernste: „Ich weiß diesmal nichts, verehrtes Fräulein!" So lief sie denn weinend davon.

Eine peinliche Affaire. Alle litten wir unter dem Eindrucke des Gehörten und Gesehenen, am meisten besorgt war jedoch der Leiter der Abtheilung, der Niemandem schaden wollte und befürchten mußte, daß diese wiederholt eingetretenen . . . „Mißfälle" endlich denn doch zur Kenntniß der höheren Stellen kommen könnten, was dem Betreffenden trotz seiner ansonst ausgezeichneten dreißigjährigen Dienstleistung unzweifelhaft im Nu die ex otto-Pensionirung zugezogen hätte. So versuchte also der Rath — dieselbe Geschichte war ja schon, wie man mir gestand, zwanzigmal da — nochmals, aus dem verschlossenen Intimus des Vermißten etwas herauszubringen. „Sagte er gar nichts zu Ihnen?" — „Gar nichts!" — „So muß ich die Anzeige machen." Und er faltete das Papier und begann zu schreiben.

Warum wird P., der Gefragte, nun plötzlich todtenbleich und rasch feuerroth im Gesicht? Warum funkeln nun so diabolisch seine Augen? Warum zittern seine Hände und warum ist er auf einmal nicht mehr im Stande fortzuarbeiten? Der Schweiß tritt ihm an die Stirne . . . er legt die Feder bei Seite, greift nach Hut und

Stock und ſtammelt ein verlegenes: „Ich will's verſuchen und will nachſehen!“ — „Schön von Ihnen, aber kommen Sie bald zurück!“

Und nun beginnt die traurige Angelegenheit eine komiſche Seite zu zeigen und wird für die Eingeweihten aus dem Drama beinahe eine drollige Burleske. O Freundſchaft! Was haſt du für edle Thaten ſchon verrichtet, wenn zwei gleichgeſtimmte Seelen ſich gefunden und zum unlösbaren Bunde ſich vereinten! Aber was waren Caſtor und Pollux, was Achilles und Patroklus, was Oreſt und Pylades, was David und Jonathan, was Carlos und Poſa gegen die edlen Alliirten P. und R., wovon nun Einer den Andern ſuchen ging? Ja, wußte denn der Forſcher, wo der Vermißte zu finden? Hatte er denn eine Ahnung, in welchem Winkel des weiten Erdballs er ſich verſteckt habe? Oder ging er auf's Geradewohl aus und verließ ſich auf ſeinen Spürſinn und etwas Glück? Ach, wie einfach war die Löſung des Räthels, daß — Einer den Andern jedesmal richtig aufgeſtöbert!

Wie geſagt, arbeitete Jeder der beiden Verſchworenen monatelang ruhig und unverdroſſen, bis der Eine eines ſchönen Tages dem Andern, während er ein Contobuch zur Eintragung einer Poſt ihm vorlegte, ins Ohr raunte: „In Flandorf ſoll er heuer gut ſein!“ Baſta! Kein Wort weiter; keine Silbe der Entgegnung, man ſchwieg wie das Grab, bis — das oben geſchilderte Ereigniß eintrat und der „Wiſſende“ nach Flandorf, ein andermal nach Ziſtersdorf, oder nach Wolkersdorf, oder nach Stammersdorf, oder nach Strebersdorf, oder wo „er“ überhaupt gerade „gut“ war, pilgerte, um den Deſerteur aufzuſtöbern. Und richtig ſaß er dort in der Ecke und — ſoff ſtill in ſich hinein. Welch' Wiederfinden! Welch' thränenreiche Umarmung! Welche tiefempfundene Küſſe! Und nun machten ſie ſich erſt bequem, ſetzten ſich neben einander und ſangen das ſchöne Lied, ein Bischen variirt:

„Ich hab' einen Kameraden,
Einen beſſern find' ich nit!“

und — ſoffen vereint, zwei Tage, drei Tage, vier und fünf Tage, bis der Hauer, ihrer überdrüſſig, ſie packte, auf einen mit

4.

Der letzte Gast.

Wer könnte das lustige Bild der „Fliegenden Blätter“ je vergessen, wenn er es damals lachend beschaute, wo ein echter, dickbäuchiger baierischer Bier-Philister allein und nachdenklich vor seinem Krug sitzt und, während im Hintergrunde die schlaftrunkenen Mägde gähnend und überdrüssig die Geschirre ausschwenken, er vor sich hinmurmelt: „Jetzt is 's Zwölfe, da trink i no a Maßl und nachher — geh i no lang nit furt.“ Der letzte Gast! Wie lästig er dem armen, geschundenen, „hundsmüden“ Dienstpersonale ist! Wie er allabendlich gefürchtet wird! Kümmert's ihn? Fällt ihm nicht ein, sich um die Leute zu scheren. Er bleibt, so lange es ihm beliebt. Immer als Letzter . . . .

Der Beruf des „Zeitungsmenschen“ bringt es mit sich, daß er meist erst um jene mitternächtige Stunde zu einem flüchtigen Imbiß und einem stärkenden erfrischenden Schluck gelangen kann, wenn die übrigen sich normal benehmenden Zeitgenossen mit ihrem Vesperbrod und ihrem gewohnten Trankopfer längst fertig geworden und im Heimwege auf der Suche nach ihren häuslichen Pfühlen begriffen sind. Da stürmt Unsereiner noch rasch in eine gastliche Schenke, verschlingt wie eine Wüsten-Hyäne oder ein Steppen-Wolf was vorräthig und was zu finden, gießt sich hinter die Cravate ein „gespritztes Achtel“ oder ein Glas „Pils“, bezeichnet im Nu die Zeche und eilt fort. Der Garçon ist in solchen Fällen häufig mitleidiger als wir es selbst mit uns sind und meint begütigend: „Warum tummeln's Ihner denn gar so? Is a no Zeit! Wird ja no nit g'sperrt! Sitzt ja der no da!“ Man sieht sich um, also nicht ganz allein? Nicht der Einzige und Letzte? In der Ecke dort ist wirklich noch ein Gast — mutterseelenallein

— man fände demnach noch Gesellschaft, könnte ein Gespräch beginnen und hätte Zeit, einen Dopelliter zu trinken, bis sich der Compagnon entfernte, aber — man geht lieber und läßt dem lallenden Zecher den Ruhm, der „letzte Gast" zu sein. Seine Studien jedoch kann man an derlei Exemplaren — den „Wirthshaus-Spätlingen" — machen.

Sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. Das heißt je nach der Gattung, denn der Biertrinker und der Weintrinker sind himmelweit von einander unterschieden. Der angetrunkene „Bier-Plemperer" wird, nach dem Charakter des von ihm massenhaft vertilgten Stoffes, schließlich langweilig, faul, schlapp, schläfrig und stammelt in abgerissenen, unzusammenhängenden Sätzen nur mehr unverständliches, confuses Zeug. Er fühlt sogar, daß er des Guten mehr als genug gethan und daß es die höchste Zeit wäre, nach sieben- und achtstündigem Sitzen auf harter Bank, in rauchvoller, dicker, erstickender Atmosphäre und nach übermäßigster Durchtränkung seines „innern Ich", sich endlich zu erheben und heim zu wanken. Aber er ist, wie es im wirthshäuslichen Jäger-Latein heißt, ein „Pickan", er kommt nicht vom Flecke, er kann sich von der liebgewordenen, angewöhnten Stelle seines Trink-Asyls nicht trennen, es überkommt ihn bereits jene fatalste Stimmung des perfecten Zechers, die die Fachgelehrten dieser Wissenschaft „die durstlose Ueberdrüssigkeit" oder auch „den Ueberdruß der Durstlosigkeit" (ein entsetzlicher Zustand, ärger als der heftigste Fieberdurst!) nennen; er betrachtet das halbgefüllte, schaumlose Krügel mit einer Art von Widerwillen und er ist nahe daran, vor dem „Gesöffe" Ekel und Abscheu zu empfinden. Trotzdem leert er den Rest, zuckt die Achseln in die Höhe, seufzt ein paarmal recht hörbar, schüttelt den Kopf hin und her, brummt Einiges in den Bart, schläft vielleicht eine Stunde, wird wieder wach und frisch und heiter und — ruft dann: „Karl! Noch ein's! Aber kein' Hansel! Es kommt jetzt 's letzte!" Ach, es ist noch immer nicht das letzte. Die Scene wiederholt sich sogar.

Dennoch ist der Biertrinker, im Ganzen genommen, friedfertiger Natur. Er sucht, wenn er das zuträgliche Maß auch über-

schritten, keine Händel, er beginnt keinen Streit, keine Stänkereien, ihm ist nur darum zu thun, Anlaß und Gelegenheit zu finden — so lange als überhaupt möglich im Wirthshause zu bleiben. Es zwingt ihn zu solchem Verlangen nicht die Furcht vor Hader mit einer ehelichen Xantippe, kein häusliches Kindergeschrei erwartet ihn, es nöthigt ihn nichts hier zum Ausharren bis „Schluß des Locales", es animirt ihn kein anregender Discurs mit vernünftigen Personen, es verführt ihn nicht die Anwesenheit einer schmucken Kellnerin, kein beabsichtigtes, verabredetes „Techtelmechtel" mit der Aufschreiberin oder der drallen Mehlspeisköchin, mit der nach Feierabend zu schäkern wäre. Nichts von alledem! Eine unbekannte, undefinirbare Macht bannt ihn mit unlöslichem Zauber in den schmierigen Winkel; die Kellnerbuben räumen ab, sie ziehen ihm das Tischtuch weg, sie nehmen ihm Feuerzeug und Untertasse behufs Reinigung, der Hausknecht erscheint mit dem Kehrbesen und der Wasserkanne, man bespritzt seine Beinkleider und fegt den Unrath auf seine Füße, er ist Jedermann im Wege und hört die deutlichsten Anspielungen, aber — er bleibt. Man öffnet Thüren und Fenster, der Zugwind soll ihn vertreiben, er bedeckt sich nur; der bissige Haus- und Wachthund wird von der Kette losgelassen, er ist mit einem Sprunge im Zimmer und beschnuppert den Gast, der Mühe hat, die Bestie abzuwehren, dennoch bleibt er noch, beginnt vielmehr, da der Wirth mit der Addition der „Tafelrechnung" und des Küchenbuches beschäftigt, ihn auf die buntesten Fragen keiner Antwort würdigt, mit dem „Vice" ein Gespräch und erzählt diesem seine Erlebnisse beim Vogelfang und seine Abenteuer beim Fischen in der Donau, in der Enns, in der Mürz, in der March. Da schlägt es 2 Uhr und man dreht die letzte Gasflamme ihm vor der Nase ab. So erhebt er sich denn, aber nicht, um schon zu gehen; er hält vorerst beim Wirthe am Schenktische, zündet sich an dem flackernden Kerzenstummel eine frische Cigarre an und fragt, ob nicht „ausnahmsweise" ein „Stamperl" Slibowitz zu haben wäre. Auch das wird dem Quälgeist bewilligt; er nippt, er kostet, nickt zufrieden und findet nun die passendste Ver-

anlassung, seine Kenntnisse im Punkte der „Schnäpse“ des Langen und Breiten kundzugeben und namentlich auf den merkbaren Unterschied zwischen Oberösterreicher, Croatischen und Syrmier Slibowitz hinzuweisen. Ob noch ein zweites Gläschen zu haben wäre? Man murrt, aber man gibt es ihm, denn man will den „täglichen Gast“ durch eine Verweigerung nicht „beleidigen“. Nun aber ist's Ernst; das stark decolletirte Dienstpersonale schlüpft in seine schmalen Truhen, der Wirth nimmt den Leuchter, rasselt mit dem Schlüsselbund und gibt somit das Zeichen zum wirklichen Aufbruch, zum thatsächlichen Finale. Schweren Herzens trennt sich der Exmittirte von dem gemüthlichen Stamm-Locale, aber da schon einmal geschieden werden muß, so sei es in Gottesnamen!

Es ist also gelungen, ihn vor der Thür zu sehen, in deren Schloß der Wirth den Schlüssel steckt, und es beginnt das Abschiednehmen: „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht! Kommen's gut nach Hauf'!“ Ein Blick nach oben zeigt dem Scheidenden den Himmel in reinster Sternenpracht; weichherzig und für das Schöne und Erhabene nicht unempfindlich, ergreift ihn das herrliche Bild im selben Momente mit wunderbarer Macht, er deutet gerührt nach dem Firmamente und sagt zum Wirth, der eben schließen will: „Ein' Augenblick noch, Herr Haagen! Da schauen's 'nauf; is das a Nacht! Was? Wie's den Sirius heut' wieder sauber putzt hab'n! Was? Oder is's die Venus? Na, der Jupiter is's, scheint m'r . . . . warten's, wir's gleich hab'n: da is der große Bär und das is der kleine Bär; dort der Uranus, die Jungfrau, die Zwilling' — i kenn's ja no alle von da Schul' aus, nur möcht' i wissen, ob das der Sirius is? Was glauben Sie, Herr Gastgeber?“ Dieser replicirt kurz und bündig: „Ich kenn' mich nur unt' im Keller, aber nit dort oben aus; dafür glaubet ich, daß ma schlafen geh'n sollt'n . . . is eh bald Drei!“ — „Was, so spät schon? Da kann m'r seg'n, wie die Zeit g'schwind vergeht! Nu gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“ Und die Thür fällt ins Schloß und die Riegel werden vorgeschoben. „Is das a Arbeit, kann weiter z'bringen! Und alle Nacht dieselbe G'schicht! er nur gar nit mehr kommet! Ich verbrenn' ja mehr Gas, als

das ich an ihm verdien'! Und d'Leut müssen a aufbleiben! Wegen in' einzigen Gast! Gar kein Einseg'n hat so ein Mensch!" Mit diesem Entrüstungs-Monologe geht der Wirth zu Bette, und der Andere dankt, wenn er nicht noch ein Café mit seinem Besuche erschreckt, nach Hause, um am nächsten Abende die gewohnte Weise fortzusetzen.

Nicht so lammsfromm gibt sich sein College und Rivale im „nächtlichen Aufbleiben", der heißblütigere Weintrinker. Von Natur aus lebhaften Temperaments, wird er mit jedem „Viertel" oder „Achtel", das er in langen Zügen verständniß- und weihevoll schlürft, wärmer und wärmer, bis er sich selbst in jene Siedhitze gebracht, wo es für die Umgebung nicht räthlich ist, ihm zu widersprechen oder überhaupt einer andern Meinung zu sein, was ihn, den passionirten Krakehler, allsogleich in die Höhe brächte. Und so geschieht es auch trotz aller Vorsicht der Uebrigen; der Disput wird heftiger, der Streit ist fertig, der Lärm ein unerquicklicher. Die Vernünftigen entfernen sich und lassen den ungeberdigen Störefried allein. Allein! Das ist ja eigentlich die Würze seines Seins! Allein, bei einem guten Tropfen, allein mit seinen Gedanken und Träumereien, wird aus dem rauhen Stänkerer und hartköpfigen, wigen Widerpart der sattsam bekannte wortkarge „stille Zecher", der nun seine melancholischen Anwandlungen bekommt, Reue über ein voriges ungestümes Benehmen empfindet, gute Vorsätze hegt und in dieser geläuterten Stimmung sich — ein Flasche vom „Bessern" vergönnt, da man ja doch nicht wisse, wie lange man noch in diesem miserablen Erden-Paradiese fortvegetire. Die „Vergänglichkeit alles Irdischen" ist das Lieblingsthema seiner Betrachtungen, wenn — diese in die Zeit zwischen 12 und 1 Uhr Nachts fallen. Nun erinnert er sich auch alter Freunde, die es längst überstanden; er gedenkt mit Rührung so manches treuen Cumpanen, mit dem er angestoßen auf „ewige Bruderschaft"! Wo sind sie Alle, die braven Kerle, die famosen Trinker, die treuen Aushalter an seiner Seite? Dahin! Dahin! Das Gefühl übermannt ihn, der Wein kommt in schweren Tropfen aus seinen Augen zurück und perlt in das Glas. Sei es den Todten gebracht! „Franz! Geben Sie noch eine her!"

Doch dieser sentimentale Zustand hält nicht lange an, die Krisis ist bald überstanden, der Feuerstrom in seinen Adern beginnt zu rumoren, er schlägt mit der Faust auf den Tisch und begehrt den Wirth zu sprechen. „Was ist's, Herr Zett, warum sitzt man heute um diese Zeit schon allein bei Ihnen? Ich möchte noch eine kleine „Erlauer" haben, bleiben Sie da bei mir und plaudern wir Eins!"

Der arme Zett! Er hat den Kopf voll von einem genialen Weinkauf und soll nun das Gesalbader des schwerzüngigen Schwätzers anhören und sogar Rede und Antwort geben. Und so kommen im barockesten Wirrwarr die Gebrechen der Hochquellen-Leitung, die Last der indirecten Steuern, das Wahlrecht der Fünf-Gulden-Männer, die Contributionen des ersten Napoleon, die Frostschäden der Osterwoche, Bismarck's Arbeiterversorgungs-Programm, der Petroleum-Zoll, die antisemitische Bewegung, die Unverläßlichkeit der Gasmesser, der Rathhauskeller, das Würfelpflaster und hundert andere Dinge aufs Tapet, die der Plauderer nur berührt, um den Discurs in Fluß zu erhalten und — in der traulichen Nische sitzen bleiben zu können. Der letzte Gast! . . . .

Es muß doch ein eigenes Wonnegefühl sein, im Wirthshause so lange bleiben zu können, als es Einem beliebt, oder doch wenigstens bis an die äußerste Grenze der erlaubten Möglichkeit! Ich kannte einen Mann, der ebenfalls an der Krankheit litt, aus der Kneipe nicht wegzukommen, und der deshalb ein specielles Kunststück in Anwendung brachte, um doch einen zweiten Mitschuldigen zu haben. Sobald das Local sich zu leeren begann und Einer nach dem Andern sich entfernte, faßte er den Vorletzten — der Letzte war immer er selbst — scharf ins Auge und winkte ihm, dem Wildfremden, wie grüßend zu. Dann hob er das Glas gegen das Licht, that eine zustimmende Kopfbeugung, trank, schnalzte zufrieden mit der Zunge und machte so halblaut die Glosse: „Delicat! Wirklich Nektar!" Der Andere, dem Sinn und Zweck und Absicht dieses taktischen Manövers unbekannt, blinzelte herüber und frug endlich den Garçon, welche Sorte jener Herr trinke? „Nußberger 68er. Wird sehr gelobt!" — „So bringen Sie mir auch eine

Bouteille!“ Und der pfiffige Stratege sah seinen geheimen Plan belohnt, er hatte einen „Mitsitzenden“ erobert, einen Gefangenen gemacht. So tranken denn Beide mit vereinten Kräften fort, bis — die Mußstunde schlug.

Uebrigens haben die eigentliche Qual mit diesen „klebrigen Nachtvögeln“ die Cafetiers auszufechten, an welche die arge Zumuthung gestellt wird, eines „kleinen Schwarzen“ wegen in Geduld abzuwarten, wann es dem Zauberer gefällig sei, endlich sein Heim aufzusuchen. Der letzte Gast! Eine verrufene Erscheinung; in der Bierkneipe langweilig, in der Weinstube bedenklich, im Café unausstehlich! Gehaßt und gefürchtet ist jede der drei Species — Gott behüte Einen vor solch' abschreckendem Leumund. Da ist's doch noch honoriger, das Renommée zu genießen, täglich früh Morgens der — erste Gast zu sein.

Ein Tröpferl noch! Warum sind alle „Patres Kellermeister“ so — liebenswürdige Männer?! Ich habe auf meinen bunten Kreuz- und Querzügen mit diversen Würdenträgern und Functionären in solch heiligen Räumen verkehrt, habe die Schatzkammern besichtigt und von überaus freundlichen Cicerone's die erbetenen Auskünfte bereitwilligst erhalten; ich habe in den Bibliotheken nach seltenen Ausgaben Virgil's und Horaz' gestöbert, ja selbst nach uncastrirten Classikern, und man zeigte mir in loyaler Courtoisie die deliciösesten Exemplare. Die mineralogischen, entomologischen, numismatischen und sonstigen Cabinete durchwanderte ich, und an meiner Seite hatte ich einen gelehrten Herrn in schwarzem oder weißem Habit, der nicht müde wurde, mir die Raritäten und Kostbarkeiten der Collection zu erklären, aber — jene sympathische Verschmelzung oft divergirender Naturen, jenes seelische Verständniß für unausgesprochene Wünsche, jenen errathenden Blick der geheimsten Gedanken, und das rasche Eingehen auf leicht hingeworfene, forschende Bemerkungen fand ich doch nur, und zwar in Nord und Süd, in Ost und West bei dem — jeweiligen „Pater Kellermeister“, wenn endlich dieser Mann der exacten Wissenschaft herantrat und meine instructiven Rundgänge mit dem elektrisirenden Aviso zum schönen Abschluß brachte: „Nun müssen Sie aber auch unserer Kellerwirthschaft ein Paar Augenblicke schenken!“ — „Ein Paar Augenblicke nur, hochwürdigster Mann? Ich will an Ihrer Seite bleiben, bis die Ewigkeit grau wird!“

Und dann gings durch weite hallende Gänge, Eisengitter schlossen sich vor uns auf und fielen rasselnd zurück in ihre Angeln; immer fort — an den schön getünchten Wänden die blutbedeckten Conterfei's legalster Märtyrer — ich grüßte sie schaudernd und lobte Gott den Herrn ob der milden Wandlung der Zeiten — noch eine Thüre, auch sie öffnet sich und wir standen vor einer mächtigen Eichenpforte. Warum fühle ich's wie beben in meinen Gliedern? Warum pocht mein Herz und glüht meine Zunge? Unsichtbare Genien umflattern mich, und süße, würzige Düfte steigen aus dem dunklen Abgrund empor. Balsamische Kühle labt vorahnend mir Stirn und Wangen und Schläfe, und alle Wohlgerüche —

nicht Arabien's sondern Bisamberg's, Oberretzbach's, Perchtolds-dorf's, Merkenstein's u. s. w. senden ihren Willkomm mir viel-verheißend entgegen! . . . „Nur behutsam! Es sind zweiundzwanzig Stufen — bitte acht zu geben — es geht um die Ecke — reichen Sie mir die Hand — so, da sind wir. Wir brauchen keinen Küfer. Wir bleiben allein!" — Allein! Allein mit ihm! Hört Ihr's, Ihr Ewigen? . . .

„Wie Sie sehen, sind unsere Keller nicht übermäßig groß: wir haben auch keine kostbaren Weine — nur Mittelgut — Seine bischöflichen Gnaden halten dafür, daß — was meinen Sie, wohin diese Thur führt? Zu ein paar kleinen Nebenkellern — es sind einige Sorten, die . . . . bitte, wollen Sie mir hieher folgen. Diese Fässer sind für den „Haustrunk" des Stiftes. Wollen Sie versuchen? Ein Tröpfchen nur. Ganz leichter Landwein. Läßt sich übrigens wässern, wer ihn wässern will. — Hier ist eine etwas bessere Qualität. Für Gäste, die uns an hohen Feiertagen beehren, und auch sonst. Bitte zu versuchen. Weidlinger 34er. Noch etwas gefällig? Das hier ist Pfaffstädter 68er. Der mundet schon ausgezeichnet. Nicht wahr? Das ist des Herrn Pater Kämmerer Lieblingswein. Schmeckt vortrefflich! Was? Ein Tröpfchen noch! Ja? Nun, wie's beliebt! — Das hier ist Maurer. Alt. Sehr alt. Ein Geschenk von einer hohen Dame. Fast wie Tessertwein. Nicht wahr? Diese Reihe hier ist Mailberg, und diese Gumpoldskirchen. Gefällig? Das große Mittelfaß ist ebenfalls ein frommes Legat. Nun geben Sie auf den Unter-schied acht zwischen zwei Jahrgängen. Das ist 52er. Bitte ihn eine Secunde lang auf der Zunge zu behalten — so. Und nun hier 57er. Was sagen Sie dazu? Wie Veilchen, nicht wahr? Ein prächtiger Tropfen. War anfänglich unterschätzt. Würde heute hundertzwanzig Gulden kosten. — Auch der Bockfließer hier ist nur für Kenner. Bitte. Der erste Schluck befremdet. Nicht wahr? Nun versuchen Sie nochmal. Was? He! Nun?"

„Wir kommen nun zu den Rothen. Hier Höbesbrunn. Wir bekamen ihn damals billig. Wie finden Sie ihn? Herb? Das ist eben der Charakter der Rothweine. — Was Sie hier sehen,

ist Schrattenthaler. Wird zuweilen auch nicht recht gewürdigt, ist aber doch ein Capitalwein. Bitte! Nur, daß Sie ihn kennen lernen! — Das hier ist Vöslau. Sie suchen einen Platz zum Niedersetzen? Hier, wenn ich bitten darf. Wollen Sie nur ganz ruhig bleiben. Ich werde Ihnen die Probe schon bringen . . . So. Bitte. Ist sehr beliebt. Der Abt von N. wollte uns 84 fl. bieten, leider ist unser Vorrath so gering, daß wir auf den freundlichen Antrag nicht gut eingehen konnten. Herrscht seitdem eine kleine Verstimmung . . . Noch ein Tropfen gefällig? . . .

Wollen Sie mir Ihre Hand geben, bitte, zwei Stufen nach aufwärts. Nur fest aufgetreten! Im Freien wird's dann schon besser. So, geht ja vortrefflich — bitte sich nicht anzustoßen. Hier ist eine Bank, wenn's gefällig ist. —

Wir sind nun in Ungarn und Siebenbürgen. Nach Steiermark und Tirol kommen wir auf dem Rückwege. Eine Flasche Brauneberger sollten wir übrigens auch noch versuchen — oder ist vielleicht Oppenheimer gefällig? Goldberg 65! Gar nichts mehr? Aber wir dürfen doch mindestens den Ujhelyer hier, weil wir ihm schon eine Visite abgestattet, nicht kränken. Neusiedler würde Ihnen jetzt nicht mehr munden. Sonst nicht übel. Also hier ein Gläschen aus der edlen Hegyalja, das ist die wahre Gottesgabe! Was? . . . Ich verstehe Sie nicht — bitte lauter zu sprechen — fehlt Ihnen etwas? Nichts? Also ein Tröpfchen noch gefällig? . . ."

Ach, wie ruht sich's so kühl im dunklen Klostergarten, auf moosbedeckter Steinbank, beschattet von duftigen Lindenbäumen, die ihre Büthen auf mein Haupt schütten. Lustige Träume umgaukeln mich. Auf bäumendem Rosse durchfliege ich Ungarns Steppen, ich halte vor den Mauern Tokay's und fordere die Stadt zur Uebergabe auf. Statt des Bürgermeisters erscheint der Kellermeister, in Gestalt meines ehrwürdigen Paters, und bringt auf rothsammtnen, von Weinlaub umkränzten Kissen einen Bund Schlüssel, die sämmtliche Keller der Abteien und Stifte des gemeinsamen theuren Vaterlandes öffnen würden. Ich lange nach ihnen, ich halte sie in freudig zitternder Hand und schwöre in längerer Rede mit all

meinen Partei- und Gesinnungsgenossen dafür einzustehen, daß „geistliche Güter nicht besteuert werden dürfen!“ Da schwebt aus lichten Höhen Semele's goldlockiger Sohn herab und credenzt aus funkelndem Pocale mir echten „Nachtigaller.“ Ich schlürfe in langen Zügen und fühle das flüssige Feuer meine Adern durchtoben. „Noch ein Tröpferl gefällig?“ lispelt Dionysos — ich aber stammle: „Da—da—danke, für heute gen—ug!“ Ach, mein armer Kopf! — — —

IV.

Wiener Arten und Unarten.

1.

Altwiener Weltnarrethei'n.

„Schlecht's G'ſpiel, was a Kind nit g'freut!" Unter „ſchlecht" iſt wohl „dumm" zu verſtehen, und das Sprichwort will ohne Zweifel ſagen, daß es eigentlich gar nichts gebe, an dem ein Kind in ſeiner Einfalt und Genügſamkeit ſich nicht ergötzen würde. Da aber manche Menſchen bis in ihr hohes Alter — Kinder bleiben, ſo paßt der Lehrſatz auch für erwachſene Leute, allerdings für eine beſondere Species.

Wenn der ſchonungsloſeſte Kritiker Neſtroy ſein bereits citirtes: „Glückliche Leut', hab'n zu ſo was a Zeit!" ſang, ſo lachte das ganze Haus und vielleicht am meiſten die damit Betroffenen. Ich ärgerte mich über dieſen unpolitiſchen Vorwurf, den der anſonſt genialſte Kenner „Wien's und der Wiener" einer ſpecifiſchen Gattung von „Zeittödtern" machte und konnte nicht begreifen, wie ein ſolch weiſer Mann es unbegreiflich finden könne, daß gewiſſe Menſchen ſich nur mit — Albernheiten beſchäftigen. Ich war im Gegentheile immer froh, wenn dieſe Sorte, in richtiger Werthſchätzung des eigenen Ichs, ſich in ſolch angemeſſenen Grenzen hielt und nur „zeitvertreibende" Dummheiten trieb, anſtatt bei welterſchütternden Fragen dummes Zeug — zu reden. Was mußte ich in den neuen Aeren bei wichtigen Anläſſen, wenn das „Pfahlbürgerthum" plötzlich warm wurde und ſeine oratoriſchen Beiträge in die Debatte warf, nicht Alles anhören, und wie ſehnte ich mich in ſolch' entſetzlichen Augenblicken nach der glücklichen Zeit zurück, wo die bezeichnete Gattung mit ihrer Bierweisheit nicht zu brilliren ſuchte und, ob auch der Erdball in Flammen ſtand, ſich um weiter nichts kümmerte, als

das übliche Pensum „Zeit“ am Stammtische mit allerlei „Hetzen“ — todtzuschlagen! Gescheidter wird die Sorte nicht, also lasse man sie bei ihren gewohnten und unschädlichen Juxversuchen.

Denn nur die leidige Neuzeit mit ihren „verflixten Zeitungsblatt'ln“ brachte den echten und rechten Spießer aus seinen ererbten Gewohnheiten. Einst war es ihm thatsächlich „Pomad“, ob Ypsilanti siege, ob Louis Philipp sich erhalte, oder ob Mehemed Ali's Schöpfung eine Zukunft habe. Das heilig gehaltene Dogma: „Mir können's eh nit ändern!“, der goldene Lehrsatz: „Sie wer'n's schon machen!“ und die glückliche Lebensregel: „Nur ka Traurigkeit g'spür' n lassen!“ waren nicht nur die Grundpfeiler der socialen Ordnung überhaupt, sie galten auch bei jedem Einzelnen als die Muster schutzzeichen einer tadellosen Gesinnung. „Uns fragt ka Mensch, ob's uns recht is, kümmern m'r uns also nit um fremde Angelegenheiten und — unterhalten m'r uns lieber!“ Mit dieser offenen Willensmeinung kam man damals ungestört und ungetrübt und unbehelligt ein ganzes Menschenalter aus . . .

„Unterhalten m'r uns lieber!“ Das klang so bescheiden, war aber doch leichter gesagt, als gethan. Allabendlich genau um dieselbe Zeit, an demselben Ort, dieselben Menschen und immer und immer wieder mit denselben Späßen, Einfällen und „Sprücheln“, das mußte bei aller geistigen Genügsamkeit der Synedristen allmälig doch monoton werden, vorausgesetzt, daß nicht der Eine oder der Andere eine „Mordhetz“ mit der Aufschreiberin, oder mit einem „Pomeranzenbub'n“, oder mit einem „Böhmaken“ am nächsten Tische, oder einem jüdischen Hausirer in petto hatte. Sonst ging's so ziemlich stets im gleichen Geleise. Die „Tapper“ stritten, oder lachten und wer verloren hatte, mußte so und so viel Maß zahlen. Die trank man unter johlender Verhöhnung der „Patzer“ und der Abend war ausgefüllt. Morgen kam man wieder.

So ging's wohl Decennien lang und die „dicksten Freundschaften“ blieben aufrecht. Da fuhr plötzlich der Wettteufel in dieses harmlose Völkchen. Zuerst die Kraftproben. Lebenier und andere Athleten producirten sich damals in den verschie-

denen Arenen bei De Bach, Conſtant, Peterka ꝛc. und gaben den Wienern viel zu reden. Man ſtritt hin und her und nannte ein Kunſtwerk kindleicht, was der Andere für unbeſchreiblich hielt. „Der Vorth'l is All's!“ lautete die Haupt-Parole und nun begann die Recitation der ſcheinbaren „Unmöglichkeiten“. Funkelnden Auges lauſchte man. „Wer hebt den Seſſel unt' beim Fuß mit ein Arm' in d'Höh? Fünf Maß zahl i gegen Eine!“ Man lachte. „Das wird do ka Hexerei ſein?“ Und Einer nach dem Anderen probirte, Keinem gelang es ganz regelrecht; Wein gab's dafür in Menge. Erhitzt erhob ſich nun ein muskulöſer Fleiſchhauer und wettete zehn Maß, daß er den Seſſel ſogar dann emporhebe, ſelbſt wenn der „Klampferer“ darauf ſitzen bliebe. Großes Erſtaunen. Die Wette wird angenommen, der Fleiſcher zieht den Rock aus, nimmt einen Schluck, ſpuckt in die rechte Hand, faßt den Stuhl mit nerviger Fauſt am unterſten Fußende, ein Ruck — und der „Klampferer“ thront in der Luft. Welch ein Spektakel! Die Kunde von der gelungenen Heldenthat dringt in den nächſten Tagen in ſämmtliche Bezirke und bald ſieht man während der Abendſtunden in den Vorſtadt-Schwemmen die Seſſel nur mehr in der Nähe des Plafonds ſchweben. Es gab allerlei Malheur, ſogar ernſte Unfälle, aber noch mehr Wettwein.

„Das is Alles nix!“ ruft dann nach einiger Zeit, als ſich Wien über dieſe Force-Tour genügend ausgeſprochen, ein uniformirter Bürger, der ſoeben von dem Leichenbegängniß eines „Waffenbruders“ zurückgekehrt und auf eine Halbe „G'miſchts“ in der Stammkneipe vorſpricht — „das is Alles nix! Aber 's G'wehr beim Bankanet aufheb'n, das ſoll Einer probir'n! Zwa Maß gegen Eine!“ Man drängt ſich ſpöttelnd herbei und verſucht. Es geht nicht. Wuth, Aerger und Gelächter. „Ein' Vierteleimer gegen a Halbe!“ ſchreit ein Schottenfelder Bürger. „Gilt!“ Dem hitzigen Kämpen gelingt es aber nicht, worauf der Schuſter kalten Blutes ſich zu ſeinem am Boden liegenden „Schießprügel“ neigt, die Bajonnetſpitze mit Daumen und Zeigefinger erfaßt, die Zähne über einander beißt und — das Gewehr auf den Tiſch legt. Triumph! Der Vierteleimer kommt nach.

Die Gewehrproductionen wurden und sogar mit erschwerenden Variatonen en vogue. Nach jeder Ausrückung folgten die Bajonnet-Bravouren mit obligatem Wein- und Bier-Pönale. Was wurde damals in Wetten vertrunken! Aber — „das is Alles nix!“ rief nach einiger Zeit schon wieder ein neuerer Kraft-Apostel: „Da schaut's her! Wer macht m'r das nach: Ein voll'n Seitelstutzen zehn Minuten lang mit ausg'streckten Arm in der Luft halten! Was gilt die Wett?“ Die Sache schien eine Spielerei; Jeder trug sich an, die Wenigsten blieben Sieger. Mancher vermochte das Glas nur 2 bis 3 Minuten lang in der vorgeschriebenen Weise zu halten, stieß es unwillig auf den Tisch und bekannte sich lachend oder verstimmt zur Strafe. In welches Locale man trat, man sah meist nur horizontal ausgestreckte Arme, zitternd, mit überfließenden Gläsern. Die Wirthe und Graf Sedlnitzky waren beruhigt.

Aber auch dieser Sport kam außer Mode, nur das Wetten und — Disputiren nicht. Letzteres freilich nur über ungefährliche Stoffe. „Aber so spät!“ rief man dem Eintretenden, der als „Vierter“ schon längst erwartet wurde, vorwurfsvoll entgegen, worauf der Gerügte sich mit den Worten entschuldigte: „No, i hab ja im Kaffeehaus g'sagt, daß i früher no am Rennweg gehn muß. Is ja a Eselsweg bis zu der „Schützen“. — „No, wie weit is's denn, bis da übri? Keine zweitausend Schritt!“ lautete die Replik. „Was, zweitausend Schritt!“ schrie im Uebermaß des Aergers der Apostrophirte, „ja zehntausend, aber keine zweitausend!“ — „Oho!“ hieß es nun im Kreise der Ankläger, „höchstens fünftausend, hin und zurück!“ „Was, fünftausend, hin und zurück? Was gilt's, daß's mehr als zehntausend sein?“ „Ein' Eimer zahl i!“ brüllte ein dreistöckiger Hausherr, „ein' Eimer gegen fünf Maß!“ „Gilt!“ — Und die Gesellschaft erhob sich, machte den Marsch nach dem Rennweg bis zur „Schützen“, zählte die Schritte und kam nach einer Stunde zurück, streitend und wüthend, weil man über die Zahl doch nicht einig geworden, da schon beim achten Hundert Einer behauptete, es wären erst sieben Hundert, welche Meinungsdifferenz sich sogar bei den Tausendern wiederholte, weshalb die Wette, unter heftigstem Geschrei für heute als

unentschieden erklärt wurde und man beschloß, schließlich den Weg am nächsten Abend nochmals zu machen, aber unter Mitnahme von Erbsen, von denen ein unparteiischer Richter nach jedem gezählten Hundert eine in einen andern Sack stecken mußte! Diese Wetten mit Gehübungen wurden lange und mit Leidenschaft cultivirt; man stritt und wettete über alle möglichen Distanzen und bei den arglosesten Geschichten und Redewendungen, und controlirte stante pede den — Lügner, wie den ehrlichsten Erzähler. Man wettete, wie weit es von der Zieglergasse in die Grohgasse sei, ob die Strecke von der Lerchenfelder- bis zur Matzleinsdorfer-Linie länger sei, als die von der Mariahilfer- zur Tabor-Linie. Man wettete, ob es vom Schmelzer Friedhof bis zum „Tischlerkreuz" so weit, als von diesem zur „Riesin" nach Breitensee sei. Man wettete über den Umfang des Bürgerspitales, Trattnerhofes und Freihauses und umging noch Nachts die drei Streitobjecte u. s. w.

So wurde man mit den Abenden fertig. War man doch sogar froh, wenn der Zufall es fügte, in das Einerlei des Beisammensitzens ein derlei animirendes Turney zu bringen. Als man das einigermaßen doch ermüdende Wettgehen satt hatte, verfiel man plötzlich wieder auf „physikalische" Kraftproben. Es wurden, um auch den Nachwuchs staunen zu machen, neuerdings volle Gläser in der Luft gehalten, Balance-Uebungen mit dem rechten Fuß versucht, wobei die linke Seite des Körpers fest und regungslos an die Wand gedrückt sein mußte; man wettete über die Kraft und Ausdauer der Arme, wenn sie senkrecht ausgestreckt wären und was der lehrreichen Einfälle mehr sind.

Die Behauptung eines findigen Kopfes jedoch, daß es zu den größten Schwierigkeiten gehöre, zwei, wenn auch geringfügige Lasten, wie beispielsweise zwei Ziegelsteine, mit senkrecht ausgestreckten Armen eine gewisse (nur kurze) Strecke zu tragen, verursachte den einstimmigsten Unglauben. Niemand zweifelte an der Leichtigkeit der Ausführung. „Nur probiren!" meinte der Proponent und — ich erzähle eine Historie aus meinem Bezirke — schlug vor, die Sache schon deshalb sogleich zu versuchen, als sich die beste Gelegenheit dazu darbiete, indem in derselben Gasse,

ungefähr dreihundert Schritte entfernt, ein Haus im Bau begriffen sei und daselbst Ziegelsteine in Masse abgeladen lägen. Alles billigte den Vorschlag und fand ihn sogar sehr natürlich, ohne dabei durch die beabsichtigte „Enttragung fremden Eigenthums“ an eine prosaische Defraudation oder gar einen brutalen Diebstahl zu denken. Es war ja nur ein Jux.

So schritt man denn, obwohl es schon Mitternacht, con amore zur That. Die Gesellschaft erhob sich und wanderte, nachdem der Preis der Wette vorerst genau fixirt war, nach dem Ziegelplatz. Jeder nahm seine zwei Steine, und zwar nach Vorschrift zwischen Daumen und Zeigefinger in die stramme, abwärts gesenkte Hand und trabte fort, um die corpora delicti, wie es ausgemacht, auf den Tisch des Hauses, das heißt auf den Wirthshaustisch niederzulegen, wo der Preisrichter, aus einem gewaltigen Ulmer dampfend, erwartungsvoll saß. Aber schon nach wenigen Schritten erlahmte oder ermattete der Eine oder der Andere; diesem entfiel ein Stein, worauf er den zweiten auch wegwarf, der Nächste schleppte die Lasten keuchend und schweißtriefend nur bis zur Wirthshausthür, wo sie ihm von selbst entsanken; der Dritte kam zwar bis an das Ziel, dort aber verließen ihn die Kräfte und war es ihm nicht mehr möglich, die Steine mit den erschlafften Armen bis zur Tischhöhe zu heben, auch ihm entfielen sie, und nur vielleicht der Vierte und Fünfte brachte die Belegstücke seiner Sehnen- und Muskelkraft unversehrt und regelrecht an Ort und Stelle, wo er sie allerdings etwas unsanft hinschmiß und wie gerädert in seine belederte Ecke sank. Hei, was wurde nun getrunken! Und wie sah es nach solchen Experimenten vor und in der Wirthsstube aus! Welche Ziegeltrümmer lagen da allseits umher ...

Das ging so eine Woche fort. Es wurde in jenem Kreise von nichts Anderem mehr gesprochen, als von „Hebkraft“ und von „Tragkraft“. Wenn ich Nachts durch die Straße heimwärts ging, begegnete ich ganze Trupps meiner theueren Grundgenossen, welche sich lachend oder fluchend mit den Ziegelsteinen abschleppten. Die ganze Strecke entlang war mit Bruchstücken der mißlungenen Wettversuche wie besäet und ich

iß nicht, in welche Ausdehnung die neueste Liebhaberei noch fallen wäre, hätte ihr nicht das unerbittliche Fatum in Gestalt s biederen Poliers Woditschka energischest den Garaus ge- icht. Besagter Rächer seiner Ehre trat nämlich, nachdem der ektakel schon zur höchsten Blüthe gediehen, eines Tages, oder lmehr in einer sternenhellen Nacht urplötzlich, wie Peter der oße inmitten der zitternden Strelitzen, in den Kreis der Misse- iter und donnerte folgenden Fluch: „Hab ich endlich derwischt nutzige Diebsgesindel, elendige, was se acht Tag lang schon egel schnipft, ganze Wagen voll! Hab ich glaubt, sein se kecke hrbuben, miserabliche, was machen Spaßetl dalkerte mit Pulier we, ehrliche, derweil sein alte Rauberbande! Gleich mmen mit mir auf Pulizei und in Kriminal! Marsch, vur- rts, sunst schrei ich um Patrul!“ —

Selbstverständlich beruhigte und beschwichtigte man den ge- hterweise Erzürnten, man zahlte ihm hundert Ziegel, die bei n Privat-Sport wohl d'raufgegangen sein mochten und lud ihn , ein Glas Wein mitzutrinken, was „Vater Woditschka,“ ilich erst nach einigem Sträuben, schließlich denn auch that, rauf man noch bis 2 Uhr Morgens fröhlichst beisammen blieb, ht ohne neue Versuche anzustellen: welche Hand früher ermatte, e, welche eine volle Maßflasche, oder jene, welche einen Ziegel- in ausgestreckt hält?

Was gab es damals für Wettspäße und mit welch' tiefsinnigen lotria's vertrieb man sich die obligaten Wirthshausstunden! lückliche Leut! Hab'n zu so was a Zeit!“ Nun ja, ich weiß, weiß . . . Aber vielleicht amüsirte sich der contemplative Zu- auer bei solchen idyllischen Spielen doch noch besser, als heute stumme Zuhörer, wenn „Gevatter Schneider und Handschuh- cher“ etwa über die schlaue Orient-Politik des Grafen Andrassy, er über die strategischen Pläne des Ranko Alimpics debattiren, und ch stundenlangem Wortgefechte doch wieder zu der historischen shilfs-Phrase kommen: „Lassen m'r's, wie's geht, mir können's nit ändern!“ Ist's da nicht lustiger, wenn die Leute mit einem ärrischen“ Krainer „Grad oder Ungrad“ spielen? Ich denke . . .

ɔsen in einer und derselben Kunst, die Repräsentanten des schun-
igsten Egoismus. Nur „Etwas umsonst", sei es dies
ɔer das und sei's die winzigste Kleinigkeit, heißt ihr Lebensprincip.
nd da sind die sogenannt „zahmen" oder „genügsamen" und
ɔescheidenen" Sendlinge dieser Profan-Wissenschaft auch noch
ie unausstehlichsten. Der eine kommt regelmäßig, aber auch
mmer, wie er bei seiner Ehre schwört, „zufällig" zur Dessert-
ɔer zur Kaffeestunde, um eine nichtige Frage an uns zu
chten, oder in plumper Heuchelei sich um unser Befinden oder
as unserer „lieben Angehörigen" zu erkundigen. Wie entzückt
as diese auf die Minute berechnete Aufmerksamkeit des Bieder-
annes, der auch rasch an unserer Seite Platz nimmt, vom Wetter
zählt und nach der Thür schielt, ob die Magd Tellerchen und
Lesser oder die Tasse für den geehrten Ankömmling bringt. Sie
ringt es und man bietet ihm das Wenige an. Er deprecirt zwar
ftigst, läßt sich aber auf inständiges Zureden und Bitten der
rau des Hauses schließlich erweichen und — greift zu. Wohl
komm's!

Andere, wenn sie auch nicht an unsern Mahlzeiten „redlich"
participiren den Plan hegen (oder den Appetit haben), verstehen
eder andere Gelegenheiten zu ihrem Vortheile beim Schopf zu
fen; sie beehren uns in unserer Loge und zwar schon um 1/4 8 Uhr
verbleiben darin bis zum letzten Fallen des Vorhanges. Oder
lassen ein aufrichtiges Faible für unsern sechssitzigen Landauer
ken, der für sie immer noch ein Plätzchen hat, wenn sie ihren
flug (gleichfalls „zufällig") gerade nach jenem Punkte dirigiren,
in wir zu fahren beabsichtigen. Denn diese Gilde ist un-
indlich und unberechenbar in ihren jeweiligen Zwecken, Zielen,
schen und Bedürfnissen.

Und so gehören hieher auch jene ungenirten perpetuirlichen
ten, welche als „Utensilien-Schmarotzer" bekannt,
ie uns einmal um einen Reisepelz und Fußsack nebst Revol-
as anderemal um unsere Bolzbüchse oder um einen Plaid,
Koffer, eine Handtasche, einen Feldstecher, eine Bussole, den
r und die einschlägige Alpenkarte u. s. w. „treuherzigst" und

in rührender Zuversicht „anzugehen“ — mitunter auch zu beschwindeln — die Stirne haben. Machte doch Einer dieser Branche erst in der jüngsten Pfingstwoche die ganz richtige Bemerkung, als er sich für den „Hochschwab“ und die „Veitsch“ mit fremder Rüstung, d. h. mit gepumpter Lodenjoppe, lederner Kniehose, genagelten Bergschuhen und Stachelstock touristisch-ferm ausstaffirte: „Wer wird so thöricht sein, sich solches Zeug um theures Geld anzuschaffen, wenn es „Freunde“ gibt, die es besitzen und es im Bedarfsfalle mit Vergnügen uns leihen!“ Mit „Vergnügen!“ Woher der Schäker das weiß?

Doch von all' diesen Specialisten der Gesammtgruppe, diesen Spielarten der Hauptrace, wollte ich hier eigentlich gar nicht sprechen, wenigstens nicht so summarisch, da sie besonderer Studien und ausgeführter Porträts werth wären. Ich hatte eine andere Sorte im Auge, die bei längerer und aufmerksamer Betrachtung fast unser Mitleid rege macht: den „Wirthshaus-Schmarotzer“, der unter den Schutzmarken: „Geduldet“ — „Ausgehalten“ — „Mitgenommen“ — „Abgefertigt“ sein Dasein kümmerlich-lustig fristet, bis das Pfründnerhaus ihm zum Schluß-Asyle wird. Wie viele Existenzen stehen im Banne dieses „Pentagramms der — Noth!“

Es sind meist ebenfalls „Herabgekommene“, die einst bessere Tage gesehen, die in Reichthum, Glanz und Ruhm gelebt oder mindestens in der „Gesellschaft“, respective in ihren Kreisen eine geachtete Position eingenommen; die in den abendlichen Cirkeln, sei es im Salon, sei es am Stammtische der angesehensten Ehrengäste und Grund-Honoratioren, vielleicht sogar den Ton angegeben, um die man sich schaarte und deren Worten man begierig lauschte. Das währte jahrelang, bis Krisen und Katastrophen, Krankheiten und andere Unfälle über sie hereinbrachen und es mit ihnen allmälig, zuweilen auch rapid, „bergab“ ging. Die Fluth des Lebens warf ihre Barke an den Sand, da liegt sie leck und — unreparirbar. Wer kümmert sich um das Wrack? Einige Freunde erbarmen sich des Schiffbrüchigen und geben ihm mitleidsvoll oder weil sie an ihn gewöhnt sind und ihn nicht entbehren wollen, die

thige Atzung. So wird er Pensionär der weiland Genossen nes entschwundenen Glückes, was in vulgärer Sprache heißt: an läßt ihn *mitessen*, *mittrinken*, man „*hält ihn aus*". ach Uebereinkommen mit den Uebrigen.

Nehmen wir, die gefallenen und nun soutenirten Ex-Größen s höhern Regionen beiseite lassend, die Exempel aus gewöhnhen Sphären, die unsern Augen näher liegen und wo wir die iguren deutlicher erkennen.

Da sind Theater-Angehörige, mitunter Celebritäten von — emals, die aber ihre Stimme verloren oder die gichtkrank geworn oder sonst an einem Gedächtniß- oder Leibesgebreste laboriren e, engagementslos, ohne Sparpfennig, auf Collecten angewiesen, d in ihren vielen freien Stunden bei gewesenen persönlichen önnern oder notorischen Theater-Mäcenen überhaupt anzuklopfen legen, um, wenn vorgelassen, mit thränenden Augen, zitternder timme, und die Hand auf die wogende Brust gedrückt, von den engen Anordnungen ihres Arztes zu declamiren, wie der Besuch s Heilbades *Hall* oder *Krapina* ꝛc. sie allein wieder vollnmen herzustellen und „dienstfähig" zu machen vermöge, daß doch die Mittel für eine so kostspielige Reise u. s. w. u. s. w. Man kennt ja den Sermon dieser geschulten Supplicanten, man bt, was man kann und will, ohne daß es jedoch den an zwanzig rten Beschenkten je einfiele, ein so elendes Nest, wo „*nur ranke und Krüppel*" zu treffen, aufzusuchen. Er könnte auch gar nicht abkommen, er kann seine *intimeren* Freunde cht verlassen und nicht missen, er muß *allabendlich* in ihrer itte, an ihrer Seite sein, in der altgewohnten Kneipe, bei der ohlbekannten Tafelrunde, wo man sich der Beständigkeit seines intreffens wegen zwar nicht freut, wo man aber so gutmüthig t, den „armen Teufel" zu *dulden*. Alles kennt seine trübselige age, aber man ist so delicat, diese Kenntniß ihn nicht fühlen zu issen. Man macht anfänglich sogar Ausflüchte, um das „Ehr- nd Zartgefühl" des gewesenen „Künstlers" und nunmehrigen rofessionellen Schnorrers und Schmarotzers nicht zu verletzen und sinnt allerlei Formen, um seinen Hunger in schonender Weise zu

ſtillen. So ladet ihn heute A. ein, ein halbes Backhuhn ihm abzunehmen, weil ihm ein ganzes zu viel ſei. Dasſelbe geſchieht morgen von B. mit einem Poulard, übermorgen von C. mit einem Schill u. ſ. w. Es wird Alles dankbarſt, aber auch mit Grazie angenommen. Das gleiche rückſichtsvolle Verfahren beobachtet man hinſichtlich der Trunk-Donation. Handelt es ſich um Wein, ſo circulirt ohnehin die Flaſche oder man wählt ſich den Partner. Wird Bier getrunken, arrangirt man Pſeudo-Wetten, wobei man den Unterſtützungsbedürftigen leicht gewinnen läßt. Daß abwechſelnd Dieſer und Jener ihm die Cigarrentaſche offerirt und der Betreffende mit einer zierlichen Kopfbeugung ſich „bedient", iſt ſelbſtverſtändlich.

All' das geſchieht, wie geſagt, anfangs mit gentilem Takt; alsbald wird man in der Wahl der Modalitäten läſſiger und nimmt's mit der vermeintlich nöthigen „Rückſicht" nicht mehr ſo genau. Später füttert man den ſtabilen Koſtgänger einfach ab, und A. ſagt laut: „Laſſen Sie ſich Etwas zu eſſen geben!" und B. ruft am Schluſſe des Sympoſiums: „Jean, das Bier von Herrn X. zahle ich!" Punctum. Das richtige Verhältniß iſt hergeſtellt. X. erzählt dafür allabendlich ſeine Theater-Erlebniſſe, alte Liebesabenteuer, Geſchichten von knauſerigen Directoren, bornirten Regiſſeurs und intriguanten Collegen; er begleitet die generoſeſten ſeiner wirthshäuslichen Wohlthäter in ſpäter Nachtſtunde bis in die entfernteſten Bezirke und verſieht für ſie nebenbei gewiſſe kleine Ruffiano- und andere Dienſte. So lange es, wie geſchildert, hält, ſteht ſich der Mann nicht ſchlecht; reißt die Kette, fehlt nur ein einziges Bindeglied oder wird man ſeiner, einiger unſauberer Delicte wegen, überdrüſſig und wendet ſich von ihm ab, geht's mit ihm raſch zur Neige und die welke, ſchlotterige Geſtalt ſchwankt dem Spitale zu. Allerdings bringen es Manche vorerſt noch bis zum Vagabunden und verſuchen ſie ihr letztes Glück in Branntweinſchenken.

Wie viele dieſer Qualität lernte ich im Leben kennen und wie ſah ich ihr unvermeidlich Ende immer voraus! Denn die „Schmarotzerkunſt" nährt ihren Mann eben doch nicht für alle

Zeit, und der Müßiggänger und Faulpelz muß noch erfahren, daß er allüberall zur Last geworden, die man endlich entschlossen abgeschüttelt. Was aber dann? Nun, ich zeigte es ja — ein Elend über alle Maßen.

Hat doch fast jede stabile Gasthausgesellschaft namentlich wenn sie aus bürgerlichen Elementen zusammengesetzt, ebenfalls ein derlei Anhängsel, das „frei" gehalten wird. Abgewirthschaftete Geschäftsleute, zu Grunde gegangene Speculanten, ausgebliebene Börsianer, alberne Väter, die durch ihre nichtsnutzigen Kinder um die schönsten Eckhäuser gebracht wurden; gutmüthige Tölpel, die für Lumpe „gut" gestanden; gewesene Hallodris und Juxbrüder, die ihr „Gerstel" bis zum letzten Kreuzer leichtsinnigst „verputzt"; unglückliche Lotterie- und Hazardspieler; Ex-Fabrikanten, die von ihren getrennten Weibern ausgepfändet; Säufer, die ein ganzes Vermögen durch die Gurgel gejagt; Großthuer, die mit Equipagen und Villen, mit Jagden und andern Sportgelüsten paradirten und den „nobelsten Gawlier" verdunkeln wollten; sogenannte „Lebemänner", die ohne heimlichen „Techtelmechtel" mit Marchande de Modes- oder Ballet-Mädeln nicht existiren zu können glaubten; passionirte Heurigengeher, Kegelschieber und Tarokjumper, die sich den Teufel um ihr Gewerbe und ihr Hauswesen kümmerten, aber bei allen proponirten und ausgeführten Hetzen so lange mitthaten, als es eben ging. „Fertig" geworden mit All' und Jedem, ohne Hoffnung sich wieder aufraffen zu können, auf dem „Betteltutti"-Standpunkt angelangt, müßte er ins Wasser oder mit einem Strick im Sack auf den Heuberg gehen, würden sich die „Freunde" nicht seiner erbarmen, die dem „alten Spezi" gestatten, sich bei ihnen einzufinden, um zu essen und zu trinken, was ihm beliebt. Das thut er gewissenhaft, und da er auch bei Landparthien mitgenommen wird und die übrig gebliebenen Fleischreste sein Extra-Deputat werden, so fühlt sich der also Begnadete förmlich verpflichtet, als Gegenleistung die traurige Rolle des exoffo-Spaßmachers zu übernehmen und die Gesellschaft mit Zotengeschichten ꝛc. zu erheitern. Ist er mit dem Vorrathe seiner Kunststücke zu Ende, wird er seinen Wohlthätern allmälig langweilig, oder wird er in

seinen Anforderungen gar zu dreist, versucht man es mit eclatanter Demüthigungen, dann mit rohesten Vorwürfen. Nützt dies Alles nichts und kommt der fatale Mensch nochmals und abermals, so erhält er das übliche „Briefel", dem ein Zehner beigelegt wird — die Abfertigung. Findet er noch anderswo eine solch' gastliche Aufnahme und lange Duldung? Vielleicht. Jedenfalls hat er tiefer zu steigen, bis er in irgend einer Schwemme den angetrunkenen Hausmeistern den „Narrentattel" abgibt, was ihn wieder für einige Zeit, wenn auch nur nothdürftigst erhält.

Das Geschäft des Schmarotzens ist trotz alledem und alledem ein einträgliches und findet deshalb Anhänger bei allen Altersstufen. Sogar vacirende Commis, davongejagte Praktikanten, ausgestoßene Söhne ruinirter Familien huldigen schon in rosiger und kräftigster Jugend diesem Sportel-Dogma, ohne daran zu denken, eine feste und ehrenhafte Existenz sich zu gründen. Als ich die vier Tage in einem vielbesuchten Gasthause einen Trupp junger Leute unsinnigst „aufhauen" sah, fragte ich den Zahlkellner, wer die ehrenwerthen Bürschchen seien? „Lauter Hausherren- und Fabrikanten-Söhn', brauchen viel Geld, sein g'rad' von Weidling am Bach in fünf Fiaker ankommen!" — „Und der dort, an der Ecke, der den meisten Spektakel macht?" — „Der is gar nix, den halten d'Andern aus — ein Schmarotzer!" — Nu also; was ich mir beim ersten Blick dachte.

3.

Schmutzian's.

Geiz, Knickerei und Schmutzerei ist nicht ein und dasselbe. Der Geizige kargt an seiner eigenen Person und kasteit sich; der Knicker zwackt so viel als möglich an seinen Obliegenheiten selbst ab, zu denen er für erwiesene Dienste verpflichtet ist, verkürzt die gerechtesten Ansprüche und schmälert den ehrlichst erworbenen Entschädigungslohn bis zum effectiven Verlust und anerkannten Schaden des Arbeiters oder Erzeugers oder sonst in einem Leistungs- oder Abhängigkeitsverhältnisse zu ihm Stehenden; der Schmutzian huldigt zwar dem gleichen wirthschaftlichen Programm wie sein Vorbild, der Knicker, aber er übertrumpft ihn noch mit dem ausgesprochenen Bestreben, sich bei jeder Gelegenheit, und sei sie die undenkbarste, ein „Extra-Bene" zu verschaffen und mit Auslöschung des letzten Fünkchens von Standes- und überhaupt Ehrgefühl mindestens ein kleines Profitchen herauszuschlagen. Der Schmutzian ist der verkörperte „höchste Grad" des gemeinsten Eigennutzes.

Wer von fremdem Fette sich nährt, gedeiht, und das durch einen findigen Kniff oder einen schamlosen Coup Erbeutete oder Erschlichene mundet manchem eigenartig organisirten Gaumen besser und dünkt ihm schmackhafter als der köstlichste Leckerbissen, wenn er auf normalem Wege angeschafft, das heißt gezahlt werden soll, und wäre es um einen Pfennig. Nur Alles „umsonst" und den Nächsten ausgenützt, so weit und so oft er sich ausnützen läßt! Ich kannte einen seither verstorbenen, ebenso geistvollen als vermöglichen Eigenthümer und Herausgeber eines höchst lucrativen Blattes, der ein passionirter Raucher war, aber sich in diesem

Gelüste selbst immer mehr und mehr reducirte und endlich zur während der Nachtstunden ein solches Verlangen hatte, weil — da alle Tabakläden und sonstigen Bezugsquellen geschlossen waren und er heute von diesem, morgen von jenem seiner ausgesaugten Mitarbeiter eine Gratis-Cuba sich erpumpen konnte. Wie leuchteten da immer seine Augen, wenn die stereotype Ausrede nochmals verfing und er einen armen Teufel um lumpige vier Kreuzer zu bringen wußte! Im Brumm-Chor der Umstehenden hieß es da freilich immer: „Die alte Schmutzerei!", aber er achtete nicht auf derlei Glossen, wenn er sie auch vermuthete. Er „konnte nicht für sich und seine Leidenschaft", obwohl letztere doch nichts als eine häßliche „Charakter-Krankheit" war.

Mitunter gibt ein solcher Kauz zu lachen, wenn man seine gierigen Bemühungen betrachtet, zu denen er sich verleiten läßt, um das Object seiner Absicht, und handelte es sich um einen „Pappenstiel", zu erreichen. In dieser Beziehung erscheint der „Wirthshaus-Schmutzian" von erfinderischester Begabung. Nicht nur, daß es diesem ehrenwerthen Manne ein Labsal ist, ein Brot oder ein Glas Bier weniger anzusagen oder eine „Beilage" zu verschweigen, den Kellner also zu betrügen, versteht er auch sonst noch der Situation die günstige Seite abzugewinnen und ebenfalls als Schmarotzer par excellence allüberall zu participiren, wo — zu schmarotzen ist. Er gebraucht bei diesen seinen taktischen Unternehmungen allerlei Witzworte, wechselt unter drolligen „Spassetteln" häufig seinen Sitzplatz und postirt sich als geübter Stratege jetzt zu diesem und dann zu jenem Essenden, um hier ein Spargelstängelchen zu kosten, dort ein Huhnbügelchen schmunzelnd vom fremden Teller zu escamotiren, und dem Dritten ein Tortenstück zu mausen. Dieser Jux ist zwar monoton und wiederholt sich allabendlich, aber er amusirt sich dabei prächtig und belohnt seine drastischen Einfälle selbst mit dem beifälligsten Lachen. Die Andern und überhaupt die Betroffenen schneiden zu diesen angeblich unschuldigen Scherzen meist verdrießlich längliche Gesichter und Mancher schiebt ihm den halbgeplünderten Teller mit der etwas unfreundlichen Bemerkung zu: „auch den Rest zu

nehmen und sich satt zu essen!“ Diese Aufforderung erscheint ihm aber nicht als Insulte — im Gegentheile, er begrüßt sie mit freudigem Grinsen und verschlingt — unter stetem Gelächter — die delicaten, unentgeltlichen Bissen. Man kennt derlei Leute zur Genüge, sie fehlen nirgends und fallen dem kleinsten Cirkel zur Qual und Last.

Mit diesen Freibeutereien und Raubzügen ist aber die Aufgabe des netten Männchens nicht erschöpft. Er weiß an jedem Abende ein anderes Thema auf das Tapet zu bringen und ein neues Motiv vorzuschützen, um einen „Festgeber“, dem „an fünf Liter Petersdorfer nix liegt“, ausfindig zu machen und ihn zur Festgabe oder zum Pönale für eine verlorne Wette zu animiren. Er trinkt bei derlei abgenöthigten Libationen selbstverständlich am meisten und absentirt sich nur dann aus der Gesellschaft, wenn er, die momentane Stimmung erkennend, bei einem in diesem Fache passionirten Antragsteller die Absicht wittert, irgend eine Sammlung für einen wohlthätigen Zweck durch eine gefühlvolle Ansprache eröffnen zu wollen. In diesem gefahrdrohenden Momente füllt er sich noch rasch seinen geschliffenen Stutzen aus der communen Flasche, leert das Glas mit einem Zug und verschwindet unter den schalsten Ausflüchten. Es gelang uns einmal, einen solchen Saugegel, der uns unablässig schmarotzend brandschatzte und der Gesellschaft dabei nicht den mindesten geistigen Regreß bot, Knall und Fall aus dem Clubchen „auszubeizen“, was mit dem Vorschlage geschah, den Einer (auf Verabredung und nur pro forma) stellte: es möge nach jedem Symposium eine kleine Collecte, abwechselnd zu Gunsten einer Kinder-Bewahranstalt oder sonst eines humanen Instituts veranlaßt werden. Nun mied er uns, als ob wir die schwarzen Blattern gehabt hätten, und entschuldigte sich, daß ihm „das lange Aufbleiben nicht mehr gut thue“! Der Schalk! Er beglückte hierauf in einem andern Bezirke einen generosen Künstlerkreis, wo noch mehr für ihn herausschaute.

Es ist fast unglaublich, bis zu welch' widerwärtigen Gewohnheiten der enragirte Schmutzian sich versteigen kann; „keiner schreienden Katze“ — wie das locale Sprichwort lautet — „etwas

geben", aber selbst nehmen, wo zu nehmen ist, wenn es auch der simpelste Anstand verbieten würde — so lautet sein Dogma. Da er nicht, wie Hieronymus Lorm, aus Vernunftgründen, sondern nur aus filzigsten Schmutzerei-Impulsen der geschworenste Feind des „Trinkgeldgebens" ist, so wird er, um zwei Kreuzer zu retten, in einer halbstündigen Rede sein „Princip" klarzustellen, seine eigentliche Absicht, eine „thörichte Sitte" außer Cours zu bringen, wortreichst zu definiren suchen und, wie er es schon hundertmal gethan, rechts und links anfragen, ob er nicht Recht habe? — wobei es ihn gar nicht alterirt, daß man ihn ungehört plaudern läßt, da man die wirkliche Tendenz des umständlichen Geschwätzes ohnehin kennt. Man nickt nur schweigend und nickt auch unter gegenseitigen bedeutungsvollen Blicken, wenn der usuelle und Lieblings-Handstreich desselben an die Reihe kommt und der heitere Strandräuber sich sein Büchselchen mit den „öffentlichen" Zündhölzchen füllt, denn — „dazu sind sie ja da". Wer wird sich derlei Kleinigkeiten kaufen, wenn man sie „so" findet!

Man könnte einen dickleibigen Band: „Der vollkommene Schmutzian, wie er ist, ißt und trinkt" schreiben, aber das gelehrte Opus hätte doch Lücken, da der phantasiereichste Kopf sich all' das nicht auszuklügeln vermag, was der speculative Geist seines Helden zu ersinnen im Stande ist, wenn ihm die Umstände erlauben, seinen Neigungen Spielraum zu lassen, d. h. ganz nach seinem Plaisir zu leben. Der raffinirte schmarotzende Schmutzian wird deshalb für den Turnus seiner häuslichen Absiedereien ein specielles, genau geführtes Repertorium besitzen und nach diesem Vormerkbuche Freund A. „zufällig" während dessen opulentem Dejeuner, die Familie B. beim mit „famosen" Dessert-Weinen adjustirten Nachtische, das Geschwisterpaar C. zur Kaffeestunde, und den lieben guten Onkel um die Zeit des „Vesperbrodes" — stets zufällig — mit einem Besuche überraschen, wird ein paar Worte als Entschuldigung stammeln, sich aber auf die oberflächlichst stylisirte Einladung flugs herbeilassen, „Platz zu nehmen" und einen „Löffel Suppe" oder ein Schälchen oder ein Gläschen nicht zu verschmähen. Ach — verschmähen! Mit weit aufgerissenen Augen

wird er das Terrain, das ihm zum siegreichen Schlachtfeld werden soll, überblicken und, sobald er die geeignete Position sich errungen, gleich dem muthigsten Reiter-General wacker „d'reinhauen". Den staunenden Anwesenden vergeht Hören und Sehen und — der Appetit.

Und nun gelange ich zur schmutzigsten Seite des Schmutzianismus, die dann zum Durchbruch kommt, wenn der also Abgefütterte, hinlänglich Getränkte und mit Regalitas und Panatelas generös Dotirte auch noch an die Reserve-Corps in seinem eigenen Heim gedenkt und nach einer Emballage späht, um seinen „Kleinen", oder seiner „braven Gattin" von einzelnen gebackenen oder gebratenen Raritäten oder besonders gelungenen Handerzeugnissen der „meisterhaften" Mehlspeisköchin die Musterweise höherer Kochkunst mitzubringen, demnach den gewöhnlichen Deputats-Gewinn mit einer quasi Super-Dividende zu ergänzen. Der geschulte Schmutzian versieht sich daher bei seinen fiscalischen Besuchen schon anticipando mit einem Bogen starken Papieres, den er, um für derlei Fälle vollkommen gerüstet zu sein, hübsch gefalzt in der Tasche trägt; eine praktische Methode, die er am wenigsten außer Acht läßt, wenn er von unvorsichtigen Bekannten zu einer Landpartie geladen wird, wobei er sich natürlich sämmtlicher Auslagen entschlägt und sich sogar von dem unvermeidlichsten Kutscher-Douceur durch vorzeitige Abschiednahme dispensirt. In voller Glorie der niedrigsten Habgier und rücksichtslosesten Ungenügsamkeit erscheint der Nimmersatt jedoch erst bei Banketten, bei großen Festtafeln oder auf Bällen und Picknicks mit „freier Credenz" und ditto Buffet. Betrachtet den Embonpoint dieses Mannes bei seinem Abmarsche; das Stanniol, das aus seiner Achselhöhlung hervorblinkt, gehört einer Flasche Cliquot an, die er dem ohnehin schwerbeladenen Garçon oder Aufwärter abzunehmen verstand. „A grauslicher Ding!" heißen ihn seine ihn beobachtenden Freunde und Collegen und schämen sich statt seiner, wozu er übrigens keine Veranlassung sieht. „Soll'n's Andere kriegen?" meint er. . . .

Aber die Schmutzerei als solche tritt nicht nur in der vorgeschilderten gastronomischen Form auf, sie documentirt sich in

hunderterlei andern Arten und Abarten und können namentlich Dienstmägde und Arbeiter die schaudervollsten Details berichten, mit was für „Schrullen“ und „Eigenheiten“ ihre respectiven „Gnä' Herren“ und „Gnä' Frauen“ und Chefs und Principale ausgestattet sind. Das leidige Capitel von unserer verrufenen „Dienstboten-Wirthschaft“ und den vielcitirten Gesellen-Mißständen und der Lehrjungen-Entartung erhielte in den meisten Fällen zweifellos seine Aufklärung, wenn die monströse Behandlung, Haltung und Pflege zur Würdigung käme, welche in manchem sogenannt „notablen“ Hause dem unterstehenden Personale zu Theil wird. Ein Thier hat's zuweilen nicht schlechter, schon was Liegerstatt und Kost betrifft, von den sonstigen octroyirten Plackereien nicht zu reden. Und der Anstoß zu solchem bereits in den Bereich der Marter und Folter gehörigen unmenschlichen Verfahren ist nicht allein Gemüthsrohheit und denkfaule Herzlosigkeit, man quält und verkürzt die armen Leute vielmehr nur aus angeborner und eingewurzelter Schmutzerei. Von welch' haarsträubenden Scenen dieser Gattung mußte ich oft, und noch dazu in distinguirten und begüterten Familien, Zeuge sein, und wie stieg mir das Blut in die Wangen, wenn ich die Klagen hörte, welche fast unsinnig zu nennende „ökonomische“ Maßregeln Einrichtungen und drakonische Ordonnanzen den Gequälten erpreßten.

„Man muß dem Pack zeigen, wer Herr im Hause ist, und darf das Gesinde nicht übermüthig werden lassen!“ sagte mir einmal ein derlei Haus-Tyrann, der nur finstere und abgezehrte Gesichter um sich sah, auf meine ergebenste Vorstellung und auf meine submisse Meinung, daß Kost und Unterstand und Lohn, womit er seine Untergebenen bedachte, doch eine kleine Verbesserung verdienten. Ich verneigte mich tiefstens auf seine Replik, wünschte ihm ein seliges Ende und ging meiner Wege, auf Nimmerwiederkehr. Welch' impertinente Historien erzählt man sich ferner von einigen geschäftlichen Etablissements ersten Ranges, deren Leiter ihre üblichen Sonntags-Ausflüge von den schonungslos eingetriebenen Strafgeldern bestreiten, zu denen das Gros ihrer Arbeiter nach

ltem Herkommen“ an jedem Samstag-Abend unter den bärmlichsten Vorwänden verurtheilt wird!

Und gerade das „edle Frauenherz“ erweist sich in solchen ällen mitunter noch härter und bringen es die zarteſtbeſaiteten id ätherischesten Wesen, wenn sie „von Haus aus“ dafür gestimmt id dazu angelegt sind, in ihren schmutzigen Allüren bis zum anatismus. Sollte doch die gute Cenzi zum Beispiele sogar die ilden Spenden genau verrechnen und der kunstsinnigen Gattin s überreichen Particuliers X. abliefern, welche die treue Seele ir das „Hinableuchten“ von jenen Gästen bekam, die der Ehre eilhaftig wurden, den wöchentlichen wässerigen Thee-Kränzchen eigezogen zu werden. Und die immer „rechnungsbeständige“ Dame ar vom mercantil-administrativen Standpunkte aus auch in ihrem echte, denn, wie sie zur Legalisirung ihres ungewöhnlichen Be-ehrens anführte, „kaufe, d. h. bezahle sie die Kerzen und nicht ie Magd!“ Gegen dieses Argument war wohl nichts einzuwenden, ur meinte die schnippisch gewordene Linzerin: „Da müssen halt 'r Gnaden auch jedesmal die drei Stöck' selber hinab- und wieder eraufsteigen, dann können s'Ihner den ganzen Rebach b'halten!“ ein resolutes Mädel, das auch allsogleich den „vornehmen Platz“ kündigte und lieber zu einem plebejischen Fleckfieber in Dienst ging, mit der Motivirung: „Wenigstens bin i bei keine Schmutzian's, wann's auch im Haus nit gar so rein ausschaut, vie dort bei die hungrigen Noblichen!“ Und richtig hatte es die Kluge mit ihrer Wahl bestens getroffen! — —

4.

Knicker und Unverschämte.

Vergelt's Gott tausendmal! Küß' d'Hand 'r Gnaden! G'sun[illegible]heit und a lang's Leb'n! Werd' fleißi bet'n! . . . Is d[illegible]s a Schmutzian! An Anserl! Pfui Teufel! Fünf Gulden zahl' i, wann's dem Knicker a urndliche Katzenmusi mach'n! Na wa[illegible]t, g'freu Di, was Du morg'n bei Deiner Thür für a Bindba[illegible]id find'st!" — Kann der enthusiastischeste Humanist leugnen, daß [illegible]es Lumpenkerle gibt, welche den Geber und die Gabe, wie angedeut[illegible]t, tractiren, mit den vorcitirten, dem Lehrbüchel der Heuchelei u[illegible]d Unverschämtheit entnommenen Text-Worten in Hundedemuth begrüß[illegible]en und in demselben Athemzuge voll kritischer Entrüstung — abthu[illegible]? Kann der wohlmeinendste Menschenfreund es leugnen, daß es ei[illegible]te „Gaunerei der Armuth" gibt, welche den Edelsinn schamroth ma[illegible]ht und die zartesten Regungen des Herzens so impertinent blami[illegible]t, daß im Laufe der Zeiten von der Secte der Getäuschten sog[illegible]ar wiederholt die peinlichste Folter der „Selbstohrfeigung" applic[illegible]rt wurde? Ach, die ewigen Wahrheiten dieser sattsam bekannten Hyp[illegible]o-thesen werden ohnehin von sämmtlichen Wähler- und Diätenclass[illegible]en der civilisirten Ansiedlungen dieses Planeten ohne jegliche Deba[illegible]te anerkannt; die holdseligste und die fatalste Merkwürdigkeit an [illegible]er Sache ist nur der Umstand, daß die Barmherzigkeit und Wo[illegible]hl-thätigkeit ihrer gerne vergißt, während die schofelste Knickerei [illegible]ur Beschönigung ihres Seelenschmutzes sie unausgesetzt im Mu[illegible]nde führt und sich unter gründlichstem Hinweis auf die mannichfa[illegible]che Tartüfferie und Unwürdigkeit von dem winzigsten Mitleide — pardonnirt.

„Ich geb' nichts, das ist mein Grundsatz!" lautet die Entschuldigungsphrase der Filze. Wie bequem und wie billig

ſolche „Grundſätze!“ Man wird nicht getäuſcht, man wird nicht betrogen. Man kommt nicht in Gefahr, von Heuchlern im Geheimen verhöhnt und verſpottet zu werden, man enthebt ſich des unerquicklichen Gefühles, ſich von Unwürdigen genarrt zu ſehen, man aſſecurirt ſich gegen den Verdacht, kein Menſchenkenner zu ſein. Wer nie und gar nichts gibt, unterſtützt auch nicht die Faulheit; wer keinen Kreuzer verſchenkt, ſpornt zur Arbeitsluſt an; wer ſeine Börſe nie öffnet, ermuthigt auch nicht den dreiſten Bettel; gewiß lauter löbliche Errungenſchaften, mit denen ſich der Knauſer befriedigt zu Bette legt. Man kennt die Sorte und ihre Moral, die nicht zu den mindeſten Auslagen nöthigt.

Ich muß nur immer lachen (da man gewiſſe Leute doch nicht niederſchlagen kann), wenn jährlich die leidige Tributwoche im Anzuge und das mit allen denkbaren Segenswünſchen armirte Heer der Geſchenk-Speculanten ſich zum Aufbruche parat hält, um uns für die zugedachten „glücklichen Feiertage“ und das bewilligte „glückſelige neue Jahr“ die übliche Taxe in gereimten und ungereimten Sprüchen abzufordern. In welchen ſchlauen Stylwendungen und mit welch ſyntaktiſchen Meiſterſtücken ſich die des Angepumptwerdens Fürchtenden gegen die Zumuthung wappnen, auch nur einer winſelnden „Mutter-Hündin“ eine Brodkrume zu verabreichen. Wie ſie da ſchon vierzehn Tage vorher über die ſchlechten Zeiten ſeufzen, von fälligen Wechſeln, hohen Miethzinſen, Vormundſchaftspflichten, Geſchäftsverluſten und Familienkrankheiten die erſchütterndſten Details zu erzählen wiſſen, wie ſie über die eigentlichen Obliegenheiten der Humanitäts-Anſtalten die ſalbungsvollſten Amendements declamiren, um nach ſolchen vertraulichen Mittheilungen zu der altgewohnten Reſolution zu kommen: „Ich geb' heuer nichts!“ — Als ob ſie je einen Kreuzer verſchenkt hätten! — —

Als ob ſie überhaupt je Etwas verſchenkt hätten! Als ob der erpichte Knauſer, der fanatiſche Knicker zur Rechtfertigung ſeines egoiſtiſchen Cultus temporärer Motive bedürfte! Als ob man den Mann nicht kennte und ſeine Conſequenz nicht begreiflich fände! Ich erwähne dieſer Käuze auch nur, weil mich ihre Angſt ergötzt, mit der ſie der „Spendirſaiſon“ entgegenſehen, zitternd, daß

die Gratulations-Epidemie endlich doch noch solch gefährliche Dimensionen annehme, daß schlechterdings keine Möglichkeit mehr vorhanden sei, dem Folgeübel zu entrinnen, d. h. daß durch unabweisliche Ausnahmsfälle vielleicht die Nothwendigkeit eintrete, wenigstens einige Zehnerln springen zu lassen und so seinen „heiligsten Grundsätzen" untreu zu werden.

Fern sei es von mir, dieser Unsitte des Massen-Pumps, dieser festlichen Gelderpressung, die sie trotz der gütlichen Form ist, dieser kalendarischen Attentate auf unsere Großmuth das Wort zu reden. Aber es sind hinwieder der wahrhaft Dürftigen so viele, deren bescheidenes Präliminare, deren bescheidene Hoffnungen durch herzlose Knauserei nicht gestört werden sollten. Wem durch die Gunst der Verhältnisse oder durch die Nachsicht des Himmels, durch blinden Zufall oder durch verdientes Glück die Mittel geboten, sein Schärflein zur Linderung der Noth seines Nächsten beizutragen, der möge es thun, denn auch Erbarmen trägt Zinsen. Seht Euch jedoch die Leute an, und ehe Ihr sie Eures Mitleids werth erachtet, prüft als unerbittliche Censoren Herz und Nieren. Namentlich gedenkt der armen Kinder, wenn sie keine dressirten Petenten; die Unbilden des Winters drängen sie noch mächtiger an die warmen Stätten des Wohlstandes; die kleinste Gabe wird zum unauslöschlichen Male der Dankbarkeit, denn was Ihr den Kindern thut, das wird nimmermehr vergessen, das bleibt eingeprägt in der Seele lebenslang und unvertilgbar.

Das wollte ich Euch zu Gemüthe führen, ehe die unabänderliche Katastrophe der Gratulations-Ueberfluthung hereinbricht, auf daß Ihr nicht aus der Haut fahret oder Euch im Ingrimme sonst ein Leid anthuet, sondern das Uebel traget, wie es honneten Christen (und auch anderen Confessionen) ziemt. Seht, jahrüber muthet Ihr Eurem Mit- und Nebenmenschen tausend Dinge und Dienste zu und fordert nicht selten ohne Fug und Recht und nur vermöge des Privilegs Euerer Selbstüberschätzung und Erniedrigung des Nächsten, von ihm schweigenden Knechtssinn und Duldung Eurer Anmaßung und die unbegründetste Ehrfurcht vor Eurer Größe oder Würde! Nun, wenn diese armen Teufel am Schlusse des

Jahres eine kleine Abrechnung halten und für die zahllosen Demüthigungen, die Eure Eitelkeit ihnen auferlegt, ein, ohnehin überaus mäßig beziffertes — Pauschale in Form einer milden Gabe erflehen, so liquidirt den Conto und wäre es durch die dürftigste Spende und Ihr seid einer wahrhaften Schuld quitt und ledig und könnt von morgen an wieder die Herren der Erde spielen. — Ich hoffe, daß man mir für diese uneigennützige Anwaltschaft der Armuth von gegnerischer Seite keine Prügel zuerkenne.

Würdigt Eurer Großmuth — (worunter auch die Prügel-Dotation begriffen) — überhaupt nur die Verdientesten. Vielleicht seid Ihr sogar Verschwender, indem Ihr Unwürdige beschenkt und Schmeichler und Speichellecker füttert und Faulpelze und nichtsnutzige Schlingel in der Sonne Euerer Gnade gedeihen lasset. Reducirt die etwaige Generosität deshalb auf die Hälfte und jagt die bettelnde Unverschämtheit von Euerer Thüre. Mit dem Reste Eures Wohlwollens könnt Ihr tausend Thränen trocknen und der aufrichtigste, segnende Dank ist Euch gewiß. Und daß die Unverschämtheit mit ihren Wahrzeichen nicht lange hinter dem Berge hält, das ist noch das Gewinnbringende für den Zweifler.

Ein kurzes Beispiel aus dem üppigsten Vorrathe. Der seither verstorbene Bäckermeister Franz, dessen Wohlthätigkeitssinn stadtbekannt, betheilte zu Beginn des Jahres 1871, wie's der kostspielige Zwangsgebrauch vorschreibt, auch die vielköpfige Schaar jener Ganymede, in deren Verwaltungsgebiet seine „reschesten" Fabrikate in Auflage erscheinen. Vier bis fünf Gulden für jeden Einzelnen seiner gefährlichsten Kritiker limitirte der Mann, der nebstbei Hunderte für hilflose Arme spendete. Aber jene Herren Kellner, zu deren genossenschaftlichen Gebräuchen es gehört, bei geheimen Symposien Champagner zu saufen — waren über die Zumuthung, sich mit dem „Bettel" zu begnügen, standesgemäß entrüstet und — sendeten, in schöner Eintracht die Spende zurück, mit dem Bedeuten: „unter zehn Gulden nichts anzunehmen!" — Ich sagte es ja, daß es nicht schwer fällt, zu erkennen, wo die — Unverschämtheit beginnt.

sich in derselben Minute um und lallt: „Ein' Schnaps, Frau Wirthin!“ Zeichnete Nestroy zu grell? Mit nichten. Seine Figuren, wenn auch zuweilen aus der untersten Hefe genommen, haben doch alle gelebt, sie leben leider heute noch.

Man muß in der Nähe einer Branntweinkneipe oder Surrogat-Kaffeeschänke wohnen, um die richtigen Porträts aus der Galerie der „Lumpe“ zu sehen. Da gab es unlängst in einer südwestlichen Vorstadt behufs Tieferlegung des Haupt-Canals auf einer langen Strecke eine mächtige Erdarbeit zu verrichten; der Polier war einigermaßen in Verlegenheit, denn es fehlte momentan an den nöthigen Kräften; es war also Geld zu verdienen, ehrlichst, wenn auch mit Krampen und Schaufel und Schiebkarren, aber es meldete sich Niemand, Keiner von all den müssigen Gaffern, die, knapp an, in der dumpfen, qualmigen Fuselhöhle herumlungerten, war zu bewegen, Hand anzulegen. Sie lächelten nur zu dieser naiven Zumuthung oder grinsten vielmehr den Aufforderer frech an, worauf der Abgerissenste der sauberen Gruppe, ein widerlich aufgedunsener, gelbwangiger Strolch von sechs Schuh Länge, ein baumstarker Kerl, das Wort als Sprecher übernahm und geringschätzig hinwarf: „Dös is ka Arbeit für Weaner Kinder, da g'hör'n Böhm' dazu!“ Und Alles nickte zustimmend und soff weiter.

Sie lächelten nur. Warum auch nicht? Ein paar Schritte um die Ecke und die nöthigen Kreuzer sind in fünf Minuten erbettelt, um ein frisches „Stamperl“ sich füllen lassen zu können. Dauert's manchmal länger, bis der Betrag ergaunert, wird bei der Ankunft unter den Genossen nur etwas mehr geflucht und über die „schundige Bagaschi“ noch heftiger geschimpft, die für die „Armen“ gar nichts mehr thue. Dies ist die ganze Thätigkeit dieser Sippe, ihr Lebensprogramm: Bettel und Schnaps, ihre Nationalhymne:

„Was uns 's Fechten g'winnt,
Durch die Gurgel rinnt“,

ihr Domizil Tagsüber die brenzelige Spelunke, bis der „Herr Vater“ sie Abends schließt; d'rauf (zur Sommerszeit) ein Gang zur

„grünen Bettfrau“ in den Prater-Auen, oder in den Liniengräben, oder in den Gebüschen des Heuberges und des „Laaerwaldls“, wogegen, wenn's fröstelt, oder naß oder schneeig ist, ein Auslauf-Canal die willkommenste Schlafstätte gibt. Das Entsetzlichste ertragen sie, um das Allerentsetzlichste nicht probiren zu dürfen: die Arbeit! Wird ihnen schließlich . . . Manches am Leibe doch unbequem, meldet sich der Gepeinigte (mit schwerem Herzen) in's Spital, worauf nach dem Reinigungsproceß der „gesund Entlassene“ selbstverständlich seine ersten Schritte wieder dorthin wendet, wo ihn die Andern bereits sehnlichst erwarteten. Wer zeitweilig auch einen Blick derlei Boutiken widmet und die mit Fetzen nothdürftig Behangenen, wenn auch nur flüchtigst, mustert, verdirbt sich freilich für den betreffenden Tag den Appetit, aber das Bild, so abscheulich es ist, dünkt mich doch belehrsam, mindestens regt es zu allerlei Gedanken an, worunter jene gewiß nicht die unnöthigsten, die sich etwa mit dem beliebten Modus unseres Almosengebens beschäftigen, der selten die Qualität der Würdigkeit zu untersuchen pflegt.

Wien, das als „gutherzig“ und „wohlthätig“ lärmendst ausposaunte Wien, schenkt zu viel und — zu wenig. Tausende von Gulden werden alljährlich in unausgesetzten Kreuzergaben verschwendet, da sie nur zur Stillung des Durstes der dreistesten Straßenbettler dienen, während die verschämte Armuth, die herzergreifendste Dürftigkeit, die wahrhafteste Noth und das unverschuldetste Elend in Dach- und Kellerlucken, in ausgepfändeten Kämmerleins, in feuchtkalten Krankenstuben und zwischen kahlen Wänden auf elendem Strohlager, ungesehen und ungehört und unaufgesucht verschmachtet. Macht, zur Abwechslung einmal, statt auf der eleganten Ringstraße zu flaniren, einen Rundgang in den entlegeneren Arbeitervierteln und seht Euch den Jammer an, der da aus den abgezehrten Gesichtern der Unbeachteten und Vergessenen beredter spricht, als das wortreichste Geplärre des geschulten Bettel-Vagabunden, der Euch die Hand entgegenstreckt und keck den Weg vertritt.

Ihr gebt den Obolus, um Euch von weiterer Behelligung [illegible]en. Ihr vertheilt auch jahrüber lobenswertheste Quali-

täten von Holz und Kohlen und Kleidungsstücken, aber es ist auch in diesem Punkte die fatale Frage offen, ob denn zweifellos stets die Berücksichtigungswürdigsten der edelsinnigen Betheilung sich zu erfreuen haben, und ob nicht glatte Wohldienerei, Gleißnerei, Schönthuerei und Heuchelei sich vordrängen und die Rationen, die der verdienstlichen Armuth vermeint sind, sich zu erschleichen oder zu erwinseln verstehen, um — sie dem nächsten Biedermann, der in seinem Greißlerladen auch „Ungebleichten“ und Rosoglio führt, um ein Billiges zu verkaufen. Waare gegen Waare. Man könnte Geschichten von derlei Tauschhandel erzählen . . .

Und so verschenkt man auch Brod in Menge, die schönsten Stücke von unserem theuren Brode, das oft so schwer zu verdienen. Und man verschenkt es an Leute, die gar kein Bedürfniß und kein Verlangen darnach haben, da das Um und Auf all' ihrer Wünsche doch immer nur Schnaps und wieder Schnaps ist, höchstens in der Kneipe noch dazu ein „Saueres“ und ein „Salzfleckel“. Brod, das ihnen zu trocken, „ästimiren“ sie nicht. Ich war neulich so . . . unüberlegt, einen Viertellaib besten Hausbrodes, das einem vor mir dahin wankenden, vollends zerlumpten Mitgliede der weitverzweigten Mendicanten-Genossenschaft aus seinem durchlöcherten Sacke fiel, aufzuheben, es ihm nachzutragen und ihm einzuhändigen. Der würdige Greis brummte Einiges in seinen Bart und meinte schließlich: „Hätten Sie's liegen lassen, wär' a ka Unglück g'west!“ Er steckte es im Dusel abermals in denselben Sack, es fiel wieder durch, er bemerkte es, schlotterte aber unbekümmert weiter. Nun vielleicht fand es ein ausgehungerter, abgezehrter Lehrjunge, oder ein abgemarterter Ziehhund erschnappte sich den Bissen, oder ein Comfortable-Kutscher hob es auf und machte seinem armen Gaul, der auf schmalste Diät angewiesen, damit ein unerwartet Cadeau. Es geht ja nichts verloren im Weltall. Und so verzinsen sich im schaffenden Haushalte der Natur ohne Zweifel auch jene fünf Stück Brode, die vor ein paar Tagen ein anderer Repräsentant dieser Gattung, als er seine Säcke dieser lästigen Bürde entleerte, in den Ausguß warf. Ich hätte so gerne meinen Stock auf seinem Rücken tanzen lassen, aber ich hielt mich noch

rechtzeitig zurück, denn erstens war es ein edles Rohr, um das mir leid gethan hätte, wenn es in Trümmer gegangen wäre, und zweitens sind derlei autonome Judicata auch nicht gestattet. Zudem ist der impertinente Fall auch nicht vereinzelt, ja nicht einmal selten: allwochentlich Freitags, am üblichen Processionstage der Bettler, kann man schon in den Vormittagsstunden in den Rinnsalen und sonstigen ... Abflußorten die prächtigsten Brode liegen sehen, die Donationen unserer weichherzigen Frauen und Mägde, genießbarste Stücke, die aber von den überdrüssigen Empfängern hier deponirt werden. Und hunderte ehrliche Menschen foltert der quälendste Hunger!

Seht Euch die Leut doch genauer an, bei denen Ihr glaubt Dank zu ernten. Vor etlichen vierzig Jahren gab die Volkssängergesellschaft Jonas eine drastische Scene: „Ein Paar Wiener Bettler." Die Beiden saßen beisammen und erzählten sich ihre Erlebnisse: Wie grob man manchmal mit ihnen sei, wie man sie zwei-, ja sogar drei- und viermal „läuten lasse, bis's der Gnädigen g'fälli is, aufz'machen und ein' schlechten Kreuzer in Hut z'werfen" u. s. w. „Ja," meinte der Eine, „die Zeiten wer'n schlecht, a ordlicher Bedlmann verdient si nit amal mehr sein' Rausch, denn — was kriegt m'r? Geld wunderselten, meistens lauter G'fraßt, was m'r nit mag. Ja, was g'schiecht m'r heut? A Haus, wo i schon zehn Jahr hingeh — s'is meiner Seel nit der Müh' werth, daß m'r um die Paar Groschen Stiegen auf, Stiegen ab steigt, aber m'r thuat's, weil m'r's g'wohnt is — also, daß i sag, was g'schiecht m'r heut in St. Ulrich? I läut an und bet' mein' halberten Vaterunser, macht die Köchin auf und sagt, i soll warten. Denk i m'r, was gibt's denn da Neug's, sonst hat m'r sein Geld glei kriegt und hat können weitergehen ... m'r is nit aufg'halten wor'n. Gut also, i wart, in der Meinung, es kommt a alter Kaput zum Vorschein, den m'r vergitschen könnt, oder so was dergleichen. Aber ka Spur! Ganz was anders! Der dienstbare Geist hätt's gar guat g'meint mit mir! Kommt die mit einer Rein voll Kraut — dös soll i essen! Fressen's den Gatsch selber, hab i g'sagt und bin 'gangen und geh' in das Haus a gar nimmer hin. So a Volk!

A alt's Kraut!" Worauf der Andere empört ausrief: „Wann mir das g'schiecht, hat's d'Rein mit sammt'n Kraut über'n Kopf! Die Leut' thäten sie schon All's erlauben mit uns!" — Das lustige Genrebild ist nicht antiquirt, es paßt auch noch für heute.

Ja, diese Leute sind nicht ohne Humor, trotz des angeblichen Elends, das sie in so ostentativen Fetzen zur Schau tragen. Man kennt die Anekdote aus den Zwanziger-Jahren, als Deinhardstein einem zudringlichen Bettler, der ihn an einem heißen Augusttage auf dem Wasserglacis mit seinem Geflenne molestirte, den Rath gab, zu arbeiten, und dieser trotzig erwiderte: „Mein G'schäft geht jetzt gar nit!" „Das gibt es nicht," rief der Herr Regierungsrath und Hoftheater-Poet, „daß ein Geschäft in Wien gar nicht gehe; was treiben Sie denn für eine Profession?" „I bin Schneeschaufler," replicirte der Schlaumaier, „i hab' sonst nix g'lernt und da is im Sommer a nix zu verdienen! A rechts Unglück, wann Ein'm die Eltern nit was G'scheidt's lernen lassen!"

Und so bekam ich vor etlichen Jahren selbst eine noch classischere Antwort, als ich in einer Taverne des Purkersdorfer Revieres Rast hielt — ich kam eben von Wien, wo man über den fühlbaren Mangel an Arbeitskräften klagte — und ein veritabler „Bruder Straubinger" mich unabweisbar attaquirte. Ich gab den üblichen Tribut, gestattete mir jedoch die Nebenbemerkung, warum ein so rüstiger Mann nicht lieber der Arbeit sich widme? „Ich fand keine," antwortete er kleinlaut. „Wer sind Sie?" „Friseur." „Und da geh'n Sie in den Wiener Wald Arbeit suchen?" „Ich such' keine Arbeit, ich geh' nur betteln!" In diesem Momente fiel mein Blick auf die Inseratenseite eines vor mir liegenden Blattes und zufälligster Weise auf eine Annonce, die mit schreienden Lettern verkündete: „Friseure werden gesucht!" „Da sehen Sie einmal," sagte ich, „in Wien fänden Sie Platz und anständige Beschäftigung!" Aber der schüttelte den Kopf und murrte: „Mein Gott! A Braut, a Haus und a G'schäft, was amal in d'Zeitung g'setzt wird, da is nie viel d'ran! Glauben Sie's mir, bester Herr!" Und er wandte mir den Rücken und ging an den nächsten Tisch — betteln.

Und ein unbewußter Komiker — wenn auch unerfreulichſter Sorte — war der graubärtigſte Veteran dieſer promenirenden Zunft, der im vorigen Jahre an einem hohen Feiertage die Paſſanten des Haarmarktes arg behelligte und deshalb von dem aufgeſtellten Poſten als arretirt erklärt wurde. Da traf es ſich aber, daß plötzlich ein Wirrwarr von Wagen entſtand, die von vier Seiten aneinander prallten und der Mann des Geſetzes genug zu thun hatte, um Ordnung zu ſchaffen. Dieſen Umſtand vollauf würdigend, beſchwichtigte der zu Escortirende auch den Bedrängten und ermahnte ihn ſogar, hier zu bleiben. „Schau'n's auf Ihner'n Platz, Herr Sichermann, Sö ſein da nothwendiger und bekümmern's Ihner nit um mi; mir g'ſchiecht nix, i bin a alter Bettelmann und bin ſchon hundertmal eing'führt wor'n und weiß, wo i hin g'hör'. Bleiben's da, i find' ſchon allan ins Polizeihaus. Wär' ſchad', wann's Ihner wegen mir ſtrapezireten. Pfiart Gott, Herr Sichermann!“ Und der kauſtiſche Selbſtſchätzer ging richtig an den „Ort ſeiner Beſtimmung“, um ſich vorſchriftsmäßig zu „melden“. Und da ſage man noch: „Lumpe kennen keine Ordnung!“ —

6.

„Mein Alter!“

Der Saxhofer Karl „verdefendirt“ ſich wegen vermeintlicher Unbildung:

„Was 's für verruckte Leut' gibt! Da erzähl' i geſtern an G'ſpaß von mein' Alten, fragt mi a Herr -- muaß a Ausländer g'weſt ſein, a Preuß' oder ſo was dergleichen — fragt mi alſo der Herr: wer das is: „mein Alter?“ Wer „mei Alter“ is? ſag' i, no, „mei Alter“ is halt „mei Alter“, worauf, wie's Eng eh denken könnt's, a unbändig's G'lachter losgangen is. — Der aber gibt nit nach und will juſtament wiſſen, wer „mein Alter“ is, bis i 'gifti word'n bin und nach ein' ordentlichen Schluck, ſo g'wiß bagatellmäßi, g'ſagt hab: „A Seid'nzeugfabrikant, wann's nix dagegen hab'n, und auf dem Grund da ſein m'r z'Haus, und das Dreiſtöckiche g'hört uns, und wann's no was wiſſen woll'n, ſo ſchau'n's in Grundbuach nach, ſchuldi ſein m'r, Gott ſei Dank, kein' Menſchen was, und jetzt pfiart' Ihna Gott mit Roſenwaſſer und halten's Ihner hübſch bei der Mauer, daß Ihner nix in Sack einifallt', ſchamſter Diener, wünſch' wohl g'ſpeiſt zu haben, ſchaffen's ein andersmal, wann's nix brauchen!“

„Glaubt's, daß a Ruah war? Ka Red! Das Kreuzköpfel kennt ſie no immer nit aus und meint -- natürli Alles hochdeutſch: — „Darum handle es ſich nicht, ſondern in welcher Beziehung ich zu jenem Alten ſtehe?“ Jetzt bin i aber ſchiarch word'n und hab' gifti g'fragt: „In welcher Beziehung i zu mein' „alten Herr'n“ ſteh'? I bin halt ſein Aelteſter, im Ganzen ſein m'r Fünfe, drei Söhn' und zwa Madl'n! Hat's no nit begriffen!“ — „Geh', laß'n ſteig'n, wie an Raffler!“ ſag'n d'Andern und ſtoßen mi mit'n Ellbog'n, i war aber nit aufg'legt zu einer Frozzlerei und hab' dem Herrn Profeſſor der höcher'n Dummheit gar ka Antwort mehr geb'n. Auf einmal geht ihm, wie er unſer'n Diſch-

curs weiter hört, a Flambo auf und er g'spannt endli, von wem die Red' war. Das hat a Arbeit kost't! Jetzt aber kummt der zweite Theil von der Rauberg'schicht'!"

„Der beutelt no alleweil mit'n Kopf, brummt was und ruckt auf einmal mit der Farb' außer und sagt, versteht si wieder hochdeutsch: „daß ihm dies unbegreiflich sei, wie man seinen Vater nur per: „mein Alter" tituliren könne, daß dies einen Mangel an Ehrfurcht und kindlicher Liebe bezeuge, daß es herzlos und gemüthlos sei, Denjenigen, welchem man ....." Weiter hab' i 'n nit reden lassen und hab' nur g'fragt: Mit wen hab'n m'r denn die Ehre? „Medizinä Doctor N. N." No, kranpeter Spitalbajazzo, sag' i d'rauf', glaubst epper, mir brauchen von Dir was z'lernen? Wann i zu mein' Alten „mei Alter" sag', und von mein' Alten als „mein' Alten" red', wie's bei uns allgemein Brauch is, so han i Den um d'Erd', dem's nit recht is und der da von Unbüldung red't und uns vielleicht gar a Unbüldung vorwirft! Wer is ungebüldet? Elendiger Pflasterschmierer, uns lernst ka Büldung! Mir sein Gott sei Dank a in d'Schul gangen, zu St. Anna, und hab'n g'rast gnua mit die protestantischen Buab'n auf der Glacis, wie's no eine geb'n hat, und brauchen von so ein' Klystierspritzenritter ka Büldung z'lernen! .... Daß i's kurz mach': Hat müass'n aussi g'feuert werd'n, war früher ka Ruah ..... A so a Mensch, der von Wean gar nix weiß, der nit einmal g'wußt hat, daß's bei der „Linden" jetzt 's beste „Bock" schänken, will uns — uns was Neug's d'erzähl'n!"

„No, mein Alter hat nit viel g'lacht, wie i ihm dö Hetz warmer z'Haus 'bracht hab'. „Hast'n aber a ord'ntli doppelt?" hat er g'fragt, mei Alter; No, sag' i, a Hausherrnsohn von der Kaiserstraß'n wird sie do von ein' daherg'loffenen Ausländer ka Büldung lernen lass'n! „Recht hast g'habt, Karl, nur nix einstecken von die sogenannten „Ganzg'scheidten", das ginget uns no ab!"

– Geht's, weil m'r so fesch beisamm sitzen, laßt's no was ein-
'! — Karl — ein Doppelliter, aber „ohne!" —

7.

„Eing'ſteckt is nit g'ſtohln!“

Gaſt (klopft und ruft): Ein Abendblatt!

Jean (für ſich): Ja, jetzt um Achte ein Abendblatt, bei uns! Kannſt lang rufen und klopfen . . .

Gaſt (ungeduldig): Ein Abendblatt!

Jean: Geh, Miſchko, ſag' Du ihm's, wie die G'ſchicht is, i mag mi nit giften . . .

Gaſt (im Zorn): Ein Abendblatt! Kreuzſakr . . .

Miſchko: Entſchuldigen — 's is kein's mehr da — die Herren Gäſt' hab'n ſchon alle eing'ſteckt!

Gaſt (verwundert): Wer — wie — was — eingeſteckt?

Miſchko: Die Abendblätter. Das is ſo Brauch bei uns. Das heißt, nit nur bei uns da, ſondern überhaupt in Wien. Ein jeder Herr nimmt ſi a Blatt'l, wie er's am Tiſch find't, und ſteckt's ein.

Gaſt (ungläubig): Zeitungen, welche Ihr Principal abonnirt?

Miſchko: Nit nur die allein, ſondern auch die, die mir extra um unſer Geld kaufen . . .

Gaſt: Mit welchem Rechte?

Jean (geringſchätzig lächelnd): Recht? Um das hat noch Keiner g'fragt. Die Herren glaub'n halt, daß's wenigſtens ka Unrecht is.

Gaſt: Aber eine Zeitung, welche hier öffentlich aufliegt, iſt ja ein Gemeingut Aller?

Jean: Sagen's ihner's; werd'n's ſeg'n, was für a Antwort krieg'n!

Gaſt: Welche Gäſte haben Sie denn, daß ſich die Herren nicht geniren, fremdes Eigenthum und wenn es auch nur einen Werth von zwei oder drei Kreuzern repräſentirt, ſich anzueignen?

Jean: Welche Gäst'? Ich bitt' — die schönsten Leut' — Hausherr'n, Dokter, Börsianer — was's woll'n . . .

Mischko: Herr'n mit Pelz, die ihner'n Wag'n draußt steh'n hab'n, steig'n ab, kommen herein, verzehr'n oft gar nix und hol'n si nur a Abendblatt, wann's wo ein's lieg'n seg'n. Das is allgemeiner Brauch. Wunderselten, daß Einer oder der Andere alle heiligen Zeiten a paar Kreuzer dafür auf'n Tisch hinwirft, und glaubt, daß er Ein'm damit seeli macht. I hab' aber 's Kreuz mit die ander'n Gäst — natürli — denn mir hab'n die Zeitungen nit nur für a paar Herr'n, sondern für Alle, aber das begreifen die Herren nit. Und so noble Herren . . .

Gast: Nobel? Bei solchen Gewohnheiten?

Mischko: No ja, nobel sein's ja doch, wann's a schmutzi sein und ein' andern Gast wegen drei Kreuzer um sein Recht verkürzen.

Gast: Und das ist allgemeine Sitte?

Jean: Allgemein. Was woll'n's denn? Der Herr von Daxhuber is doch g'wiß a Mann, dem m'r sonst nix nachsag'n kann, aber — was's Zeitungen-Einstecken betrifft, is er Einer von die Capo. Er selber lest 's ganze Jahr kein' Zeil'n, aber für die Seinige z'Haus, sagt er, nimmt er gern a paar Blatt'ln mit z'Haus, und a Papier z'Haus, sagt er, kann m'r alleweil brauchen, sagt er, zum Unterzünden, sagt er, zum Einwickeln, oder sonst zu was. Und wann i sag': Herr von Daxhuber, i bitt', es kommen noch Gäst', die's vielleicht lesen woll'n, da lacht er und sagt: Um Achte auf d'Nacht lest ka Mensch mehr a Zeitung! . . . Seg'n's, so sein die Leut' . . .

Gast: So . . .

Jean: Das will i grad net sag'n, aber so g'wiß —

Gast: Gedankenlos, rücksichtslos?

Jean: Wie m'r's halt nehmen will. Andere hab'n wieder andere Unarten. Da is z. B. der Herr von Goldsteiner, der noch kein' Tropfen bei uns trunken hat und der im Sommer nur kibitzt und im Winter sich beim Ofen wärmt, der füllt si alle Tag sein ganz' Büchsel mit Zündhölz'ln, die mir kaufen!

Gast: Das ist eigentlich auch ein Diebstahl!

Jean: Wann m'r's a grad nit ein' Diebstahl heißen will, obwohl's einer is, aber — schön is's nit, und für so ein' Herrn schon gar nit. Ein Anderer, ein Hauslehrer, schneid't si wieder die Inseraten außer, die er brauchen könnt' . . .

Gast: Und schädigt dadurch nicht nur den Inserenten, sondern auch alle Uebrigen, für die das bezahlte Inserat bestimmt war — —

Mischko: Natürli, aber auf so was denken die Leut' nit. Ganze Fetzen reißen's aus die Zeitungen. Beilagen schon gar, und wann no so was Wichtig's oder Interessant's d'rauf steht, was für alle Leser g'hört, wird ausser g'rissen: is eh gnua Papier no da, heißt's nachher, ob das Blatt'l dabei is oder nit, das macht 's Kraut nit fett.

Gast: Unbegreiflich! Aber wenn den Leuten schon das Verständniß für die Sache mangelt, so sollte doch der Rechtssinn, der auch in kleinen Dingen . . .

Jean: Wie hab'n's g'sagt? Rechtssinn? Sie sein g'wiß ka Hiesiger? Bei uns is das ja a nix Unrecht's, es is nur so Brauch. Wie i gestern a Spektakel mach' und ruf': Wer hat denn schon wieder 'n „Figaro" g'stohl'n? schreit der Herr von Hartriegel: Was g'stohl'n? Moderir'n's Ihner a Biss'l! I hab'n eing'steckt, weil er eh schon ein' Tag daliegt, eing'steckt is nit g'stohl'n — bei einer Zeitung — verstanden?!

Gast: Und was sagten die übrigen Gäste?

Mischko: G'lacht haben's und hab'n g'sagt: Recht hast, Hartriegel! Weg'n einer Zeitung solche G'schichten! Sein ja gnua andere da — nimmt m'r si halt ane, da wird d'Welt nit z'Grund geh'n desweg'n! Fixen Faxen, weg'n ein' Bog'n Papier! Rein lächerli!

Gast (nachdenklich): Sonst aber soll es doch recht gemüthlich in Wien sein?

Jean und Mischko (lachend): O jehrrr! . . .

8.

Briefe und Beſuche.

Was iſt unangenehmer und läſtiger: Briefe von gleichgiltigen oder gänzlich unbekannten Perſonen leſen, beantworten und die Antwort — frankiren zu ſollen, oder während der Arbeitsſtunden von Leuten überfallen zu werden, die uns nicht nur völlig unintereſſant, vielmehr ihres nichtigen Geplauders oder ihrer ſteten Anliegen, Verwendungs- und Commiſſions-Bitten wegen häufig ſchon ſehr fatal, ja ſogar fürchterlich geworden? Ich laſſe die Frage für Sachverſtändige, alſo fühlbar Betroffene, zur Entſcheidung offen — vielleicht iſt ſie aber auch gar nicht zu beantworten.

Napoleon I. that den Ausſpruch: „Es gibt Diebe, welche dem Menſchen das Koſtbarſte ſtehlen und doch frei ausgehen, weil das Geſetz ihnen nichts anhaben kann — Jene, welche uns die Zeit ſtehlen!“ Dieſem vernünftigen Dictum ſchließt ſich die alte, weiſe kaufmänniſche Lebensregel an: „Zeit iſt Geld!“ Aber wie unbekümmert ſchalten die Leute mit fremdem Eigenthum und wie verſchwenderiſch ſind ſie mit — unſerer Zeit! An ein paar Stunden, die ſie von uns gleisneriſch-hinterliſtig oder brutal-gewaltthätig in Beſchlag nehmen, liegt ihnen nicht das Mindeſte, „uns iſt es ja eine „Spielerei“, ſie wieder hereinzubringen!“ So lautet ihre frivol leichtſinnige, gewiſſenloſe — dumme Rechtfertigung ....

Kennſt du, theuerſter Leſer, die ſtereotype Begrüßungs-, reſpective Ueberrumpelungs-Floskel: „Nur auf zwei Minuten, wenn ich bitten darf!“ Zwei Minuten! Ach, es wird eine qualvolle Stunde, es werden anderthalb Stunden daraus, und deine Stimmung, deine Arbeitsluſt, dein Schaffensvermögen — es iſt Alles nach Abſolvirung des Schmätzers oder dreiſten Schnorrers) für den Reſt des Tages beim Teufel!

„Störe ich Sie vielleicht? Sind Sie gerade beschäftigt? O, da ist mir leid! Wahrhaftig leid! Da komme ich lieber ein andermal! Entschuldigen vielmals! Werde dieser Tage mir erlauben, wieder vorzusprechen! Bitte tausendmal um Verzeihung!“ Und so weiter, nach bekanntem Muster. „Ein andermal!“ Ein andermal kann der edle Fremdling noch viel ungelegener kommen ... so brummst du denn ein verdrießliches: „Bitte! Mit wem habe ich die Ehre und mit was kann ich dienen? Aber ich ersuche, sich kurz zu fassen, da ich thatsächlich pressirt bin und dieser Artikel, an dem ich, wie Sie zu sehen belieben, eben schreibe, mit dem Sechs-Uhr-Zug abgeschickt werden muß!“ Wie thöricht du in deiner Herzensgüte bist und wie sehr du es zu beklagen hast, daß dir das „Abweisungs-Talent“ fehlt, und auch deine Angehörigen so lammsfromm und unschuldsvoll sind, nicht lügen und deine Anwesenheit nicht verleugnen zu können. So macht sich also der Andere ohne deine einladende Aufforderung bequem, stellt den Hut auf deine noch nassen Scripturen, rückt den Stuhl dir vis-à-vis, läßt seinen Blick durch's Zimmer schweifen und lobt dein geschmackvolles Arrangement, oder schöne Aussicht, oder den hübschen Stuck, oder den farbenreichen Teppich, oder den praktischen Schreibtisch. „Ich besitze einen ähnlichen Schreibtisch, ganz so gebaut; nur schwarz statt braun; aber, mein Gott, wann kommt Unsereiner zum Schreiben! Schade um den Platz, den er einnimmt, wenn man ihn nicht als Zimmerzierde gelten lassen will. Was zahlen Sie hier Zins, wenn ich fragen darf? Wohnen schon lange hier? Ich bin im ewigen Umziehen begriffen, ja, bis mir etwas paßt!“ — Du rückst schon längst während dieses unnöthigsten Geplappers ungeduldig hin und her, beißest die Unterlippe, siehst nach der Uhr und frägst endlich ziemlich ernst und trocken: „Mit was ich dienen kann, bitte ich mir zu sagen. Aber gütigst rasch!“ — „Ja so! Bald hätte ich vergessen, weshalb ich mir die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen und mir ihren Rath zu erbitten! Aber — die Sache hat eigentlich Zeit, sie eilt nicht; wenn ich Sie störe, so komme ich doch — ja — ja — ich sehe ein, daß es unbescheiden wäre, Sie in Ihrer Arbeit, die wohl dringender ist, als meine Angelegenheit, auch nur

du endlich barsch und ernsthaft: „Wollen Sie mich in Ruhe lassen!“ deutest nach der Thür und setzest dich an deinen Schreibtisch. Jener entfernt sich kopfschüttelnd und erzählt in weitesten Kreisen von deiner Bärbeißigkeit, Ungefälligkeit ꝛc.

Ist es Keckheit oder nur Dummheit, was Manche zu solchem Begehren verleitet? Und mit welch' weitern sonderbaren unerwartetsten Anliegen sie kommen! Die Einen wollen deine Vermittlung bei dir ganz fremden Redactionen; die Andern schleppen Päcke von Manuscripten herbei und erbitten deinen Rath behufs Verwerthung ihrer dichterischen Versuche; wieder Andere wünschen Auskünfte über dies und das, weil du ein so reiches Material zur Localgeschichte hättest; Andere begnügen sich damit, wenn du ihnen das einschlägige Buch auf ein paar Wochen (d. h. auf Nimmerwiedersehen) leihen würdest; der bittet dich gar um deinen Paß und will auf deinen Namen reisen, und Jener trägt sich an, daß du bei deiner Sommer-Campagne ihn als Theilnehmer acceptiren möchtest, weil eine größere Tour zu Zweien für den Einzelnen doch billiger käme, ohne Rücksicht auf die Frage, ob er dir als Reisegesellschafter angenehm wäre oder nicht. Und so fort. Von den professionellen „Pumpiers“ gar nicht zu sprechen, die unter allerlei Wortgeflunker, unter Gestöhne und Geseufze, unter wirklichen Thränen und der eidlichen Versicherung, dich nie wieder zu behelligen, dir die schönsten „Einserln“ aus der Tasche zu locken verstehen. Ihnen reihen sich die Brüder und Väter der Debutantinnen an, welche deine „mächtige“ Protection überhaupt oder nur dein Fürwort bei einem gestrengen Referenten erflehen; Concertgeber, die den anmuthigen Gedanken äußern, daß es dir ein Leichtes sei, unter deinen Bekannten mindestens fünfzig Karten verschleißen zu können; Leute, denen du eine „Schrift aufsetzen“, einen Beschwerdebrief über mangelhafte Bespritzung irgend eines Seitengäßchens, oder über das lärmende Treiben eines Nacht-Cafés verfassen, ein Hochzeits-Carmen dichten, eine Nekrolog-Notiz schreiben, die Feier eines Arbeiter-Jubiläums schildern sollst, und wozu man deine „Gefälligkeit“ sonst noch in Anspruch nehmen zu dürfen den unumstößlichen Glauben hat. Und sie kommen Alle während deiner

Arbeitszeit, denn da trifft man dich am „sichersten“, und sie fühlen sich nicht im Geringsten „incommodirt“, wenn das Zimmer noch nicht völlig aufgeräumt, und sie beruhigen dich sogar, indem sie dir versichern: „Macht nichts! Bei mir schaut's 'n ganzen Vormittag auch nicht anders aus!“ Diese guten, nachsichtigen Menschen! Sagte doch erst dieser Tage eine derlei nicht wegzubringende Besuchsklette frohmüthigst: „Schenirn's Ihnen nit; schreiben's zu; i kann warten, bis's ferti sein; i schau derweil da Ihnere Albums an!“ Und er blätterte hin und her, daß mir jeder Ton ins Herz schnitt und mir der Angstschweiß an die Stirn trat, denn ich hatte gegründete Sorge wegen Nichtbeschädigung einiger Deliciosa.

Noch liebenswürdiger benahm sich ein Anderer. Ich verständigte die Freundes- und Bekanntenkreise, daß ich, um die übrigen Tage ungestört arbeiten zu können (denn von der Arbeit muß ich leben), etwaige Besuche mir nur an Montagen Vormittags erbitte. Kommt Einer richtig inmitten der Woche und bringt die närrische Entschuldigung: „Ich weiß, daß es Ihnen heut' unangenehm ist, aber ich dachte mir, an Ihrem obligaten Audienz-Tage haben Sie ohnehin viel Besuch, so kam ich heute, wo wir ungestört plaudern können!“ Der Schäcker! War es mir um's Plaudern? Und mit ihm? Welche Eitelkeit!

Und mit welchen Discursen muß man die kostbare Zeit vertrödeln? Namentlich bei Frauenbesuchen! Welch' geistreiche Bemerkungen der „Gebildeten“ und welch' naive Urtheile eines „Weibes aus dem Volk“, wenn z. B. meine Bücherei Einer ins Auge fiel! „Ach, so viele Bücher! Das wäre auch meine einzige Freude! Aber ich habe mir nur meine Lieblingsdichter angeschafft und lese Jeden nur in der Ursprache! Nur keine Uebersetzungen! Es geht doch zu viel verloren dabei. Wo lassen Sie binden?“ — Oder: „Jessas, gibt's da Bücher! Wann dös mein' Loisi wüßt! Wissen's, die lest so viel gern! Wo's nur a Büchl derwischt, wird's g'lesen, von Anfang bis zum End! Sagen's m'r, hab'n's dös Alles schon ausg'lesen? Da g'hört aber a Kopf dazu, wann m'r si das Alles merken soll! Hab'n's Ihner aber a Alles g'merkt, was's g'lesen hab'n? No i gratulir! I hätt' kein' Kopf dafür!

Ja, mein' Loif'!" — Oder: „Schreiben Sö das Alles auffer, aus die Bücher, was's in die Zeitung einidrucken laſſen? Finden's denn a Alles glei, was's brauchen? Ja, da is's freili leicht, a Zeitungsſchreiber z'ſein, wenn m'r Alles druckter vor ſeiner hat. Aber's Aufſuchen halt! Was?" . . .

Sämmtliche angeführte Beiſpiele ſind nicht erfunden, ſie ſind ſchaudernd ſelbſt erlebt! Ich las im heurigen Frühjahre zweimal öffentlich „über die Dummheit" vor, der Stoff, ſo ſehr ich ihn neuerdings ausdehnte, iſt noch lange nicht erſchöpft, man könnte Bände voll ſchreiben, Bände in Folio und in hundertfacher Zahl und man würde mit dem drollig fürchterlichen Thema nicht fertig. Es gibt allüberall und in jeder Sphäre Leute, welche nicht zu denken vermögen, weder wenn ſie ſprechen, noch wenn ſie ſchreiben. Man ſollte gewiſſe Briefe drucken laſſen und für ihre weiteſte Verbreitung ſorgen, um die Behörden aufmerkſam zu machen, wie viele Tollhäusler noch nicht im Tollhauſe ſtecken, und wie viele Verbrechen ungeſtraft bleiben, denn es iſt doch ebenfalls, wie es mit ungebetenen Beſuchen geſchieht, ein Verbrechen, oder mindeſtens ein Vergehen gegen die Sicherheit unſeres häuslichen Behagens und unſerer ungeſtörten Arbeitsluſt, uns mit vier und acht Seiten langen Zuſchriften zu martern, die wir, wie bereits geſagt, leſen und frankirt beantworten ſollen! Denn nur Wenige kleben eine Retour-Marke bei, die Meiſten glauben uns damit zu beleidigen oder überlaſſen die Porto-Pflicht überhaupt sans gêne dem Attentirten und finden es ganz natürlich, daß wir nebſt Zeitverluſt auch noch effective Geldopfer für wildfremde Menſchen tragen ſollen. Leider hat aber auch die großmüthig geſpendete Poſtmarke ihren unangenehmen Beigeſchmack, nöthigt ſie uns doch wirklich zur Antwort, während im andern Falle es doch zuweilen ausführbar iſt, ein langweiliges Geſchreibſel halbgeleſen in den Papierkorb zu werfen.

Es iſt der Fluch eines bekannten und öffentlichen Namens, beſonders eines publiciſtiſchen und ſchriftſtelleriſchen, von aller Welt als Zielſcheibe angeſehen zu werden, wohin man ſeine geſchriebenen Projectile abzuſchießen hat. Anaſtaſius Grün ſoll an Briefſchreiben ſich zu Tode gearbeitet haben, denn der edle, hochherzige

Poet glaubte in seiner Güte, dem zudringlichsten Gesellen, dem albernsten Schmierer mit ein paar Zeilen antworten zu müssen. Ich fühle mich, im Vergleich zu dem genannten „gräflichen Dichterfürsten", wie mein nachbarliches „Hahnlbergl" zum Chimborasso — und dennoch, was leide ich, trotz meiner Unbedeutendheit, unter der Last einer vermaledeiten, sogenannten „ausgebreiteten Bekanntschaft!" Was kosteten mich seit dreißig und vierzig Jahren diese unabweisbaren Onera an Zeit, an Stimmung, an Federn, Tinte, Papier, Couverts, Visitkarten, Oblatten, Siegellack, Vignetten, Streusand und — Porto! Ach, dieses schöne, gräßliche Porto! Für den Rest meines Lebens könnte ich mit dem Ersatz dieser Unkosten mit Knaster, schwarzem Drei-König und den nöthigen Cubas mich verproviantiren!

Und welche Schriftarten gibt es da zu lesen, zu enträthseln, zu enthieroglyphiciren! Welche schauderhaften, welche malitiösen, welche absichtlich schlechten, d. h. affectirt „originellen" Züge quälen unsere halbblinden Augen; welche miserablen Tintensorten wählen diese Schreibpfuscher, oder welch' verrückte absonderliche Farben: blaßgrau, blau, violett, roth. Ja, auch roth schreiben diese forcirten Sonderlinge, wie Bertram's und Mephistopheles' „Contracte" so craß ausgestattet; und noch andere „Eigenarten" haben die Sakkermenter, um uns vollends zur Verzweiflung zu bringen: der Eine „fuzzelt" und schreibt wie mit einer Spennadel-Spitze, und gelang es ihm richtig, 88 Zeilen auf eine kleine Octav-Seite zusammenzupressen, allerdings ohne jegliche Rücksicht auf die möglicherweise geschwächte Sehkraft des „geehrten" Lesers, der genöthigt ist, dieses Teufelsgekritzel mit der Loupe zu entziffern; der Andere coquettirt mit zollgroßen Hakenbuchstaben nach Art der Zimmerleute; der Dritte schreibt Antiqua; der Vierte beginnt nach jüdischer und englischer Manier auf der vierten Seite; der Fünfte ist für Oblong eingenommen; während der Sechste damit zu brilliren sucht, daß er allem Herkommen entgegen, sich der abscheulichen Querschrift (von links nach rechts gerichtet) bedient. Der benützt steifes Cartonpapier, ohne Kümmerniß, ob der Empfänger wegen Uebergewicht des Briefes zu einem Straf-Porto verurtheilt wird,

und Jener erlaubt sich mit dir auf Blättchen im 64stel-Format zu correspondiren, da dies nach seiner Meinung ohne Zweifel „allerliebst“ sich macht. Mit all' diesen „Eigenthümlichkeiten“, recte Unarten, hast du dich stillschweigend abzufinden, und sei froh, wenn du doch die genial „verzogene“ Unterschrift dir mühsam ausklügeln kannst, und der Absender, der dich um eine Antwort ersucht, in seiner üblichen Zerstreutheit nicht vergessen hat, seine Adresse beizusetzen. Denn auch derlei passirt.

Und was ist der Inhalt all' dieses Wischwasches? Meist doch nichts Anderes, als ein Appell an deine bewährte (und leider bekannte) „Gutmüthigkeit“, an deine so oft und allseits bewiesene „Gefälligkeit“, wovon Dieser und Jener so rührend Zeugenschaft ablegte, was dem „ergebenst Gefertigten“ den Muth gab, sich an dich, und nur an dich allein (welches Glück und welche Ehre!) zu wenden, um — und nun schleicht mit einem athembeengenden, langgewundenen Satz der hinkende Bote herbei. Es ist wieder und abermals ein Anliegen, das dir aber momentan sehr unbequem kommt, das dir sozusagen „überquer“ liegt, dessen Erfüllung dir Fatalitäten bereiten kann, und wenn schon dies nicht, so doch persönliche Opfer an Zeit, an Mühe, an octroyirten Geldauslagen fordert. Und wenn die Leute nur knapp bei der Sache blieben; wenn sie nur ohne viel Umschweife mit dem eigentlichen Gegenstande ihrer Bitte frank und frei herausrücken möchten; wenn sie nicht so viel Wortgeschnörkel und Phrasenzierere verschwenden und die unbilligste Zudringlichkeit und mitunter sogar Unverschämtheit nicht in erheuchelt zaghafte Scheu formuliren würden! Aber nach confus langweiliger Einleitung beginnen erst jene unsinnigen Anschmeichelungen, die in ihrer Unmotivirtheit oder hyperbolischen Ausschreitung dich mehr ärgern als der bösartigste Druckfehler in einem Liebesgedicht, bis du nach Ablösung der faulen Schale und Beseitigung der übersüßen fleischigen Lobhudelfrucht endlich auf die mehrfächerige Capsel geräthst, die den Kern, das heißt die Kerne des demüthigen Ansuchens enthält. Was nützen nun deine grimmigsten Flüche, die Schröpfköpfe des „unterthänigsten“ Petenten sitzen dir doch im Nacken; so mache

dich denn an die Arbeit, sei abermals gefällig, „diene“ dem dir gänzlich Unbekannten, entledige dich nach bestem Wissen und Gewissen der dir zugeschanzten Aufgabe, ertheile (gratis) Rathschläge, laufe zu Pontius und Pilatus, kraxle auf Leitern herum, steige in deinen Keller oder auf den Dachboden und wühle in allen Päcken deiner entlegensten Repositorien, stelle werthvolles Memorial zur Verfügung, thue Alles, was in deinen Kräften ist — nur vergiß auf die Hauptbedingungen bei deinem Samaritaner-Werk und in deiner Auxiliar-Robot nicht: erwarte nie einen Dank! Denn nur Wenigen ist es gegeben, sich solcher uneigennütziger Dienstwilligkeit später noch zu erinnern. In der Regel kennt man „nach gethaner Arbeit“ dich nicht mehr. Welch' herrliche Exempel muthvollsten und ungenirtesten Undankes könnte ich aus dem Kunterbund meiner Erlebnisse und Erfahrungen erzählen!

Der Kukuk hole all' diese Briefe und Besuche, die uns nichts bringen als Verdruß, Ungemach und Schererei und zu Opfern uns verpflichten! Denn die Mäcenase, welche mit reichen Gaben beladen das Stübchen der armen Poeten betraten und die Virgile und Horaze gar mit Villen und Sabinischen Landgütern beschenkten, sind bekanntlich ausgestorben; was sich heute noch „an Leute von der Feder“ wendet und sich mit ihnen befaßt, d. h. mit ihnen in Verkehr zu kommen sucht, rangirt ohnehin meist nur in die breite Rubrik der — Supplicanten. Mögen uns diese Unermüdlichen, Unersättlichen und Ungelegensten aller Erdengeschöpfe aus ihrer Vormerkliste endlich streichen, wir leisten Verzicht auf das Vergnügen, von ihnen gekannt und nach Verdienst gewürdigt zu werden; wir wissen, was dahinter steckt und welchen Textes die nächsten Strophen der enthusiastischesten Lobes-Hymnen sind. Außerdem, was die Sache für den Adressaten noch ermüdender macht, es sind diese Zuschriften nach ihrer Stylisirung fast alle gleich, sie ähneln sich wie ein Ei dem andern, das dieselbe gackernde Henne gelegt — es dürfte ein Autor diese sämmtlichen Huldigungs- (und Ersuchs-) Schreiben verfaßt haben. —

Was ich mit diesem Hi[illegible]ferus will und an wen er gerichtet ist? Die liebwerthen Freund[illegible]e, deren Anblick unser Herz erwärmt

nd unſere Seele erfreut, deren ſchriftlicher Gruß uns ein geiſtiger
enuß und in deren Verkehr wir ein erquickendes Labſal in der
hrecklichen Dürre des Alltagslebens zu finden gewohnt ſind —
e werden mich verſtehen. Meine Epiſtel iſt für Jene beſtimmt,
ie . . . die . . . nun, die uns eben keine „liebwerthen Freunde“
ind! . . . .

9.

Allerlei Erzähler.

Also, daß ich ſag'! — Ja — was — hab' ich denn ſagen wollen? Jetzt geht's gut — vergeſſ' ich in dem Augenblick, was ich .... liegt mir auf der Zunge ... nu, wird mir vielleicht ſpäter noch einfallen. Reden m'r derweil von was Anderm ..."

Vielgeliebter Leſer! Haſt du nicht ſchon tauſendmal, oder doch wenigſtens neunhundertneunundneunzigmal juſt in den koſtbarſten Momenten deines Erdendaſeins mit ſolch' langweiligen Patronen zu thun gehabt, die ewig nie dazu kommen, uns das ſagen zu können, was ſie uns ſagen möchten? Immer ſpielt ihnen ihr lahmgewordenes Gedächtniß, das bis zur letzten und vorletzt verlebten Secunde nicht mehr reicht, den mißlichen Streich, in der ſchönſt angefangenen Erzählung ſtecken bleiben zu müſſen, und ſo die direct herausgeforderte Aufmerkſamkeit und Neugierde ihrer Zuhörer abermals genarrt zu haben. „Was ich ſagen wollt' — ah, das iſt claſſiſch — g'rad' wie weg'blaſen — nit um ein G'ſchloß fallet's mir ein — von was hab'n wir denn g'redt? Ja, richtig .... nein, das war's auch nicht — zum Teufel hinein — eine verfluchte Dummheit, wann man ſo leicht vergeſſen kann!" — Entſetzliche Menſchen! Wie geſchaffen zur Qual ihrer Mitmenſchen! Und ſie hören nicht auf, unſere Geduld in Anſpruch zu nehmen, ohne Ahnung, daß ſie uns mit ihrer „Stigezerei" und „Gigel-Gagelei" auf die Marterbank legen, unſere Nerven in Aufregung bringen und uns in einen Zuſtand verſetzen, der nicht unähnlich jenem iſt, den der Gelehrte mit dem Gattungsworte „Katzenjammer", und der Mindergebildete mit „Schädelweh" bezeichnet. Und das Unglück will, daß derlei Leute nicht nur

zeitweilig, nicht sporadisch, nicht plötzlich und unerwartet von solchen Gedächtnißunfällen betroffen werden, im Gegentheile, ihr Leiden wird vielmehr ein chronisches, ihre Denkorgane erschlaffen allmälig fast gänzlich, aber sie finden dies nicht sonderlich unbequem, sie gewöhnen sich sogar daran, wie der Hund, dem der Vivisector das Gehirn herausgenommen, ohne jegliches Erinnerungsvermögen fortzuvegetiren, und führen schließlich, quasi zur Entschuldigung, nur mehr die stabile, barocke Phrase im Munde: „Ja, da könnt' ich auch was erzählen" — oder: „Da wüßt' ich auch a G'schicht', wann's m'r einfallet!" Recht bedauerlich, obwohl der Verlust an den in suspenso gelassenen Erzählungen vielleicht doch kein allzu großer ist.

Andere laboriren nicht an einer completen Gedächtnißlosigkeit, sie haben sozusagen ihr „Gefrett" nur mit der Festhaltung und Wiedergabe der verdammten „Namen" und „Zahlen". Nun ist wohl nicht zu verlangen, daß auch gewöhnliche Menschenkinder mit jener immensen Gedächtnißstärke ausgerüstet, wie etwa ein Hormayr oder Mühlfeld, die eine Million Jahreszahlen, Gesetzes-Paragraphen, Regesten, Daten und Personalien ꝛc. im Kopfe hatten und zu jeder Minute aus dem Stegreif und völlig unvorbereitet mit den legalsten Angaben aufwarten konnten; aber es wird doch unleidlich und ebenfalls zur Tortur für den Hörer, wenn der Erzählende unausgesetzt, wie über Löcher, stolpert, die die Zwischenzeit in sein stark lädirtes Gedächtniß gerissen, und man die peinliche Gewißheit hat, jede seiner Mittheilungen mit einem Manco gerade der interessantesten oder wichtigsten Daten hinnehmen zu müssen.

Schon im Beginn arbeitet der Unselige mit Deficiten. Im ersten Satze gleich stockt der Redefluß: „Das erinnert mich an eine ähnliche Affaire im Jahr . . . . im Jahr . . . . im Jahr — wann war denn das nur — das sollt' man sich halt Alles merken oder eigentlich aufschreiben, denn vergessen ist so etwas leicht. Aber liegt nix d'ran! Sagen m'r also: vor zehn, zwölf Jahr — 's is nit einmal so lang, denn mein' Fanny war damals schon auf der Welt, und die is jetzt neun Jahr' alt. Is

übrigens Nebensach'! Bleiben m'r bei der Hauptsach'. Also: Ich komm' mit dem Nachtzug in . . . in . . . in Dingsda, wie heißt denn nur das Nest? 's is a Badeort, liegt an der Bahn . . ." — „Ja, Badeörter gibt es eine Menge und Bahnen auch!" wirft Einer belehrend ein, „Sie müssen wenigstens angeben, wo beiläufig? Liegt der Ort in Oesterreich?" — „Da unten liegt er!" — „Wo unten?" — „Na, wann ich schon sag': da unten!" — „War's vielleicht in Villach? Weil Sie schon einmal von Villach erzählten? Oder . . . ." — „Mir scheint es war in Villach. Aber das is Nebensach'. Die Hauptsach' is, daß ich Ihnen das Abenteuer erzähl', was mir dort passirt is. Also hören's: (Alles lauscht.) Ich komm' also um Mitternacht mit der Bahn an. Wen treffe ich da im Speisesaal? Was glauben's, wen?" — „Ja, das ist schwer zu errathen, Sie haben viele Bekannte!" — „Nix Bekannten, kein unseriger Freund, sondern a berühmte Persönlichkeit — so schön, jetzt fallt m'r der Nam' nit ein . . ." — „Ein Staatsmann?" — „Nein!" „Ein Dichter?" — „Nein!" — „Ein Militär?" — „Nein!" — „Ein Künstler?" — „Nein!" — „Ein Kirchenfürst?" — „Nein, ganz was Anders. 's „Extrablatt" hat einmal sein Bild 'bracht!" — „Ein großer Verbrecher?" — „Auch nicht! Schau'n Sie so a Malheur an! Wann man sich auf sein Pofösenkammerl gar nicht mehr verlassen kann! Recht ärgerlich!" — Und die Gesellschaft, die bereits unruhig geworden und wie auf Nadeln gesessen, kommt wieder um eine effectvollst angekündigte Erzählung, denn der Mann wird über sich selbst unwirsch, schlägt sich ein paarmal vor den Kopf, murmelt einige unverständliche Flüche und gibt, da gar nichts helfen will, den Plan auf, den Genossen das frappante Ereigniß, das ihm plötzlich ganz entschwunden, mitzutheilen.

Im directen Gegensatz zu diesen Virtuosen der Vergeßlichkeit und solchen „Sprech-Brodlern" ist der weitläufige und umständliche Erzähler, der sich bei seinem einfachsten Berichte in endlose, unwichtigste, mit der Sache nicht im mindesten Zusammenhange stehende Nebenbemerkungen und minutiöse Details auflöst, den Faden seiner Begebenheit nach und nach verliert und nie zur

Pointe gelangt, um die es ihm doch vorzugsweise zu thun gewesen. Leute dieser Sorte, die nie das Hauptziel erreichen, weil sie auf den Zwischenstationen zu lange verweilen, die, wie gewisse Frauen mit ihrer Ball-Toilette oder der Arrondirung ihres Reisesackes, mit der simpelsten Geschichte nie fertig werden, rangirt der Naturforscher unter das Geschlecht der „dialektischen „Bandelkramer". Sie gehören zu den weitaus gefürchtetsten Erzählern, da sie ihren in Delinquenten-Stimmung befindlichen Höropfern auch dann nicht Pardon schenken, wenn diesen der Angstschweiß an der Stirne, man allseits mit den Stühlen rückt, mit den Füßen scharrt, sich in den Haaren kraut, räuspert, seufzt, den Oberkörper nach rückwärts wirft, zur Abwechslung das Haupt in beide Hände legt, und wie die Zeichen heißen, die den geehrten Redner mahnen sollten, „zum Schlusse" zu eilen. Aber für ihn gibt es keine Eile, ihn pressirt nichts; das plätschert und rieselt so gleichmäßig fort und sickert vielmehr nur, wie aus einem morschen Hektoliter-Faß tropfenweise in einzelnen Worten und Sätzen und Beispielen und eingeschachtelten zwecklosesten Gleichnissen, daß einem frischrasirten Auditorium die üppigsten Vollbärte wachsen, ehe der unermüdliche „Detailliſt" mit seinem für die übrige Welt ohnehin ganz gleichgiltigen Erlebnisse zu Ende ist. Ich werde mich hüten, den Mann hier „par exemple" redend einzuführen, da ich mir weder die Aufgabe gestellt habe, meine verehrten Leser „kunstvoll" zu langweilen, noch der übliche Raum für eine Skizze es zuließe, um eine derlei abschreckende Muster-Erzählung in ihrer naturgemäßen Ausdehnung in ein paar Spalten placiren zu können. Außerdem ist die Species in weitesten Kreisen sattsam bekannt, die aber erst dann die richtige Weihe der Unausstehlichkeit erhält, wenn der Betreffende auch noch die schauderhafte Nebenmanart besitzt, nach dem zweiten Worte ein „wissen's", nach dem vierten ein „verstehn's", nach dem sechsten ein „natürlich", nach dem achten ein „alsdann", nach dem zehnten und zwölften ein „sagt er", „hat er g'sagt", „sag' ich, „hab' ich g'sagt" und was der denkfaulen Redefüllsel mehr sind, anzuwenden und dieser Methode in derselben

oder umgekehrten Reihenfolge treu zu bleiben, ohne zu merken, ohne zu fühlen, ohne zu hören, daß er mit diesem gesprochenen „Kaschernat“ ein verbrecherisches Attentat auf die Geduld der nachsichtigsten Hörer begeht. Und wie gerne erzählen gerade solche Vortrags-Stümper, solche Marodeure der primitivsten Plauderkunst, denen das nächste Capitel verehrt sei!

Eine gehörige Portion Ausdauer Seitens der Zuhörer beansprucht auch der passionirte „Wiederholer“, respective der „Wiederkäuer“. Darunter soll nicht einmal jener großmüthige oratorische Verschwender gemeint sein, der ein und dieselbe Geschichte allwöchentlich zum Besten gibt, ja, wenn er besonders gut gelaunt ist, sie an demselben Abend jedem Einzelnen separat octroyirt und damit die Uebrigen nöthigt, sie elfmal anzuhören; und auch Jener nicht, der eine erzählte Geschichte, sobald er geschlossen, flugs recapitulirt und sie Wort für Wort nochmals auf's Tapet bringt. Unter „Wiederkäuer“ verstehe ich nur die sprachlichen Sonderlinge und Wortquetscher, welche, wie verliebt in einen Satz oder in ein Wort, sich von ihm nicht zu trennen vermögen, das unbedeutendste Dictum nacheinander zweimal, dreimal und auch viermal wiederholen, um die vermeintliche Erhabenheit ihres Gedankens, ihres Ausspruches oder ihrer Wahrnehmung darzuthun. „So ist es auch, hab' ich ihm zur Antwort geben! So ist es auch! Ja, so ist es auch!“ Oder: „Richtig war er's! War's richtig! Richtig war er's!“ Oder: „Da muß ich schon recht sehr bitten, war meine Antwort! Recht sehr bitten! Da muß ich schon sehr bitten! Aber schon recht sehr bitten!“ Diese „Figura repetitionis“, mit der bei mäßigem und vernünftigem Gebrauch und unter gegebenen Umständen zuweilen ein außerordentlicher Effect zu erreichen, wird im Munde des gedankenlosen Schwätzers durch hypertrophische Verwendung zur lächerlichen und für den Zuhörer schmerzhaften Angewöhnung, die für den Dritten nur dann ergötzlich ist, wenn etwa auch der Angesprochene dem gleichen Laster verfallen ist und als Echo antwortet: „Recht haben's g'habt! Recht haben's g'habt! Recht haben's g'habt!“ Oder: „Wahr is's! Wahr is's! Wahr

is's!" u. s. w. Welcher Art von Discursen ist man da oft preisgegeben!

Was zur Manie wird, ist zu rügen. Es kann Einer, der ein Witzwort in petto hat, im Vorgefühle der unausbleiblichen Wirkung siegesgewiß seine Erzählung mit einem bedeutungsvollen Schmunzeln beginnen, was der Sache mitunter insofern sogar einigen Reiz verleiht, als die Aufmerksamkeit der Horcher geweckt und auf die Gedankenspitze hingelenkt wird. Aber es gibt auch professionelle Vorlacher, die als Ouverture ein lärmendes „Hahahahahahahaha!" bringen, die den erwarteten Lach-Chor präoccupiren und die das allgemeine herzlichste Lachen schon vor ihrem ersten Satze anticipiren, bei denen der Gedanke an das kommende Gelächter einen unwiderstehlichen Lachkrampf erzeugt, denen, ehe sie noch das verheißungsvolle Zauberwort ausgesprochen, zur Selbstbelohnung vor Lachen die Thränen in die Augen stürzen und der Bauch wackelt, und die dann, wenn der Pfeil abgeschossen und der „urdrollige" oder „classische" oder „drastische" Spaß unter unaufhörlichen Lach-Intervallen mit Mühe hervorgestottert, höchlichst verdutzt und verwundert d'reinschauen, dieweil die gesammte Zuhörerschaft vollkommen ruhig bleibt und sie ganz allein, als Lach-Solisten, geglänzt haben. Beschämt den Durchgefallenen diese eclatante Niederlage? Mit nichten. Als Ersatz für den Ausfall sagt er den Capitalwitz noch einmal und begleitet ihn selbst abermals mit einem förmlichen Lach-Gewieher.

Wird ein derlei unheilbarer Lach-Fex für die Umgebung lästig? Sein Gegenstück, der Melancholiker, bringt diese Wirkung auch zu Stande oder kann für empfängliche Gemüther vielleicht sogar gefährlich werden. Da molestirte uns lange Zeit ein „Privat-Lyriker", der etwas spiritistisch-hypnotisch-mystisch-idealistisch-pietistisch-clerical angehaucht, meist, wenn die Geisterstunde nahte, seine trübsinnigen Anwandlungen hatte und uns dann unter herzbewegendem Geseufze seine Träume zu erzählen begann. Diese Träume waren selbstverständlich alle symbolisch und mahnten ihn an ein baldiges Sterben. Anfangs versuchten wir, dem uner-

quicklichen Gespräche eine andere Wendung zu geben oder den schwermüthig Gewordenen von seiner fixen Idee abzubringen, aber das spornte ihn noch mehr an, sich in seine abergläubische Ansicht mit Eifer zu verbeißen und uns die Schrecken der letzten Stunden eines des ernsten Moments bewußten Menschen anschaulichst auszumalen. In der Kneipe! Bei perlendem Mailberger! Und so fast täglich, das heißt allnächtlich! Und immer dieselbe Litanei, dasselbe Gefühlsgedusel! Und dazu diese Leichenbittermiene, und die schwärmerisch erhobenen thränenfeuchten Augen! Eine Fliege, wenn sie in sein Glas fiel, oder an der Flamme sich verbrannte, konnte ihn zu halbstündigen Betrachtungen über die Hinfälligkeit aller irdischen Geschöpfe verleiten. Ein larmoyanter Fadian! Endlich wurde es uns zu viel und der Unbarmherzigste gab ihm da einmal plötzlich in rauhestem Tone den Rath: „Sollten doch mit Ihnere Träum' zur „Agnes" nach Sievering 'nausgeh'n, dort is a berühmte Wahrsagerin, die deut' Ihnen Alles und gibt auch noch die passenden Nummern zum Setzen an! Fragen's halt nach!" Das half. Er stand auf, strafte uns mit einem unsäglich schmerzlichen und empörten Blicke und empfahl sich für immer. Er lebt übrigens heute noch und besucht in seinen Mußestunden die aufgelassenen Friedhöfe. Hol' der Kukuk solche schwatzhafte Selbstquäler, wenn sie auch Andere quälen wollen!

Da sind ja die bramarbasirenden „Aufschneider" eher noch zu ertragen, die eitlen Narren, die mit ihren illustren Bekanntschaften, ihren pikanten Abenteuern und Eroberungskniffen, ihren touristischen Bravouren und Kraftleistungen ꝛc. flunkern, und welche die haarsträubendsten Dinge zu erzählen wissen, wie sie auf ihren vielfältigen Reisen dort und da nur durch ihre Geistesgegenwart und ihren trotzigen Entschluß den imminentesten Gefahren entronnen und auch die übrige Gesellschaft im fürchterlichsten Augenblicke zu retten vermochten. Reine Teufelsmenschen, diese Waghälse und Glücksritter! Nun, man hört den Maulschwindlern lächelnd zu und spendet höchstens zeitweilig ein schüchtern „Ah!" oder „Unglaublich, aber möglich ist Alles!" Ja wohl! Ach, nicht nur der romantische Süden und der fantastische Orient haben ihre

Improvisatoren und Märchenerzähler, auch in prosaischeren Zonen gedeiht diese edle Gattung inspirirter Plauderer, wie wir an der zahlreichen Nachkommenschaft und den gelungenen Copisten des lustigen Junkers Münchhausen ersehen können.

Die Kunst des Erzählens! Aber ist es denn überhaupt eine Kunst, eine kurze Geschichte rasch und frisch und lebendig zu rapportiren, oder über Gesehenes, Gehörtes, Erlebtes einem Häuflein von intimen Bekannten eine einfach schlichte Mittheilung zu machen, ihre Aufmerksamkeit für eine winzige Spanne Zeit wach zu erhalten und den Leuten weder zum Gespötte zu dienen, noch ihnen zum Folterknecht zu werden? Gewiß ist es eine Kunst, die gelernt, geübt und gepflegt werden will, wenn die natürliche Anlage für diese interessanteste Seite des gesellschaftlichen Verkehrs nicht vorhanden und der gütige Schöpfer dem Neusonntagskind die herrliche Gabe des „freien mündlichen Vortrags" als Angebinde nicht bereits mitgegeben. Denn schon aus den paar Beispielen, die ich aus einem Schock von gräulichen Modellen gewählt, ist zu entnehmen, auf welche Ab- und Irrwege manche Menschen gerathen, wenn sie nur „das Maul aufzumachen" haben, und wie schwer es so Vielen wird, nur einen geordneten Gedankengang beizubehalten, von ihren sprachlichen Unarten, stofflichen Mißgriffen (wozu auch der unappetitliche Genre gehört) und sonstigen Bêtisen gar nicht zu reden. Und die unförmigsten wie die langweiligsten Erzähler sind so „dischkusiv!"

Ein geordneter Gedankengang! Wie aber, wenn Einem an und für sich das Denken ungewohnt und unmöglich, oder wenn er gegentheilig zu den „Sprunghaften" gehört, die in ihrer Plauderei vom Zehnten ins Hundertste und vom Hundertsten ins Tausendste gerathen, ohne einen einzigen „Fall" ganz abzuthun und vollständig zu „erledigen?" Wie ein Wirbelwind reißt er dich fort, Personen, Namen und Städte fliegen an dir im buntesten Wirrwarr vorüber, dir vergeht Hören und Sehen und es ist dir zu Muthe, als ob die Seekrankheit sich bei dir anmelden wollte. „Als ich in Detmold war und mit Krause zusammentraf — Krause müssen Sie ja kennen? Nicht? Der Schwager vom

Legationsrath Schwarz in Tübingen! Den kennen Sie auch nicht? Schade! Ach, Tübingen! Wenn ich an Tübingen denke, geht mir das Herz auf. Ein prächtiges Städtle! Wo sind sie aber Alle, die famosen Burschе! Namentlich der gute Müller! In Luzern soll er noch vor einigen Jahren gesehen worden sein. Ja, dieses Luzern! Wenn sie nur nicht so viel Wesens von ihrem Thorwaldsen'schen Löwen machen möchten! Doch etwas Schwindel dabei! Ja, um wieder auf Krause zu kommen — aber so sind die Jugendfreunde! Aus den Augen, aus dem Sinn! Mit einem gewissen Emmerich in Stuttgart ging's mir ebenso. Wie oft schwur mir der brave Junge, meiner nicht zu vergessen! Dennoch that er's. Er begleitete seine Schwester nach Schwerin, die dort in's Engagement trat — mein Gott! Die Glanzzeit des Schweriner Theaters war längst vorüber! Ich kannte noch Director Krampe und Capellmeister Schmidtgen! Das war anno 35. Kam damals gerade von Arolsen. Ach, da muß ich Ihnen einen guten Spaß erzählen! In Arolsen ist nämlich ein Einkehrwirthshaus mit dem Schilde „Zum Adler". Aber wo trifft man keinen „Adler"? Sie wissen, was Zedlitz behauptete, zehn Jahre in Deutschland und Oesterreich herumzureisen, in jeder Nacht in einem andern Gasthof zu schlafen und dennoch immer im „Adler" zu bleiben. Der arme Zedlitz! Auch verschollen! Wer spricht heute noch von seinen „Todtenkränzen"! Und welches Aufsehen sie damals erregten! Mein Onkel war mit ihm befreundet und erzählte mir die wunderlichsten Geschichten von der Exzentrität des freiherrlichen Dichters. Hätte ich übrigens meinem Onkel gefolgt, so säße ich auch nicht hier, es war ein Posten in einem Handlungshause in Canada offen und ich hätte nur zuzugreifen gebraucht, aber es hielt mich eine Liebschaft fest — doch davon später — und Sie wissen, was das heißt, wenn man jung und verliebt ist. Narrethei; nichts als Narrethei! Ja, so geht's, meine Herren! So ist es! ... Sie haben da ein schönes Stück Lebensgeschichte von mir gehört! ist gerne geschehen; habe wohl viel erfahren, viel mitgemacht, und was ist das Resultat davon? Daß ich ein alter Kerl geworden und nur die Welt mit andern Augen anschaue, als einst, wo ich noch als fideler

Bruder Studio in Jena die ersten Mensuren hatte. Ja, Jena, Jena, Jena! Alles vorbei! In Heidelberg war's übrigens noch toller. Doch davon später! Ging ja meinem Bruder Ernst ebenfalls nicht anders. Wackerer Bursche! Schade um ihn! Erinnerte mich viel an Theodor Körner und an Heinrich Kleist. Körner soll ja jetzt ein Standbild bekommen? Reine Modesache, diese Monument-Setzerei! Was wird nicht Alles zur Mode! Aber Ihering hat Recht, was er im Allgemeinen über die Macht der Mode schreibt. Wir erleben noch, daß wir Nasenringe tragen, wie mein Neffe Karl oft prophezeite. Ein Denker ohne Gleichen! Und witzig, den hätten Sie kennen sollen! Reiste lange für „Robert und Compagnie". Das habe ich mir von dem Hause auch nicht vorgestellt! Hundertzwanzig Jahre bestand es und würde heute noch bestehen, wenn nicht die Baumwoll-Krise ....."

Und so weiter. Wo bleibt und blieb Krause? Wo Schwarz? Wo Müller? Was ist's mit Emmerich? Mit dem Spaß in Arolsen? Mit der Liebschaft? Mit den Heidelberger Paukereien? Niemand erfährt ein Sterbenswörtlein davon. Er schüttet nur Namen und wieder Namen vor dir aus. Schwindelt dir nicht? Und der encyklopädische Mann hält sich für den amüsantesten Gesellschafter, für den fesselndsten Erzähler. Möglich, daß er's wäre oder sein könnte, wenn man nur immer wüßte, von was er eigentlich spricht und sprach? Der confuse Sprudelkopf! .....

10.

„Weißt? Verstehst?“ — „Wissen's? Verstehn's?“

Hast du, geehrter Leser, unter einem Dutzend deiner Bekannten nicht mindestens zwei oder drei Exemplare jener fürchterlichen „Dialektiker“, die bei ihren Gesprächen und Erzählungen der unausstehlichsten Rede-Unart sich befleißen, nämlich zwischen jedem zehnten und eilften Wort — manchmal auch früher, also noch häufiger — das fatale „Füllsel“ anzuwenden gewohnt sind, wie solches (je nach dem Du- oder Sie-Standpunkte, auf dem sie sich mit dem Hörer befinden), in der Ueberschrift genannt? Gewiß hast du schon eine derlei Horch-Tortur durchgemacht und hast sie noch täglich zu leiden und fürchtest dich, wie ich, wenn Der oder Jener den Mund öffnet, um dir das Unbedeutendste, Gleichgiltigste mitzutheilen, weil du weißt, daß du im plattesten Zeug unaufhörlich mit der unnöthigsten Frage-Floskel interpellirt wirst: „Weißt? Verstehst?“ — „Wissen's? Verstehn's?“ Alle Teufel! Warum soll man die einfache Geschichte nicht verstehen? Welche Beleidigung liegt in dieser permanenten Unsicherheit, diesem steten Zweifel des Plauderers, ihn zu „capiren?“ „Verstehst?“ „Verstehn's?“ Ja wohl; um's Himmelswillen!

Leider will das Unglück, daß dieses nationale, respective locale Sprachgebrechen nicht nur den mittleren und unteren Ständen anhaftet, es laboriren auch sogenannte „gebildete“ und sehr „feine“ und ansonst recht gescheidte Leute zuweilen an demselben Uebel und vergessen, sich im Erzählen zu überwachen, und sind aus gedankenloser Gewohnheit unfähig, zwei kurze Sätze ohne das lästige „Verstehst?“ (oder „Verstehn's?“) zu verbinden. Einzelne dieser oratorischen Stümper thun jedoch noch ein Uebriges, sie fügen als

weiteres Hilfsmittel, um im Reden vorwärts zu kommen, auch das Wort „natürlich“ ein. Natürlich immer am unpassendsten Orte. Welche Qual, einem solchen Galimathias geduldig sein Ohr leihen zu müssen und vor Verzweiflung nicht aufschreien zu dürfen!

Dann will's das Unglück noch weiter, daß just Menschen, bei welchen sich solch häßliche Angewöhnungen unausrottbar eingewurzelt, auch noch unermüdlich im Sprechen sind. Sie sprechen nicht nur gerne und sprechen viel und sprechen unausgesetzt, sie sprechen, da sie meist sehr leutseligen Charakters und überhaupt, wie bereits gesagt: „dischkusiv“, mit Jedermann, der in ihre Nähe geräth und ihnen zu Gesichte steht. Sie apostrophiren das Opfer an der Straßenecke, bei der Lectüre der Anschlagzettel, im Omnibus, im Coupé, als Sitznachbar im Parterre, oder bei der Früh-Melange oder beim Vormittagsschoppen, oder beim abendlichen „Marker“, und beginnen ihre Anrede mit dem üblichen: „Ja, wissen's, verstehn's, bester Herr!“ und schließen den burlesk verworrenen Speech mit dem unbegreiflichen „natürlich!“ Dir surrt's im Kopfe, es wird dir siedendheiß um Stirn und Schläfe; du ringst nach Athem, es zuckt dir in allen Gliedern und du möchtest die Wände hinanklettern, doch der Andere kennt kein Mitleid, keine Schonung; es quirlt und sprudelt aus seinem Munde ein betäubender Wortgischt hervor, untermengt mit zahllosen: „Wissen's? Verstehn's? Natürlich!“ — Haben diese Leute selbst keine Ohren, oder sind sie anders construirt und vernehmen sie nichts von diesem kauderwelschen Mischmasch? frug ich mich oft in dumpfer Resignation. Aber die Götter geben keine Antwort und lassen den Schuldlosen leiden.

„Wissen's?“ „Verstehn's?“ Man könnte ein Narr werden, schon der Monotonie dieser „Redewendung“ wegen! „Wissen's“ „Verstehn's?“ Es liegt eine satanische Bosheit darin, von dem Hörer zu verlangen, knapp nach jedem gesprochenen einzelnen Satze sich legitimiren zu sollen, ihn begriffen zu haben. „Wissen's?“ „Verstehn's?“ Ja, wenn der stereotype Frager die Antwort abwarten würde, aber er kümmert sich gar nicht um das Geständniß, daß man ihn verstanden, er hat keine Zeit, sich so lange zu

gedulden, bis du in deiner Naivetät Ja oder Nein sagen möchtest, und er hat auch gar kein Interesse daran, es zu erfahren, ob seine Erzählung für dich faßbar; er frägt nur unabsichtlich, zwecklos und unmotivirt: „Wissen's?" „Verstehn's?" Eine echt Wienerische „façon de parler". Wenn sie nur nicht so geschmacklos und albern wäre. . . .

Man warf uns einst sammt und sonders das Wort „halt" vor und denuncirte uns vor dem sprachlich so gebildeten Norden, als ob wir ohne das dumme Wort uns gegenseitig gar nicht verständlich machen, gar nicht leben könnten. Das Stigma blieb uns lange haften und man nannte uns schließlich in Bausch und Bogen „Holter" (sic!) Diese Titulatur war unser Kennzeichen und unterließen es namentlich die humoristischen, satyrischen und überhaupt „witzigen" Schriftsteller und Publicisten nie, von dieser gang und gäben Bezeichnung der gemüthlichen Phäaken ausgiebigst Gebrauch zu machen. Nanu; der Berliner spricht vielleicht auch nicht ganz correct und auch anderwärts hat der vulgäre Sprachgebrauch etwa doch Ausdrücke, die nicht völlig conform mit den Rederegeln der diversen Academien und linguistischen und philologischen Autoritäten, aber unser — ja wir dürfen sagen: unser „wissen's? verstehn's" bleibt doch die Perle in dem chaotischen Potpourri der internationalen Sprachungeheuerlichkeiten, welche von denkunfähigen Plapperern in gewohnheitsmäßigem Schlendrian verübt werden.

„Wissen's? Verstehn's? Natürlich!" Was soll man wissen? Was soll man verstehen? Was ist natürlich? Das Allersimpelste. Und da lasse ich — obwohl es ebenfalls zum Haarausraufen — noch das unschädlichere „natürlich" großmüthigst gelten, das dem vom Engländer nicht minder häufig gebrauchten „all right!" so ziemlich die Waage hält. Aber „wissen's?" „verstehn's?" Was will man damit? Man kennt das drollige Hilfswort des deutsch sprechenden Ungarn, der sich mit dem perpetuirlich eingeschobenen „Sachen" durch das Gehege einer ihm fremdartigen Satzbildung zu winden sucht, doch hat der Wiener sein „Weißt?" „Versteh'st?" — „Wissen's" „Verstehn's?"

gar so dringend nöthig, um den schlichtesten Gedanken zum Ausdruck zu bringen? In jüngster Zeit bemühen sich lobenswerthester Weise einzelne Puristen, die „Unreinlichkeiten“ unserer Schreibart mit eclatanten Beispielen zu brandmarken, allüberall wimmelt es von Warnungsartikeln mit den verdienten Schmähtiteln: „Wie wir schreiben!“ Warum ersteht kein „Sprachfeger“ und eifert im heiligen Ernste gegen das andere Uebel, das nicht weniger ansteckend und Verderben bringend und zeigt den Leuten zum abschreckenden Exempel nach ihren eigenen Mustern: „wie (und nebenbei auch was) sie reden?“ Ahnt denn Mancher, daß seine Sprechweise, seine „Giges-Gages“-Erzählungs-Methode zu den barbarischesten Widerlichkeiten gehört, mit denen ein solid organisirter Hörer gefoltert werden kann? „Wissen's, Verstehn's?“ Er weiß es nicht. „Natürlich!“ ...

Da klügelte ich mir unlängst einen Plan aus, um doch Einem vor Augen zu führen, was er in der kürzesten Spanne Zeit im Genre des hirnverwirrendsten Wort- und Satzgemengsels zur Qual des kleinen Auditoriums geleistet, und bat einen nebensitzenden Freund, unauffällig den merkwürdigen Monolog zu stenographiren. Die Geschichte war inhaltlich sehr einfach, es handelte sich um seine Ueberraschung, als er erst aus der Zeitung von der unerwarteten Ueberschwemmung durch die Wien erfuhr. Und der Mann erzählte (buchstäblich genau) das Factum also:

„Wissen's, i bin g'wohnt, um sechse in der Fruh, verstehn's mein' Zeitung am Bett lieg'n z'haben; natürlich. Wissen's, da steh, i auf, natürlich, und les's beim Kaffee, verstehn's, und jetzt denken's Ihner mein' Verwunderung, natürlich, wie ich da erfahr', verstehn's, was das Wasser alles ang'richt hat. Unerhört! Wissen's, verstehn's, mi hat's halt gar so ungeheuer frappirt, weil i no Abends vorher beim Kießling in Tullnerbach g'sessen bin, wo m'r noch, wissen's, gar keine Ahnung davon g'habt hat, daß so was in der nächsten Nacht passiren kann; natürlich! Ich also, wissen's, zieg mich gleich an, verstehn's, und fahr 'naus, um mi selber zu überzeugen, ob die Zeitungen nit vielleicht übertrieben haben, verstehn's, und da hab' i die Bescheerung selber ang'schaut und hab'

g'funden, daß ſi Alles leider ſo beſtätigt, wie ſie's 'neing'ſchrieben hab'n, verſtehn's, und wiſſen's, verſtehn's, natürlich, ich, der ich draußen ſehr bekennt bin, verſtehn's, i hilf gleich ſelber mit, wo was zu helfen war, verſtehn's, und deshalb bin i auch erſt mit'n letzt'n Zug hereing'fahren, wiſſen's, wo ich dann in die Abendblätter das Uebrige auch d'rinn g'funden hab' Natürlich. Wiſſen's, a ſo a Unglück anſchau'n, is allerweil, verſtehn's, a unangenehme G'ſchicht, b'ſonders, wann's ſo viele Bekennte troffen hat. Verſtehn's?"

Er plauderte, d. h. „ſtigerzte" noch fort, ich winkte aber meinem Geheimſchreiber, daß es genug ſei, und auch der geehrte Leſer hat ohne Zweifel genug, und der Betreffende ſelbſt mag ſich nun daran erquicken. Verſtehn's?

11.

Die Unangenehmen.

„Sein's so gut und machen's einmal die Thür' zu, m'r kann ja vor Zug nimmer sitzen!"

„Is's denn gar nit möglich, daß m'r a Bisl a Fenster aufmachen könnt', es is ja vor Hitz und Dunst nit zum Aushalten!"

Man kann beide Ausrufe binnen zwei Minuten an zwei verschiedenen Tischen hören, denn hier und dort sitzt Einer, der's „nicht aushalten kann", weil — nun, weil er's überhaupt nie und nirgends „aushält", ohne sich zu ärgern, ohne zu brummen, ohne zu raisonniren, ohne mit allen Uebrigen in entgegengesetzter Meinung zu sein — mit einem Worte: ohne „unangenehm" zu werden.

„Was is's denn? Schlaft's Alle? Secht's nit, daß's Glas leer is? Muß m'r eigends rufen und klopfen? A schöne Bedienung!"

„Nur warten, es brennt nit und pressirt nit! I wir's schon sagen, wann i no was will! Kaum, daß a Glas leer is, woll'n's Ein'm's schon wieder wegnehmen! A rechte Zudringlichkeit!"

Auch diese schroff differirenden Ansichten über Kellnerpflichten werden oft im selben Augenblicke und unisono laut, aber der Betreffende klagt doch nur, weil er überhaupt zu nergeln gewohnt ist und auch im conträren Falle mit dem Ganymed unzufrieden wäre, weil — nun weil es schier seine Lebensbedingung ist, mit allen Leuten zu hadern und ihnen — unangenehm zu werden.

„Aber Sie schau'n schlecht aus! Is Ihnen was? Nix? Ah, das is merkwürdig! Ich hab' glaubt, Sie sein krank, weil's gar so daher geh'n .... Hätt' Ihner am ersten Augenblick beinah' nit erkannt ... Wie si der Mensch verändern kann i a Paar Jahr ..

Wer'n halt auch schon alt, was? Müssen auch schon Ihnern Sechz'ger am Buckel haben, was? Noch nicht fünfzig? Hm! Hätt' wirklich glaubt, schon sechzig .... no, halten's Ihner halt .... sollten doch auf's Land geh'n und sich a Bisl erholen .... is schon wegen der Familie — wär' ja schrecklich — b'sonders, wenn noch Kein's versorgt is .... Aber zuknöpfeln sollten's Ihner ... bei Ihnern Zustand .... a Lungenentzündung is da, m'r weiß oft nit wie .... Nimmt die g'sündesten Leut mit, jetzt erst, wann Ein's nit mehr ganz fest auf der Brust is und nit viel zum Zusetzen hat .... No, war m'r ein Vergnügen .... schaun's halt dazu ...!"

Und der Ungefragte, der so viel Auskunft zu geben wußte über dein angebliches Mißbefinden, verläßt dich kopfschüttelnd und sieht sich noch einige Male nach dir um, gleichsam, als ob er dich zum letztenmale sehen wollte und gesehen hätte. Dann huscht er um die Ecke. Du aber gehst sinnend nach Hause, blickst in den Spiegel, beruhigst dich zwar und wirst auch von den Deinen beruhigt, trotzdem bringst du die leidige Diagnose des dir schon lange unangenehmen Gesellen nicht aus dem Kopfe. Hol' ihn der Henker mit seiner ungebetenen und unmotivirten Theilnahme! —

„Um Vergebung! War das nicht ein Anverwandter von Ihnen, der unlängst Concurs g'macht hat? Also doch! Denkt hab' ich m'r's, weil der Nam' so auffallend g'stimmt hat! Hab' mir, wie ich's g'lesen hab', gleich vorg'nommen, Sie zu fragen, sobald ich die Ehre hab', Sie zu begegnen! .. Also richtig, wie ich mir's denkt hab'! — War ja zum Voraussag'n! .. Hab' auch mit alle meine Bekannten d'rüber g'redt ... hab'n Sie alle sehr bedauert... Muß sehr unangenehm für die Verwandten sein, nit wahr? Kann m'r's denken! .. No, bedau're von ganzem Herzen, denn Etwas bleibt doch immer auf ein' Nam' hängen, wann auch Eins nix dafür kann! .. Sehr unangenehm! .. 'Gebenster Diener!"

Und er läuft fort, alle Freunde zu verständigen und zu vergewissern, daß der unangenehme Fall thatsächlich deine Familie getroffen!

„Is das wahr, daß Ihner Pepi bei der Prüfung g'worfen wor'n is? Mein Franzi hat m'r's neulich erzählt. Muß sehr unangenehm für Eltern sein, weil's doch eigentlich a Schand' is, b'sonders, wann m'r auf'n Grund so bekannt is, wie Sie, und die Leut' bis jetzt ein' g'wissen Regart g'habt hab'n vor Ihrer Familie! Ja, a Kreuz hat Mancher oft mit die Kinder! .. Gott sei Dank, daß ich nit klagen darf, ich bin mit die Meinigen zufrieden, aber Sie hab'n halt viel Malheur! Nit wahr? Sollten halt strenger sein und auch die Frau Gemalin sollt' mehr ein' Herrn zeigen; besonders bei Knaben ... No, hat mich g'freut, Sie so wohlauf zu finden, bitt' meine Empfehlung!" —

Oder ein Anderer: „Sie, was ich schon lang fragen wollt': Ihr neuches Buch is ja etwas unfreundlich besprochen wor'n? Der hat ja kein' gutes Haar an Ihnen lassen? Muß a Feind von Ihnen sein ... Es ist wohl wahr, es sollt Ein'm nit viel d'ran liegen, ob m'r so oder so besprochen wird, aber — unangenehm muß's doch sein, wann ein Urtheil gar so ungünstig is! Nit wahr? .. No, trösten Sie sich; alle Leut' können keine Schiller und Goethe sein; es macht's halt a Jeder, so gut er kann. .... Ich hätt' von Ihnen nicht das erwartet, was Sie schon geleistet hab'n ... hätt' Ihnen das gar nicht zutraut — wann m'r so mit Ihnen spricht, m'r glaubet gar nicht, daß Sie so viel g'lernt hab'n ... kein Mensch sehet Ihnen das an! .. Nix für ungut, daß ich so von der Leber weg red', aber ich bin schon so! ... Unterthänigster!"

Und wieder ein Anderer: „Ich weiß zwar, daß Ihnen das unangenehm ist, wenn man Sie beim Mittagessen stört, aber man trifft Sie halt um die Zeit am g'scheidtesten und dann — — bitte, sich nicht im mindesten incommodiren zu lassen, essen Sie nur ruhig fort, mich schenirt das gar nicht, pressirt auch nicht, ich kann schon warten, schau Ihnen halt derweil beim Essen zu ... haben heut auch Schweinsbraten? Aber der ist fett! Daß Sie so gern fett essen! Daß Sie das vertragen können! Mir thät's nicht gut. Ich hab' neulich nur ein Bröckerl was Fett's versucht und in Gedank'n a Wasser d'rauf trunken und is mir todtenübel wor'n ..

Heißt jetzt recht vorsichtig sein .... kommt bald über ein' Menschen was. .. Apropos, wissen Sie schon: der Wirth in unserer Gassen, der amal Volkssänger war, *is an die schwarzen Blattern g'storb'n* .... so ein Mann! Wie a Ries! ... Bitte, Sie wer'n aber doch nicht schon zum essen aufhör'n ... wegen mir? Ich lauf' Ihnen nicht davon, ich kann warten. ... Ich wir nur derweil, wann's erlauben, mein Stumpferl Zigarl, was ich drauß't lieg'n hab' lassen, herein holen und wir's weiter rauchen ... bitte sich aber ja nicht wegen mir stören zu lassen, wär' mir wirklich leid!" —

Oder ein Vierter: „Daß Sie aber Ihr Zimmer dunkelroth hab'n malen lassen! Wie bei ein' Scharfrichter! ... Bei mir muß Alles hell und licht sein ... Is eh g'nug finster bei Ihner ... Hab'n eh gar kein' Aussicht ... Die Bäum' knapp vor'm Fenster ... Da könnt' ich nit wohnen! ... Ich brauch' Leben vor mir ... ich muß Leut' seg'n ... Begreif' überhaupt nicht, wie Sie sich hab'n daher zieg'n können ... Die arme Frau Gemalin is ja g'rad wie in ein' Arrest ... nit wahr, meine Gnädige? ... Und daß Sie die Pfeifenstellasch' da im Eck steh'n hab'n ... Lauter sonderbare Gusto ... Is Ihner denn das Klavier *so* zu der Hand? Ich glaubet, wann Sie's umkehreten, Sie sitzeten Ihner a besser ... probir'n Sie's einmal ... rucken m'r's gleich herüber ... nit? No, wie Sie glauben, mir is's Recht, ich hab' nix dagegen, ich mein' nur ... Sie brennen Ligroin? Macht Ihnen das nit Kopfweh? .. Zum Schreiben könnt ich kein' Schlafrock anhab'n, wär' mir z'warm ... no, wie's halt der Mensch gewohnt is ... Um den Teppich da is aber schad', daß'n gleich bei der Thür lieg'n hab'n ... Kann ja doch bald beschmutzt wer'n ... und dann die klein' Kinder — stolpern's denn nit d'rüber? Is gleich was g'scheg'n ... Ah, da kommt ja das kleine Pauxerl ... bisserl z'leicht anzog'n ... trauet nicht bei dem Wetter ... no, so komm' her, Du Tschapperl, fürcht' Di nit, thu' D'r ja nix ... is aber die g'schreckt ... meine Kinder fürchten si nit im Mindesten vor fremde Leut ... daß Sie das Ihnern Kindern nit lernen! ... So komm' doch ... Bums, da liegt's! ... Seg'n's, was ich g'sagt hab'!" —

Oder ein Fünfter: „Aber heut ein' Pelz, wo's nur zwei Grad hat! . . . Daß Ihner das viele Virginier-Rauchen nit ſchadt! . . . Begreif' überhaupt nit, was m'r an ein' Virginier-Zigar findt . . . Sie trinken Abends Wein? Da könnt' ich nit ſchlafen! Wein g'hört Vormittag oder zu Mittag beim Eſſen — Abends is Bier angezeigt! Folgen Sie mir, ich rath's Ihner! Sie wer'n ſeg'n, daß ich recht hab'! . . . Ihner hat der Salvini g'fall'n? Mir nicht! Lauter eing'lerntes Zeug! . . . Nach Petersdorf zieg'n Sie? Wär nicht mein Aufenthalt! Ich bleib bei mein Preßbaum . . . Sie laſſen Ihre Frau ſchwimmen? Sie! Sie! Sie! Fangen Sie nichts an! Ihre Frau ſchaut mir nicht darnach aus, daß ſie ſo was aushalten könnt'! . . Ich könnt' Ihner da G'ſchichten d'rzählen, daß Ihner die Haar gegen Berg ſteh'n! . . . Mit der Frau von Reichl war's g'rad ſo: Tanzen, Reiten, Turnen Schwimmen . . . jetzt hat ſie's . . . Und vier Kinder! Ein's kleiner als's andere! Schau'n Sie ſich den Mann an . . . das Elend! Sein's vorſichtig!" — Und ſo fort in's Endloſe . . .

Die Paar Beiſpiele mögen genügen. Man wird die Nuancen bemerken, welche die Varietäten unterſcheiden, aber die Geſammtgattung repräſentiren. Es iſt ein und dasſelbe Genus, wenn auch die Arten differiren. Ob nun Dieſer ein bärbeißiger Brummbär, der mit der ganzen Welt und bei den geringfügigſten Anläſſen in Streit und Hader geräth, oder Jener ein ungebetener Rathgeber, ein unverbeſſerlicher Verbeſſerer, ein ewiger Nergler an deinen Lebensgewohnheiten; ob der Eine als unermüdlicher Schwätzer dir abſichtsloſe Verlegenheiten bereitet, oder der Andere als vermeintlich unfehlbarer Pſycholog ſich dir als Seelenarzt aufdrängen will; ob Der als pädagogiſcher Volontär dein Hausweſen zu reformiren trachtet, oder Jener mit ſeinem Studium der „hippokratiſchen Geſichter" einen Riß in deine Lebensfreudigkeit bringt, ob dich der Eine mit Auffriſchung von Geſchichten quält, die du längſt zu vergeſſen wünſcheſt, oder der Andere die Paſſion cultivirt, als Apoſtel der Langweiligkeit dir die üppigſten Schaffensſtunden zu ſtehlen oder doch zu verderben — es ſind ſammt und ſonders,

trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Talente, dennoch gleichgeartete Brüder, zweifellose Söhne eines und desselben Vaters, der sich die Aufgabe gestellt und die Seinen ebenfalls die Kunst gelehrt, der übrigen Menschheit in jeder Lage des Lebens „bei Tag und Nacht, zu Wasser und zu Land" — unangenehm zu werden.

Merkwürdige Käuze! Sie ruhen und rasten nicht, bis es ihnen nicht gelingt, einen Mißton in deine und die Stimmung der Anderen zu bringen und sei sie die harmonischeste. Der Wald ist ihm zu dunkel und die Straße zu sonnig; der Berg zu hoch und das Thal zu tief; die Aussicht oben zu wenig lohnend und die Atzung unten zu dürftig. Er weiß sich nie in das Unvermeidliche zu fügen und unterordnet sich nie den allgemeinen Wünschen; er ist immer in Opposition und bemängelt, wo Alles entzückt oder doch zufrieden. Er beginnt Krakehl, wo und wann es Niemand vermuthet und macht Vorschläge, gegen die sich Jedermann sträubt. Er macht den Hofmeister deiner Kinder, ärgert dadurch deine Frau, und er insultirt deine Freunde in der Stammkneipe. Ach, die Kneipe selbst gefällt ihm ja schon nicht und wäre sie die gemüthlichste und trefflichste: der Wein ist ihm zu sauer und das Essen zu schlecht, der gewählte Tisch ist ihm unbehaglich und die Gesellschaft zu gemischt — „er begreift dich nicht" und macht seine spöttischen Glossen. „Ein unangenehmer Mensch!" ruft Alles erleichtert auf, als er die Stube verlassen — „unangenehm, unleidlich, ungenießbar, unausstehlich!" . . .

Und so bleibt er bis an sein Lebensende, für welchen Fall er noch eine Menge unangenehmster Bestimmungen getroffen, deren umständlich stricte Erfüllung den lustigsten Erben zur Verzweiflung zu bringen geeignet ist, und die von dem „in dem Herrn Entschlafenen" zu diesem Zwecke eigends vorher ausgeklügelt wurden. Seine Leidenschaft und Mission war — unangenehm zu sein, so ist er's denn auch im Tode. Ob er selbst eine vergnügte Stunde genossen? Ob ihn die vollste Ausführung seiner sich gestellten Aufgabe: die Menschheit zu ärgern und zu quälen — befriedigte, ob ihm die errungenen Resultate genügten? Nie

und nimmer: Scheelſucht, Hader- und Nergelſinn machen ja doch nie froh, und ſelbſt ein Meiſter in dieſen Fächern würde ſich im Zenithe ſeines Ruhmes ſchon deshalb unglücklich fühlen, weiß er und ſieht er ja doch, daß ſeine reichen Mittel noch immer unzulänglich, daß es eine Menge Leute gebe, welche ſich von ihm nicht tyranniſiren laſſen und die den unangenehmen Geſellen ſogar verlachen. Thun wir dasſelbe. — —

12.

Die Ungeſchickten.

„Pardon!“ Was geſchehen iſt? Nichts Beſonderes. Man iſt dir, während du, in der Lectüre deiner Zeitung vertieft, harmlos und arglos in einer vermeintlich ſtrategiſch ſicheren Niſche ſitzeſt, auf den Fuß getreten und ſpendet dir als Schmerzensgeld weiter nichts, als das übliche „Pardon!“ Du blickſt entrüſtet empor, das macht den Attentäter ſtutzig, er begreift dich nicht, er rief ja „Pardon!“, weil dir dies aber, wie es ſcheint, nicht genügte, ſo iſt er großmüthig und widmet dir, gleichſam als Agio oder als Super-Dividende ſeiner „Manierlichkeit“, auch noch die zweite landläufige Phraſe: „War nicht gern geſchehen!“ und iſt nun überzeugt, das Menſchenmöglichſte in Artigkeit geleiſtet zu haben. Du verſtehſt den Sinn der Rede zwar nicht und haſt keine Ahnung, warum die Verletzung deines Pedals überhaupt hätte „gerne“ geſchehen können oder ſollen, da ihr euch Beide völlig fremd ſeid, zu Racheacten demnach nicht die mindeſte Veranlaſſung vorhanden geweſen wäre, aber derlei Subtilitäten in der Claſſificirung der raſchen Wiener Ausdrucksweiſe erſparſt du dir, du denkſt dir nur deinen Theil und rückſt, dein Bein frottirend, verdrießlich weiter in die Ecke.

„Pardon!“ Nun fährſt du aber in die Höhe! Der unbeholfene Ankömmling hängte ſeinen Hut auf den Nagel — ſelbſtverſtändlich nachläſſig, oberflächlich, ungeſchickt — das pappendeckliche Ungethüm — es iſt ein ſiebenzölliger, ſtark geſteifter, nach dem terminus technicus: „gezogener“ Cylinder — fällt dir auf den Kopf, von da auf deine Schale „Schwarzen“, ſchlägt dir

die „Kölnische“ aus dem Munde und kollert zwischen deine Füße. Ihr bückt euch gleichzeitig, du um die Pfeife, er um den Filz, Ihr carambolirt mit euren werthen Oberhäuptern, du fluchst, aber — warum fluchst du? Er ruft ja wiederholt: „Pardon! Pardon! War nicht gern geschehen! Weil aber auch die Malefiznägel“ u. s. w.

Also nur der unbequeme Nagel war Schuld, nicht die eigene Ungeschicklichkeit. Vielleicht hatte er auch seinen sogenannten „Unglückstag“ (obwohl es nach deinen Erlebnissen eigentlich dein „dies fatalis“ wäre), an welchem dem vorsichtigsten Menschen nichts gelingt, oder vielmehr Alles mißlingt? Vielleicht ist er „mit dem linken Fuß aufgestanden“? Vielleicht — aber warum grübelst du um die Ursachen seines (und deines) Mißgeschicks? Er ist ja nicht der einzig Unselige, über den du dich zu ärgern hast! -- Dein Nachbar stößt dir mit der Rahmenecke, wenn er den „Pester Lloyd“ oder die „Norddeutsche“, oder ein sonstiges Riesenorgan der öffentlichen Meinung umwendet, beinahe ein Auge ein; dein Vis-à-vis wirft den brennenden Fidibus auf deine ministergrauen Pantalons, während ein Dritter, der den Ballen „tief“ zu nehmen hat, unbekümmert um alles Lebende, das hinter seinem Rücken sich des Dasein freuen möchte, mit dem Queue so merkwürdig manipulirt, daß ihm der beabsichtigte Kunststoß zwar nicht gelingt, er aber dafür dir einen solchen Merks auf die Vorderseite deines Ichs versetzt, daß deine Gedärme in Verwirrung kommen. „Pardon! War nicht gerne geschehen!“ . . .

So gehst du denn. Aber dein Vordermann schlägt dir, obwohl er dich an der Ferse weiß, die Thür auf die Nase, und ein Neueintretender, der den Regenschirm nach seiner Methode zu schließen pflegt, den Hut vom Kopfe. „Pardon!“ Schon gut; du kennst ja die Gattung. Du besteigst den Omnibus, um noch zur rechten Zeit in's Carl-Theater zu gelangen. Nach fünfzehn Schritten hörst du rufen, athemlos galoppirt ein Dickwanst dem Vehikel nach, der Wagen hält, der Gast zwängt sich an deine Seite und sucht nach Kleingeld. Er vergaß, sich damit zu versehen und plagt nun die Insassen, ihm eine Zehner-Note zu

wechseln. Es geschieht, einige Stücke unserer sogenannten Silbermünze entfallen ihm, man sucht gegenseitig im faulen Stroh, denn sonst wird nicht Ruhe. Endlich ist bis auf einen Kreuzer Alles gefunden und er schickt sich an, den Fahrpreis zu erlegen. „Aber Sie fahr'n doch nach Meidling?" frägt er nun plötzlich. „Nein, zum Praterstern!" ist die Antwort. „Ja, warum fahr'n's denn nit nach Meidling?" — „Weil dies ein Leopoldstädter Wagen ist." — „Ja, was hab denn i in der Leopoldstadt z'thun? Warum sagen's denn das nit früher? I hab nit g'schaut!" — „So hätten Sie die Aufschrift gelesen!" — „Von Ihnen brauch i ka Belehrung! Wissen's! Und grob sein dürfen's a nit! Verstanden? An Ihner is's ein Passischär z'fragen, wo er hin will! Verstanden? Irren kann si der Mensch leicht, das is bald g'scheg'n und dessentweg'n darf a Passischär nit beleidingt wer'n! Verstanden? Sonst mach i die Anzeig'! Aussteigen! Sein das dumme Einrichtungen!" ... Der Wagen hält und der über Alles nur nicht über sich Entrüstete, der Alle belästigte und in ihrem „Fortkommen" hinderte und verzögerte, verläßt brummend das Trittbrett, um in den nächstbesten Wagen überzusteigen, mit welchem ihm vielleicht dasselbe Los beschieden. Selbstverständlich arrivirt ihm derlei auch bei Bahnfahrten, wo er die Züge verpaßt, verplaudert, verschläft oder verwechselt, denn er denkt all' sein Lebtag nicht daran, zu denken und zu schauen, er verwünscht sein Fatum, aber nie seine eigene Ungeschicklichkeit und — Dummheit.

So gelingt es dir denn endlich doch im Theater zu sitzen. „Pardon!" lispelt deine Nachbarin zur Linken, denn während sie den Sitz zuklappte, zwängte sie einen deiner Rockschöße ein. Du lächelst verzeihend, aber auch deine Nachbarin zur Rechten flötet: „Pardon!" denn auch sie hat auf gleiche Weise den zweiten deiner flatternden Flügel eingeklemmt. Dein Mißgeschick macht dich mit den Damen bekannt und man beehrt dich mit allerlei Anliegen. „Darf ich um den Zettel bitten?" lispelt die Eine. Du überreichst ihn galant, er entfällt ihrer Hand und fliegt ins Parterre. „Pardon!" sagt sie erröthend und überläßt es dir, einen Zweiten zu kaufen. „Darf ich auf einen Augenblick um Ihr Glas bitten?"

flötet die Andere. Du fühlst dich geehrt und offerirst dein kostbares Pariser Kleinod mit hübscher Armbewegung. Sie ergreift es mit Hast, um vielleicht eine Hußaren-Oberlieutenants-Identität zu constatiren, dreht jedoch früher nach Frauenart an der Schraube und — ruinirt sie. „Pardon!“ flötet sie weiter, „ich glaube, es ist Etwas daran gebrochen, es geht nicht!“ Freilich „geht's“ nun nicht mehr . . .

Nun ist es allerdings eine naturgeschichtlich erhärtete Thatsache, daß es Menschen mit einer sogenannt „unglücklichen Hand“ gibt, das heißt: solche, denen mit Allem, was sie zur Hand nehmen, ein mehr oder minder großes oder kleines Malheur passirt. Sie verlegen, verlieren, beschmutzen, zerreißen und zerbrechen, was ihre Unheilsfinger berührte, aber ich denke, das Mißgeschick steckt doch nicht in den Fingern, sondern ebenfalls mehr oder minder in den respectiven — Gehirnkammern. Ich habe mir oben den barock klingenden Satz aufzustellen erlaubt, daß manche Leute gar nicht daran denken, daß sie auch zu denken hätten und man könnte deshalb die Hypothese fortsetzen und noch sagen: weil sie überhaupt zu denken nie gelernt haben. Denn es ist erstaunlich, über welche Unmasse von Ungeschicklichkeit, als Ausfluß und Ausdruck der Gedankenlosigkeit oder vielmehr des Nichtdenkens wir zu — stolpern haben. Ich sage geflissentlich „stolpern“, weil das geistige oder materielle „Verkehrshinderniß“ so unerwartet kommt, daß wir uns dessen gar nicht versehen konnten, also darüber stolpern müssen. Schlag auf Schlag, in Wort und That überrumpelt man dich mit einer Ungeschicklichkeit. Man begrüßt dich und formulirt den Gruß vermeintlich so originell, daß die — absichtlichste Beleidigung keine glücklichere Wahl hätte treffen können. Man macht dir Elogen über Dies oder Jenes, aber in dem Lobe stecken neun Zehntheile Grobheit. Man begnadet dich mit einer Einladung, aber die Textirung strotzt eigentlich von Insulten. Man zeichnet dich öffentlich aus und glaubt, was Wunder dich der Huldigungsact erfreuen müsse, während er dir die Zorn- oder Schamröthe in die Wangen treibt. Und all' dies nicht mit Willen und Absicht. Sie sind nur so

ungeschickt in Benützung ihrer Zunge, wie sie es mit ihren Händen sind. Sie überfallen dich jubelnd auf der Stube, werfen sich lachend in deinen Fauteuil, zerbrechen dabei die Lehne und schlagen dir mit einem lustigen Griffe den schönen Bernsteinspitz aus den Zähnen. Sie stoßen mit der Fußspitze deinen Lieblingspinscher unversehens in die Weichen, daß dieser laut aufheult, treten dem Angora-Kater auf die Pfötchen, und verschütten ein Glas Rothwein auf Deinen Smyrnenser Teppich. Sie verrücken mit einer heftigen Kopfbewegung die Volière, daß die armen Zwänglinge erschreckt aufflattern, und sie zerbrechen eine arabische Wasserschale, die sie sehr eingehend beschauen wollten. Sie haben immer Malheur diese guten Leute — so jammern sie nämlich selbst — trotzdem bezeichnen aber auch Jammer und Wehklagen, Schutt und Trümmer, wie bei den Einfällen Dschingiskhan's und Attila's, die Spuren ihrer Schritte, und dein tiefstes Unbehagen. Deine ingrimmigste Verbitterung sagt dir, daß du dem Unverstande wieder einige dubiose „Artigkeiten" zu quittiren hattest.

Sie nennen sich, ihr sprichwörtliches „Pech" belachend, gerne „Unglücksvögel!" Ich finde diese Benennung nicht treffend und wüßte eine prägnantere dafür. Sie bringen durch ihre zutäppische Ungeschlachtheit, ihre brutale Ungelenkigkeit und ihre Gedankenlosigkeit den Phlegmatiker und Choleriker in Aufruhr, sie bereiten dir Aerger und Ungemach auf Tritt und Schritt und mit jeglicher Handtirung. Sie fuchteln auf der Straße mit dem Stocke nach rückwärts und rennen die Entgegenkommenden blindlings über den Haufen. Sie behelligen mit einem Packete von mäßigstem Umfange, das sie durch zwei Gassen zu tragen haben, zehn Dutzend Passanten, sie finden allwegs ein Hinderniß und schaffen auch allwegs ein solches. Sie sind das personificirte Ungeschick und sind es consequenter Weise in allen Dingen. Sie fassen das delicateste Kunstblatt mit rohen Fingern an, bespritzen es mit ihrem Geifer, nießen auch darauf oder lassen wenigstens die fettgetränkte Spur ihres Daumens auf dem zarten Konterfei deiner Inamorata zurück. Sie benetzen den Zeigefinger beim Umblättern eines Buches und machen ein „Eselohr", ihr Merkmal, in das herrlichste Velin-

Sie ſtellen deine Wanduhr richtig und verbiegen dabei die Zeiger, und ſie betaſten einen ſchön geſchnitzten „Roltze“ und appliciren ihm einen unvergänglichen Fleck. Sie gerathen über deinen Waffenkaſten, erproben deine Rappiere und Gewehre und du kannſt am nächſten Tage ein Fleuret und zwei Lefaucheux zur Reparatur ſchicken. In den Zwiſchenpauſen ruiniren ſie dir auch noch die Jagdpeitſche.

Aber mit all' dieſen Geſtionen iſt ihre Aufgabe, die ordnungsliebende Menſchheit zu empören, noch nicht vollſtändig gelöſt. Bei Tiſche erſt erfüllen ſie ihre wahre Miſſion, hier ſind ſie in ihrem Elemente, wenn es ſich darum handeln ſollte, die echte, wahre und unverfälſchte Unbeholfenheit, den Superlativ der Ungeſchicklichkeit im vollſten Lichte leuchten zu laſſen. Daß dieſe intereſſanten Leute ſchon durch ihren „a posteriori“ verſuchten Eintritt unter den eilfertigen Speiſeträgern eine heilloſe Verwirrung anſtiften, daß ſie ganze Schneeladungen auf die Häupter der Anweſenden abzuſchütteln pflegen, daß ſie den Zipfel ihres Biſampelzes in deinen Suppenteller tauchen laſſen, daß ſie mit dem Verſchieben der Stühle und jeder Armbewegung der Nachbarſchaft nicht nur unbequem, ſondern ſogar gefährlich werden, daß ſie unausgeſetzt die Servietten und das Eßbeſteck verwechſeln („Pardon!“), daß ſie ihr Soda in dein Bierglas ſpritzen („Pardon!“), daß ſie beim Entkorken einer Flaſche den Strahl auf ihr Vis-à-vis lenken („Pardon!“), daß ſie ihren gebrauchten Zahnſtocher in deine Salatterrine ſchleudern („Pardon!“), daß ſie Pfeffer und Salz über deine Omelette verſtreuen („Pardon!“), daß ſie mit dem Ellbogen den Brodkorb ſammt ſeinem Inhalt unter den Tiſch ſpediren u. ſ. w., das ſind nur Nebendinge, das iſt überhaupt „ihre Art zu ſein“, dafür können ſie nichts, und derlei kann, wie ſie behaupten, Jedermann, alſo auch dem Geſcheidteſten paſſiren. Gut, angenommen, daß kleine Unfälle geſchehen können, aber — daß ſolche Pechvögel das mürbſte Fleiſch nicht zu ſchneiden und die Gabel nicht zu handhaben verſtehen, das ſtreift bereits ſtark an das Unerlaubte. Ja, höre es Europa und ſtaune: eine anſehnliche Majorität der geehrten Zeitgenoſſen unſeres Breitegrades weiß die Gabel nicht vernünftig

zu halten! Ich zittere immer, wenn ein solch' bedenklicher Gast, der schon durch die Suppen-Antecendentien mir Grauen erregte, „an's Fleisch geht". Richtig, wie geahnt: Er hält den Dreizack lothrecht und nicht schief, er hält ihn im Winkel zu 90, anstatt zu 45, und erzeugt dadurch mit den stählernen Spitzen auf dem glatten Teller jenen mark- und beindurchdringenden Ton, welchen der Wiener „garazen" nennt und der allen Anwesenden eine Gänsehaut über den completen Rücken verschafft. Er flucht, denn Alles fährt entsetzt in die Höhe, er flucht selbst über das knarrende Mißgeschick, aber er hält auch bei dem nächsten Tranchirungsversuche die Gabel noch immer senkrecht, er „garazt" fort, daß Allen das Wasser im Munde zusammenläuft, bis er nach einem gewaltigen Ruck das Kampfterrain verläßt, oder wie der andere Wiener Ausdruck lautet: mit der aufgespießten „Beirieb" „ausrutscht" und — die Bescheerung fertig ist. „Verdammte Geschichte! Sie, Mischko, wischen Sie da ab!" ...

Es sieht läppisch aus, über derlei ... Schwachsinnigkeiten öffentliche Vorträge zu halten, während, bei Zeus! Wichtigeres zu besprechen wäre. Aber ich denke, es schadet doch nicht, und ich glaube, daß mir auch hiefür wieder ein großer Theil meiner theuren Leser dankt, wie bei meiner nächsten, wenn auch unappetitlichsten Studie. Denn es ist wahrhaft unbegreiflich, wie (man muß es tausendmal wiederholen) ... denkfaul manche Menschen sind, und wie sie eines fortgesetzten Rüppelns und Rüffelns und der energischesten Rippenstöße benöthigen, um sie ihre Untugenden wissen zu lassen. Man versteht die Gabel nicht zu halten! Unglaublich! Ist dieses manuelle Gebrechen angeboren? Ach, nein, es ist nur anerzogen. Man hat den unbeholfenen, ungelenken, ungeschulten Knirps gewähren lassen, man hat ihn nicht zu denken gelehrt und so ist er geblieben, was er gewesen. Man versteht die Gabel nicht zu halten und quält mit seinen thörichten Manipulationen sich und die übrige Menschheit! Wer lacht hier? Ich glaube, das Weinen stünde uns besser. Wenn ich einen Pinzgauer Ochsenhirten in der Sennhütte seinen Klumpen „Schöpsernes" so unverständig zermartern sah, und bei dem Höllen-

concerte, das er mit seinem „Schanzzeug“ auf dem Teller producirte, alle Heiligen des Himmels um Erlösung von dieser Ohrenqual anrief, so verzieh ich doch schließlich dem ungewaschenen alpinen Caliban seine tranchirenden Missethaten und Fehlgriffe. Aber daß so elegante und so schöne Stadtherren es auch zu keiner größeren Vollkommenheit in den primitivsten menschlichen Fertigkeiten gebracht, das — schmerzte mich. Uebrigens vindicire ich mir in dieser Beziehung bereits einige Verdienste und kann auch hübsche Erfolge in der „Eßschulung“ schon aufzählen. Ich wirke nämlich seit Jahren auch als freiwilliger „Gabel-Apostel“ in der Wildniß der vorortlichen Tavernen und predige nicht selten sogar auch in den civilisirteren Regionen der vorstädtischen Extrazimmer über „rationelle Zerlegekunst“. Wenn dann ein solch „unwissender Bruder“ die Gabel zur Hand nimmt, sie senkrecht ins Fleisch stößt und der erste „Gikser“ schrill und scharf durch die Luft fährt, dann eile ich dem Bedrängten zu Hilfe und — lehre ihn die Gabel halten: „Etwas schief, mein Liebster! Sie werden dadurch sich und Anderen eine Gefälligkeit erweisen!“ Auch so wirkt man Gutes, ansonsten die „Ungeschickten“ nicht aussterben würden...

13.

Die Unappetitlichen.

„San's leicht ekli?“ pflegt nicht nur der weitere Niederösterreicher, sondern auch der engere Urwiener zu fragen, wenn er sich vergewissern möchte, ob der Angesprochene eine sensible Natur sei, das heißt: ob er für Empfindungen des Ekels leicht zugänglich, oder mit anderen Worten: ob er „häkelich“ (nämlich: „heiklich“ — in der Sprache der Lichtenthaler Germanen „hagli“ —) sei? Ist der Betreffende mit dieser Schwäche behaftet, dann ist der Redner vielleicht so human, mit seinen Expectorationen innezuhalten und in Rücksicht auf den „Weichling“ und „Zärtling“ ein delicateres Thema zu wählen. Denn es gibt solch reizbare Naturen, welche nur auserlesene Gesprächsstoffe vertragen, während sie bei minder behutsamen Detailberichten von fatalsten Uebelkeitsanwandlungen bedroht werden, wie es ja auch so zart besaitete und mit so unselig feinen Nerven ausgestattete Menschen gibt, die bei den geringsten Anlässen vor Entsetzen laut aufschreien und beispielsweise über eine harmlose Fliege in der Suppe oder ein unvorsichtiges Mäuschen im steinernen Bierkrug ihre „Zustände“ bekommen, indeß der Besonnene und härter Organisirte die unerwarteten und allerdings unbequemen Einwürfe lautlos mit den Fingern beseitigt und — unerschüttert weiter dinirt und poculirt.

„San's leicht ekli?“ muß ich denn selbst auch meine theuren Leser fragen, und, im Falle sie die in wahrhafter Angst gestellte Nachforschung „ahnungsgruselnd“ bejaheten, sie demüthig bitten, diese meine nothgedrungene Studie rasch zu überschlagen und sich gütigst mit dem übrigen Inhalte des Buches zu beschäftigen. Denn es kommen leider Dinge zur Sprache, die, soll die

Darstellung getreu sein, wohl auch nicht appetitlich, die aber eben deshalb endlich doch einmal besprochen werden sollen und müssen, für welche heldenmüthige That ich mir hinwieder vielleicht doch auch den Dank tausend Anderer verdiene, die, gleich mir, bei ihren stillen Zwangsbetrachtungen — viel gelitten . . .

Ich glaube nämlich, daß es höchste Zeit wäre, gewisse Unarten öffentlich zu rügen, bei deren längerer Duldung entweder eine allgemeine Verrohung — ich spreche immer von den mittleren Ständen — eintreten, oder der nicht zu verwildernde, also unausgesetzt leidende Theil allmälig — an Appetitlosigkeit zu Grunde gehen müßte. Und da stelle ich denn den Lehrsatz auf, daß es nicht genug sei, wenn der Mensch das nöthige Geld besitzt, um öffentliche Locale besuchen und seine Zeche bezahlen zu können, sondern daß dazu immerhin auch ein gewisser Fond von Bildung, oder doch wenigstens so viel Denkvermögen gehöre, um zu verhindern, durch sein Erscheinen oder sonstige ungenirteste Manipulationen dem Nächsten unangenehm zu werden. Und so gebe ich mich bei meiner unerquicklichen Arbeit der Hoffnung hin, daß es etwa doch nur eines Anstoßes bedürfe, um bei Diesem oder Jenem eine Leuchte anzuzünden, d. h. den Gedankenlosen bei seinen unbewußten Gewohnheiten zum Denken zu bewegen!

Ach, wie mußte ich lachen, als vor ein paar Jahren auf der Hochschule der Lebensart, also in der eleganten Weltstadt an der Seine ein zierlicher „Almanac de savoir-vivre“ erschien, worin dem kurz vorher verstorbenen feinfühligen St. Beuve mehrere Verstöße gegen den „guten Ton“ vorgeworfen wurden, die sich der erlauchte Geist als Gast an einer Napoleonischen Tafel zu Schulden kommen ließ! Der Ceremonienmeister des imperialen Parvenu soll über das etikettwidrige Benehmen des Gelehrten geradezu empört gewesen sein! Breitete der classische Literarhistoriker doch die Serviette über beide Kniee aus, statt sie nur zur Hälfte zu entfalten! Spaltete er eine Birne doch der Breite statt der Länge nach! Faßte er ein Huhnsknöchelchen doch mit den Fingern an! Ja noch mehr: Er sagte zu einem Lakaien

„Merci!“ Er legte Messer und Gabel auf den Tisch statt auf den Teller! Er roch zu dem Wein, bevor er ihn trank! Und was der unverzeihlichen Verbrechen gegen „gute Sitte“ ansonst waren. Aber das hat man davon, wenn man zu Tische Krethi und Plethi lädt, vom altadeligen Mitgliede des Jockeyklubs bis herab zum ungebildeten Gelehrten!

Wie gesagt, ich mußte lachen, als ich diesen Steckbrief mit den untrüglichen Wahrzeichen des „schlechten Geschmackes“ las, beruhigte mich aber wieder, als ich mich erinnerte, wie wohl es Einem wird — von solchen Exaltado's der „Förmlichkeiten“ und solch verrückten Aposteln der vermeintlich echtesten „Tenue“ selbstverständlich abgesehen — wenn man mit Menschen von schönen Manieren und nur von schönen Manieren zu thun hat. Und das hat Paris doch unbestritten für sich, wenn sie dort zuweilen auch eine Massacre, und zwar ohne Glacéhandschuhe dazu anzuziehen, beginnen, die die Weltkugel wackeln macht. Nein, es sind zierliche, liebenswürdige Leute, wenn sie nicht just mit der Guillotine oder mit Füsiladen beschäftigt sind, und sie erquicken das Auge, durch ihre Art „zu sein und sich zu geben“, wenn sie nicht gerade Petroleumfässer heulend heranwälzen und brennende Pechkränze in die Häuser schleudern.

Aber ansonst haben sie, wie gesagt, schöne Manieren, und sie bestehen auch unnachsichtlich auf der strictesten Erfüllung derselben. Wie man sich dort nur kleidet, wie man besucht und empfängt, wie man spazieren geht, reitet und fährt, wie man sich öffentlich zeigt, wie man ißt und trinkt! Und in allen Ständen! Allerdings war mir mancher Gebrauch anfänglich unbequem und ich ärgerte mich nicht wenig, daß ich eines Logensitzes wegen mein Hotel aufsuchen mußte, um mich mit der weißen Cravate und sonstigem Festhabite zu armiren, welchen ortsüblichen Usancen ich mich auch dann zu unterwerfen hatte, wenn man so gütig war, den abendländischen Barbaren zu bitten, an einem particulären Soupée theilzunehmen. Wie bald gewöhnt man jedoch die scheinbar lästige Form, und wie hübsch ist vielmehr der Anblick, wenn der Cercle, ob groß ob klein, so nett und sauber ausstaffirt, wenn Alles, und

seien es die intimsten Freunde, in respectvoller Parade-Adjustirung sich einfindet, wenn selbst der Herr des Hauses sich den Zwang auferlegt, einiger geladener Gäste wegen, die schwere Rüstung des Frackes zu tragen, und den Löffel Suppe, die er schlürft, nur hinter einer blendend weißen Halsbinde verschwinden lassen will. Glaube man nicht an Unbehagen, man findet sich rasch in die Sitte und erklärt sie sogar in Bälde selbst für löblich, sieht man doch, daß sie auf wechselseitiger Achtung beruht, daß diese Rücksicht auf den Nächsten eine gegenseitige, und so jene Atmosphäre erzeugt wird, welche den Ton der Conversation sänftigt und mildert und auch dann nicht zu rüden Ausschreitungen gedeihen läßt, wenn selbst die letzte Flasche Cliquot längst geleert und die Gesellschaft bereits mit der Prüfung von „Anisette," „Chartreuse," „Benedictinorum," „Allasch," „Irish-Whisky," „Crème de Thé" und — „Imperiales-Flor" vollauf beschäftigt ist.

Ja, sie haben gute Manieren, obwohl Frau von Girardin vor circa dreißig Jahren über einen Rückgang in den Umgangsformen der — besseren Stände seufzte. Nun, ich war nach Decennien noch von den beaux restes ihrer historischen Racen-Anmuth entzückt und bewunderte die ungezwungene Artigkeit, die appetitlichen Handtirungen und zierlichen Allüren dieser netten Leutchen, ob sie nun in tadelloser Toilette bei Tortoni Eis nahmen oder bei Véfour Austern aßen, oder in der blauen Arbeiter-Blouse in einem Etablissement de Bouillon bei Duval um anderthalb Francs tafelten. Allüberall das modesteste Benehmen. Nirgends ein Aergerniß dem Auge.

Unsere feingeistige Betti Paoli schrieb einst, daß „die beständige Selbstüberwachung und Selbstverleugnung eine Grundbedingung geselliger Liebenswürdigkeit sei." Beachten wir diese goldene Regel? Ach, es fällt der Mehrzahl unserer „gemüthlichen" Compatrioten nur selten oder nie ein, sich wenigstens darum zu kümmern, ob man nicht etwa schon durch seine allzu zwangslosen äußerlichen Gestionen der Umgebung zur Qual und Plage werde, von den geistigen Ungezogenheiten gar nicht zu reden! Und da bin ich bei dem fatalen Punkte angelangt, dessen ich Ein-

gangs gedachte und der als keineswegs untergeordneter Beitrag zur „Erziehung des Menschengeschlechtes“ angesehen werden möge.

Ich frage nämlich: wie benehmen wir uns öffentlich? und lade den freundlichen Leser ein, mit mir eine der größere Bier-Localitäten zu besuchen und Umschau zu halten.

Beginnen wir mit dem „rauhen Krieger.“ Er erscheint cordial lächelnd, grüßt mit soldatischem Freimuth, langt mit elastischer Armbewegung nach der Commodekappe und — schleudert dieselbe mit der Innenseite nachlässig auf den Tisch. Diese Innenseite ist aber nicht selten fettgetränkt oder doch vom Schweiße feucht, auch gehört es nicht zu den Raritäten, daß einige Haare ihr entfliegen, womit wohl auch leicht jener Fleck regalirt wird, auf welchem du, erschreckter Nachbar, später dein Eßbesteck oder dein Brod zu legen gesonnen warst!

Aber mundet dir denn, gütiger Mitleidender, das erwählte Brod? Dein anderer Nachbar hat ja die üble Gewohnheit, sämmtliche Gebäcksmuster des Brodkorbes einer eindringlichen Druckprüfung und oft mit ungewaschenster und ungarantirtester Hand zu unterziehen. Er quetscht die diversen Specialitäten energisch und wirft sie unzufrieden in den Korb zurück, worauf er nach Schwarzbrod sucht, es knapp an die Nase hält, um Geruch und Säure zu erforschen, bis er endlich mißmuthig ein Stück erkiest, den abgegriffenen Rest dir zur Wahl überlassend.

Von diesen „Vorarbeiten“ verstimmt, beginnst du trotzdem an dein Abendessen zu denken und dich für einen delicaten Bissen zu entscheiden. Diesen Augenblick hält dein knappester Nachbar für den passendsten, um seinen Meißner Stummel, oder — horribile dictu! — eine „gemischte Ausländer“ frisch anzuzünden, während dein Vis-à-vis sich nicht genug wundert, wie du zu Bier fetten Schweinbraten genießen könnest, der ihm stets Uebelkeiten bereite, welche glückliche Gesprächswendung den „dischcusiven“ Mann nun zur Erzählung anderer Krankheiten verleitet, bis er im Reporter-Eifer auch eine gelungene Operation zum Besten gibt, die er an einem unsagbaren Theile seines werthen Ich erdulden mußte. „Schenirt Ihna dös vielleicht?“ frägt der

gutmüthige Redner, wenn er doch bemerkt, daß du dich verdrießlich abgewendet; „mi ſchenirt ſo was nit, mein'twegen kann Einer d'erzählen, was er will!“ erklärt der Edle und erzählt nun die unbegehrteſten Geſchichten aus dem Gebiete des — Widerwärtigen.

Du verfluchſt den Zufall, der dich an dieſen Tiſch gebracht? Nun, nebenan iſt's ja nicht beſſer. Trotz des Verbotes der Mitnahme von Hunden in öffentliche Localitäten promeniren die ekelhafteſten Köter nicht nur ungehindert zwiſchen den Beinen der Gäſte, die ſtrategiſcheſten Punkte beſudelnd, dort wackelt ein ſchäbiger Pinſcher ſogar auf dem Tiſche umher, den P. T. Anweſenden die offenſte Reversſeite zur geneigten Beſchauung überlaſſend, bis daß er aus einem disponiblen Glaſe, oder auf dem ad interim freigemachten Brodteller Waſſer erhält, worauf dieſer oder jenes der früheren Beſtimmung zurückgegeben wird. Man iſt über dieſe Procedur nicht im mindeſten indignirt, denn der invalide „Joli“ iſt der Liebling der Frau von X. und die Frau von X. iſt der Liebling und die gefeierteſte Perſönlichkeit am Stammtiſche.

Du wendeſt dich abermals unwillig ab, aber wohin dein Auge ſchweift, du ſiehſt die brutalſten, gedankenloſeſten Verrichtungen. Es beginnen nun ringsum die Maltraitirungen der armen Serviette, die ſogar ein ſeparates Capitel erheiſchen; es putzt ſich Einer mit dem Zahnſtocher die ſchwarzen Ränder ſeiner Nägel, und dort ein Anderer mit der Endſeite eines Zündhölzchens den ſaftigen Cigarrenſpitz, oder das Gehörorgan. Aber das Unbeſchreibliche und Unbegreifliche iſt damit noch nicht gethan: beſonders „ökonomiſch“ organiſirte Charaktere, welche aus platoniſcher Liebe für Wirth oder Kellner, dieſen kein Stück „unnöthig“ veruntreuen wollen, werfen das alſo verunreinigte Hölzchen nicht weg, ſie — ſtecken es in den reſpectiven Behälter zur anderweitigen Benützung der Nachkommenden zurück! —

So unſauber der Stoff, aber wir ſind noch nicht fertig. Dort manipulirt der Selbſtfriſeur, der mit Kamm und Bürſte bewaffnet, dieſe dazu coram populo benützt, um aus einem Struwelpeter ein Endymion zu werden, worauf er, nachdem ihm dies vermeintlich gelungen, ſeine Apparate an der Tiſchtuchecke reinigt.

Wieder ein Anderer, ein Tabakschnupfer par excellence, der die blaugeblümte inhaltreiche und bedenkliche Trophäe nicht nur vor sich auf den Tisch zu legen die Laune hat, sondern auch bei den unausgesetzten Gebrauchsfällen, unbekümmert um jegliche Nachbarschaft, Jedem Einblick in seine stark benützten Utensilien gestattet. Hier der gewohnheitsmäßige Zähnestocherer, welcher die erbeuteten Ueberreste dem Tischtuche applicirt, dort der unaufhörliche „Salzspieler", der mit zweifelhaften Fingern unablässig die Flächen des Fäßchens glatt streicht; hier der Nasenbohrer und dort der stets Schwitzende, welcher Dich treuherzig auffordert, ihm unter die Achsel zu greifen, um sich von seiner Angabe, „wie sehr er schwitze", selbst zu überzeugen . . .

Ist die Geduld meiner nachsichtigen Leser erschöpft? Wohlan, so schließe ich, obwohl ich noch von anderen Ungehörigkeiten genug zu erzählen hätte, wie es z. B. rücksichtslose Leute gebe, die mit juchtenen Stiefeln sich in engste Kreise drängen, was für diese vielleicht nicht weniger erquickend, als wenn ihnen das gegentheilige Extrem beschieden, nämlich an der Seite eines mit „Orpheum-Bisam", mit vorstädtischestem Patschouli oder echtem Fünfhauser „Bergamottenöl" imprägnirten und parfumirten Bezirks-Dandy ein duftendes Filet verzehren zu müssen. . . .

Aber um's Himmelswillen, ruft die imposanteste Majorität, genirt denn dies Alles Jemanden im Ernste? Geschieht einem einzigen Menschen dadurch ein Unheil? Nein — nun also: „mir sein schon einmal so", und wer sich darüber moquirt, macht sich einfach lächerlich.

14.

Zur Leidensgeschichte der Serviette.

Ich habe, um auch in freier Zeit nicht ganz müssig zu sein, für die Mittags- und Abendstunden eine neue Beschäftigung gesucht und zu meiner Verwunderung rasch gefunden, eine Beschäftigung, die mir persönlich zwar nichts einträgt (als zuweilen Grobheiten), die aber für die Allgemeinheit von unbestreitbarem Nutzen sein muß und von der ich wie versprochen, nun erzählen werde. Vorerst nur noch die Bemerkung, daß ich eben daran bin, meine segensreiche Thätigkeit nicht auf mich allein zu beschränken, vielmehr auch Theilnehmer mit Freuden acceptire und sogar Mitglieder für meine Zwecke werbe, die als „Aufsichtsorgane" in den verschiedenen Bezirken zu fungiren hätten, um mit „vereinten Kräften" im Sinne und nach den Statuten des zu gründenden und von der löblichen Behörde zweifellos bewilligt werdenden „Rettungsvereins für verwahrloste und mißhandelte Servietten" zu wirken. Und nun zur Sache.

Wer Augen im Kopfe hat und diese zum Sehen zu benützen gewohnt ist — was leider nicht Jedermanns Gepflogenheit zu sein scheint — dem kann die erschütternde Wahrnehmung unmöglich entgangen sein, daß, und zwar gerade in sogenannt „civilisirten" Ländern, mit keinem Gegenstand unseres täglichen Gebrauches ein solch' empörender oder nur widersinniger Mißusus getrieben wird, als wie mit der zum „Reinlichkeitsdienste" eigens prädestinirten Serviette. Denn nach den verläßlichsten Dictionärs stammt das Wort „Serviette" von dem französischen „servir", welches „dienen" oder „bedienen" bedeutet. Nun ist es so klar, wie das Programm der „Deutschen" „Volks"- „Partei"

und der Liberalismus des Dr. Ladislaus Rieger, daß der Schöpfer der Serviette sie in erster Linie dazu bestimmte, bei Mahlzeiten zum Schutze unserer Kleidung zu dienen, welche Mission in den Jahrhunderten der Toleranz dahin ausgedehnt wurde, sie auch als „Finger- und Mundtuch“ — selbstverständlich nur in flüchtiger und oberflächlicher Weise — zu benützen, bis man in den anarchischen Zeiten allgemeiner Sittenverwilderung auf die das savoir faire et vivre tief verletzende Idee kam, zur Beschämung der Hausfrau an offener Tafel Löffel, Messer und Gabel, Teller und Gläser mit ihr zu reinigen. Das war wohl bereits eine flagrante Versündigung gegen die Pflichten des Gastes und die Gesetze guter Lebensart, aber es war erst der Aera der „laxen Moral“ vorbehalten, die keusche Serviette noch brutaler zu degradiren, indem gewisse Zeitgenossen ungenirtester Qualität gar nicht mehr Bedenken tragen, sich coram populo den Schweiß an der Stirne damit zu trocknen, wenn sie nicht noch Aergeres mit dem edlen Tuche vorhaben und es — auch ausführen.

Der weise Engländer kocht in der Serviette seinen delicaten Rosinenkloß, den classischen Plumpudding, andere Europäer „stauben“ sich mit der Serviette die Stiefel ab, reinigen die Stühle von Schmutz, putzen die übelst duftenden Cigarrenspitzen und Pfeifenköpfe, fegen die Brotkrumen, angebrannte Zündhölzchen und die Tabakasche eines „legeren“ Vorgängers von der Tischplatte weg, oder — es muß gesagt werden, so unappetitlich es ist — manipuliren damit an Nase oder Ohren oder trocknen sich die Achselhöhlen und werfen die also mißhandelte Serviette auf den nächstbesten Teller zur beliebigen Verwendung des Nachkommenden. All' das sah ich mit eigenen Augen und sah es nicht nur einmal, sondern hundertmal und von vermeintlich gebildeten Leuten und in distinguirten Localitäten.

Ja, ich sah noch mehr. Erst unlängst war's, also 552 Jahre nach Erfindung des Schießpulvers, 432 Jahre nach Einführung der Buchdruckerkunst, d. h. der allgemeinen Aufklärung, und 7390 Jahre nach der (biblischen) Erschaffung der Welt, daß in einem öffentlichen Wirthshausgärtchen besserer Sorte eine ehrsame Bürgers-

frau unter hilfreicher Aſſiſtenz ihres edlen Gemals eine friſche Serviette über den Rohrſeſſel breitete, um ihrem moroſen, trief-äugigen Pinſcher die Liegerſtatt angenehm zu machen. Und in ſolch' liebreicher Sorgfalt um das Wohlbefinden eines thatſächlich widerlichen Thieres übertraf ſie ſogar ihre Nachbarin, die ihrem feiſten, watſchlichen Talmimops, ehe ſie ihm ſein „Papperl" zum Eſſen gab, ebenfalls eine ganz reine Serviette um den Hals band und nach beendeter Mahlzeit ſeine naſſe Schnautze damit abwiſchte. Derlei ſehen zu müſſen und dazu ſchweigen zu ſollen, das überſtieg meine Nachſicht mit der Dummheit, und ich glaubte meine Meinung hörbar laut ſagen zu dürfen. Darauf entwickelte ſich aber folgendes Geſpräch:

Frau von A.: „Was i mit mein Hund mach', geht Niemand was an!"

Ich: „Ah, da muß ich ſchon recht ſehr bitten! Mit Ihrem Sacktuch können Sie thun, was Ihnen beliebt, aber mit fremden Wäſcheſtücken . . . ."

Frau von A.: „Ihner Serviett' war's nit!"

Ich: „Aber ich kann es im nächſten Augenblicke bekommen!"

Frau von A.: „No, ſo wern's a no nit d'rau ſterben! Was ma' nit weiß, macht Ein'm nit heiß! Und dann is mein Hund auch noch reiner als mancher Menſch!"

Der Gemal: „Und überhaupt von ein' andern Tiſch üb'rerreden, das hab' i gar gern! I geh' fünfundzwanzig Jahr in das Wirthshaus und thu' was i will, und hat m'r no ka Menſch was g'ſagt, ſo wir i m'r von ein'n Gaſt, der 's erſtemal da is und vielleicht dreiß'g Kreuzer verzehrt (Allgemeines Gelächter in der Nachbarſchaft) a nix verbieten laſſen! Mi kennt a jed's Kind am Grund, weil i ſelber da geboren und aufg'wachſen bin, und hab' no mein Lebtag kein Anſtand nit g'habt und bin geachtet und ang'ſeg'n und . . . ."

Ich: „Das gehört Alles nicht hieher und bezweifle ich auch gar nicht Ihre Bürgertugenden! Aber begreifen Sie denn nicht, daß es unappetitlich, um nicht z ſagen unanſtändig iſt, einem Hunde, der in allen Winkeln ꝛc. herumſchnuppert, mit . . . ."

Er: „Papperlappa! Schaun's halt nit her!“ (Gelächter.)

Frau von A. (böhmisch): „Da hätt' m'r viel z'thun, wann m'r auf alle Leut' Acht gebet, was denen recht oder nit recht is!“

Frau von B. (pikirt): „Wann das mein' Seligen g'scheg'n wär', der hätt' in ein' andern Ton mit dem Herrn g'redt!“

Frau von A.: „Was m'r si heuntigen Tags Alles g'fallen lassen müßt', das is schon aus der Weis'! (Zu ihrem Pinscher): Gelt, Tschokkerl, uns reden d'Leut' lang guat? ... No, no, sei ruhig, Tschokkerl! G'schieht d'r nix! Därf d'r nix g'scheg'n! .... Das Thier is so viel g'scheidt — g'rad Menschenverstand — jetzt mirkt er akrat, daß weg'n ihm a Verdruß is!“

Frau von B.: „I' sag' nur, was der Meinige immer g'sagt hat. Mein Seliger hat g'sagt: „Wer mein' Hund beleidigt, beleidigt mi'!“ Und wahr is's!“ (Allseitiges Brave!)

Er (mit erhobener Stimme): „Und dann fragt si erst, wer er is daß er si traut mit Unserein' so z'reden! (Mit der Faust auf den Tisch schlagend, in Ekstase): I bin in Stand' und lass'n arretir'n! Franz! .... Is denn ka Sicherheitswachmann in der Näh'? (Brave!)

Frau von A. (begütigend): „Geh', Alois, gift di nit! Is nit der Müh' werth!“

Frau von B.: „Mein Seliger war g'rad a so! Ein Wort und er war in der Höh'. Hat aber jed'smal ein'n kurzen Proceß g'macht und hat gleich um die Polizei g'schickt! M'r hätt' ja sonst a gar ka Ruah' mehr auf der Welt, so viel kecke Menschen gibt's!“

Bei Scipio und Winkelried! Nicht Furcht vor dem (ohnehin nicht zu erwartenden) Sicherheitswachmann war es, daß ich mich erhob und ging. Aber das Mitleid mit solch' pyramidaler Dummheit vertrieb mich. Ich bin von Natur aus weichherzig, und sehe ich ein unheilbares Gebreste, ein Siechthum, an dem alle Mittel zur Rettung scheitern, da wende ich mich von dem trübseligen Anblick ab und fliehe, so weit ich kann. Zudem erschien ich mit meinem Antrage nicht nur in der Minorität, sondern ganz ohne Unterstützung, völlig isolirt. Es waren an vierzig Gäste anwesend, aber ich blieb ohne Succurs, Niemand secundirte mir, „unter Larven die einzige fühlende Brust“ — so trollte ich

mich resignirt von dannen. Wie muthig mag man erst den abwesenden „Sonderling“ allseits gehöhnt, und welcher Stolz wird die respectiven Extrazimmer-Größen erfüllt haben, da sie sich sagen konnten: „Das ist so Herrenrecht zu Arras, und wir vertheidigen es mit den bornirtesten Gründen!“

Denn, wie gesagt, das geschilderte unsaubere Gebahren genirte unter allen Anwesenden nur mich allein, man hatte nirgends Augen dafür, oder, wenn man es auch bemerkte, war man zu denkfaul, um das Unschickliche herauszufinden; war man zu stumpfsinnig, um im Namen des Anstandes, der guten Sitte und der Vernunft sich ordnungsmäßig zu ärgern; war man zu bequem, einer „Geringfügigkeit“ wegen, den Mund zu öffnen. Gewissen Individualitäten ist nämlich Alles gleichgiltig; es kümmert sie eine etwaige Verfassungs-Sistirung so wenig, als eine angebliche „Lappalie“, wie jene, die mich in Erregung gebracht, und sie kommen nur dann in Harnisch, wenn der Jean etwa den leeren „Seitelstutzen“ nicht sieht und er sie fünf Minuten lang auf ein „frisch gespritztes Achtel“ warten läßt. „Da kann der Mensch aber auch an Viechzorn krieg'n, just so wie am letzten Samstag, wo's in der Kuchl meine Schunkenfleckerln ein'n andern Gast geb'n hab'n. G'rad z'reißen könnt' m'r so Leut'!“ meinte der Betreffende.

Die „Trotteloſis“ ist eine böse Krankheit, wirkt epidemisch und ergreift ganze Stände und Volksschichten. Der von ihr Befallene überträgt das Contagium auf Weib und Kind, auf Freund und Nachbar, die das Uebel wieder weiter schleppen. So gebiert die Dummheit immer neue Dummheit, sie vererbt sich bis ins zehnte Glied, und es ist gar nicht abzusehen, ob die Descendenten solch' geistig beschränkter Race im Laufe der Zeiten noch mehr degeneriren oder nach Darwin's Lehre sich doch allmälig aus dem Stammes-Pavianthum zur Menschenähnlichkeit und Würdigkeit entwickeln werden? — —

„Tant de bruit pour une — serviette!“ Murmelt diesen variirten Vorwurf vielleicht ein und der andere meiner theuren Leser? Ach, ich betonte es ja, daß das Leitmotiv meiner heutigen Sittenpredigt der bedenklichst überhandnehmenden Gedankenloſig-

keit der Massen gewidmet ist; daß der Menschenfreund vielfältig Gelegenheit und Veranlassung hat, diese mißliche Wahrnehmung zu machen und aus kleinsten Ursachen die traurigste Diagnose auf das Allgemeinbefinden zu stellen, und indem ich diese Wehrufe wiederhole und meine düstern Betrachtungen recapitulire, komme ich zu dem Punkte zurück, von dem ich ausgegangen und wo ich die Inspiration für meinen Sermon eigentlich empfangen.

Ich sagte, daß ich eine Nebenbeschäftigung gefunden, und die besteht darin, daß ich, da es schon meine Leidenschaft ist, im Dienste der Menschheit zu wirken, diese Passion auch noch auf ein specielles Gebiet ausgedehnt und mich aus eigener Machtvollkommenheit, aber sub auspiciis und unter erhoffter Gutheißung und Billigung seitens des gesunden Menschenverstandes, zum — „Servietten-Hüter" promovirt habe. Ich pflege nämlich nicht ungern nach des Tages Mühe und Arbeit Abends ein paar Stündchen in einer gemüthlichen, rückensichern Kneipecke, vor meinem Deckelglase und die Pfeife zwischen den Zähnen, sitzend, zu verbummeln. Schwelge ich nun so im schlürfenden und dampfenden Nichtsthun, und habe ich die aufliegenden Blätter consumirt, d. h. die interessanten Nachrichten von den neuesten Confiscationen, Denunciationen, Defraudationen, Liquidationen, Malversationen, verliehenen Ordensdecorationen, neuerfundenen Kanonen, verschenkten Millionen, Versöhnungsprügeleien zwischen verbrüderten Nationen, Sommerfahrten von windigen Patronen, heuchlerischen Gratulationen, Contributionen, Executionen, Illuminationen, Wallfahrts-Processionen, Vereins-Resolutionen, Anlehens-Provisionen, Schul-Organisationen, erhöhten Garnisonen, neuernannten Baronen, attrapirten Spionen, bewilligten Subventionen, Reblaus-Conventionen, Interventionen, Proclamationen, Notificationen, Invasionen, abgestürzten Balconen, verschütteten Personen, Protestationen, Competenz-Confusionen, Zündwaaren-Explosionen, Untersuchungs-Commissionen ꝛc. ꝛc. unter diversen Zonen, zur angenehmen Wissenschaft genommen und habe ich, den Kopf in die Hand gestützt, über die Lieblichkeit der Weltlage genügend nachgedacht, dann lasse ich nicht ungern meine Augen

auch über die nächste Umgebung schweifen, die Anwesenden nicht musternd und kritisirend, sondern nur harmlos und absichtslos ihr Thun und Lassen betrachtend. Und da bemerkte ich, wenn ich so Rundschau halte, fast immer und immer und allerorten und zu jeder Stunde, daß beinahe unter jedem Tische eine Serviette liege. Manchmal auch zwei und drei Stück. Sie fielen den P. T. Leuten vom Schoße, sie merkten nichts davon und vergaßen überhaupt, daß sie eine Serviette benützt, aber noch nicht abgegeben haben und trampeln nun unbekümmert mit den Stiefeln und Stöckelschuhen auf ihnen herum. Und das wurmt mich. Ich finde erstens die stupide Gedankenlosigkeit erwachsener Personen — beiderlei Geschlechtes und jeglichen Standes — bedauerlich, und dann ekelt mir vor der Möglichkeit, eine derlei in der Bodenjauche einer Gaststube abgetretene Serviette nach allerflüchtigster Reinigung seitens des schmierigen „Eßzeugputzers" zum eigenen Gebrauche zugewiesen zu bekommen. Denn nicht in vielen Localitäten besteht der löbliche Usus, jedem Gaste eine frisch gewaschene Serviette vorzulegen; nicht allüberall ist der Wäschewechsel ein so rascher und wirklicher, daß jeder neu ankommende Gast im blindesten Vertrauen sorglos sich der ihm offerirten Serviette bedienen kann. Ich fand auf meinen kunterbunten Wanderungen — aber nicht bei den Hottentotten, sondern in heimatlichen Revieren — Servietten, die mit den Merkmalen der Speisekarten einer ganzen Woche tätowirt, und ein solches Farbenspiel aufwiesen, daß ich glaubte, eine Landkarte des alten römisch-deutschen Reiches vor mir zu haben. Wer die übliche Procedur der Interims-Reinigung und Auffrischung der im Dienste gestandenen Servietten gesehen, dem vergeht ohnehin der Appetit für mindestens sechs Wochen; ist man aber auch noch unwillkürlicher Zeuge von der rohen Gleichgiltigkeit mancher Gäste, in welcher sie mit der Serviette verfahren, dann steigt Einem der Aerger zu Kopf und man möchte mit den Fäusten dreinschlagen. Erst dieser Tage beorderte ich irgendwo einen zerschlissenen Kellnerjungen, unter zehn Tischen die Servietten „aufzuklauben"; er packte sie zusammen, warf sie auf einen Haufen, breitete sie später aus,

besprengte sie (aus seinem Munde!) mit Wasser, gab sie in die Presse und reservirte sie so für den nächsten Tag. . . . . Und nun genug davon!

Verzeihe man mir den vulgären, scurrilen Stoff, das langathmige Exposé und die vielen Worte; aber das Metier des ehrlichen Sittenschilderers umfaßt auch solch' unsaubere Arbeiten. Uebrigens: „Wen's juckt, der kratze sich, der Gesunde geht heil aus!" Ich will nur noch meinen Lieblingssatz wiederholen und der lautet: „Die Erziehung des Menschengeschlechtes ist ein hartes Stück Arbeit", besonders aber bei solchen Stämmen, die auf einer so tiefen Culturstufe stehen, daß sie nicht einmal mit der Serviette anständig und rationell zu handtiren verstehen! Darum „nichts für ungut!" und ein Prosit allen Gleichgesinnten! . . . .

V.

Charaktere und Originale.

1.

Ein lobscheuer Poet.

In meiner Gedächtniß-Mappe sind auch einige gar sonderbare „Grillparzeriana“ aufbewahrt. Soll ich sie hervorholen? Soll ich sie einem verehrungswürdigen Publicum bekannt geben? Soll ich sie erzählen? Es sind ein paar „Anekdoten“ darunter, die mir nicht zur Ehre gereichen, und es wäre vielleicht klüger, wenn ich, der ich allein um sie weiß, sie verschweigen würde. Aber da höre und lese ich, daß eine „ausführliche Biographie“ sammt Charakteristik der angeblich „wunderlichen“ Persönlichkeit des größten österreichischen Dichters von einigen dazu eigens designirten Schriftstellern in „Arbeit“ genommen sei und daß man endlich daran gehe, ein erschöpfendes Quellenwerk zum genauern Verständnisse, ein gewissenhaft ausgeführtes Bild des Wiener Pindar „anzufertigen“, und da ist es denn möglich, daß die kleinen Sandkörnlein, die ich liefere, bei dem Aufbau dieses projectirten literar-geschichtlichen Monumentes etwa doch verwendet werden könnten. Dieser Gedanke läßt mich die Rücksicht auf meine eigene Person vergessen und ich erzähle, was ich weiß und selbst erlebte, unbekümmert darum, ob ich mich nun vor den Augen der streng denkenden „Weisen“ — lächerlich mache oder nur ihr geheucheltes Mitleid mir erwerbe. Denn ich habe unter Anderm auch von Malheurs zu berichten, die mir passirten, indem ich — freilich in unschuldigster Weise — den Dichter der „Ahnfrau“ und „Medea“ aus zwei Wiener Gasthäusern — „vertrieben“ habe, dagegen aber auch wieder bei anderer Gelegenheit die directe Veranlassung war, daß der seit Jahren schweigsam Gewordene plötzlich und unerwartetst mit einem epochalen Poëm in die Oeffentlichkeit trat.

Mein erster „Unfall“ datirt in das Jahr 1841 zurück. Es war am 20. Juni, am Tage der Eröffnung der Südbahn, die ich in jugendlichster Ungeduld mitmachen zu müssen glaubte, obwohl meine Angehörigen, im Hinblick auf die drei Jahre vorher geschehene Nordbahn-Katastrophe, vor solchem Wagstück mich warnten. Aber ich war nicht zu halten, versprach jedoch, vorsichtig zu sein, beim Auf- und Abstieg die Trittbretter in Acht zu nehmen und überhaupt in tollkühne Sprünge ꝛc. mich nicht einzulassen. Außerdem mußte ich hoch und heilig schwören, weder den Kopf noch die Hände bei den Fenstern hinauszustecken und was der Reise-Cautelen in jener naiven Zeit noch mehr waren. Als es mir thatsächlich glückte, von Baden mit heiler Haut zurückzukommen, wollte ich meine Leute noch Nachts von dem wunderbaren Ereignisse vergewissern und ich lief stracks in die Stadt, Himmelpfortgasse, in das Gasthaus „Zur ungarischen Krone“, wo ich wußte, daß sie nach ihrem beendeten Dienst im Hofoperntheater ihr frugales Vesperbrod einzunehmen pflegten. Rasch riß ich die Thüre auf und sagte: „Da bin ich!“ Meine Schwester, immer lebhaften Temperaments und zu Witzeleien aufgelegt, rief in drolliger Rührung: „Ach, mein Bruder!“, worauf ich in gedämpftem Pathos erwiderte:

„Ja, ich bin's, du Unglückselige,
Ja, ich bin's, den du genannt!“

„Zahlen!“ zirpte es aus dem Hintergrunde der Gaststube, die nur vier Personen beherbergte, meine Eltern sammt Schwester und einen in die letzte Ecke verschüchterten Gast. Mein Vater winkte mir, ich wendete den Kopf nach dem „Rufer in der Wüste“, es war — Grillparzer. Es beglich seine Zeche, erhob sich eiligst, entfernte sich, ohne zu grüßen, und — kam nie wieder.

Mit einem harmlosen Scherze verscheuchte ich ihn und vertrieb dem braven Wirthe einen „anständigen“ Gast! Was ärgerte ihn? Was verletzte ihn? Daß sein geliebter Jaromir, mit dem ihm noch in späten Tagen auch Löwe so viel Freude gemacht, wirklich „populär“ geworden, daß seine Trochäen im „Munde des Volkes“ leben? oder daß sie an einem — unwürdigen Orte gesprochen wurden, daß man den gefeierten Dichter am Wirthshaus-

tische citirte? Bei Apollo! Was gäbe mancher landläufige vaterländische Versmacher dafür, wenn nur eine einzige seiner vermeintlichen Effect- und Kraftstellen als „geflügeltes Wort" paradiren möchte, eine einzige lyrische Sentenz in der „Oeffentlichkeit" sich bleibend erhalten könnte? Und Franz Grillparzer wurde verstimmt, wurde „böse", weil die ihm am meisten ans Herz gewachsene Dichtung thatsächlich volksthümlich geworden und das damalige, das Theater besuchende Wien die melodisch klingenden Monologe und sonstige rhythmische Prachtstücke derselben fast „auswendig" kannte! Denn die crasse „Ahnfrau" war einst ein gern gesehenes und namentlich unter Palffy's Glanzregierung oft und mit ungeheuerstem Erfolge gegebenes Stück. Spielten doch darin neben dem unvergleichlichen Heurteur auch die große Sophie Schröder, der gewaltige Lange, der geniale Küstner und Fritz Demmer, der auch noch nicht ersetzt wurde. Was erzählte mir mein Vater nicht Alles von jenen Wundervorstellungen der Jahre 1817, 1818 u. s. f.! Und nach vierundzwanzig Jahren schmerzte es förmlich den Dichter, daß das „Volk" mit seiner Schöpfung noch vertraut war! Wie eine Mimose bei der leisesten Berührung, zog sich der zaghafte Mann bei dem kleinsten ihn störenden Eindrucke scheu zurück. — Und das Intermezzo störte ihn.

Ich war beschämt und that dem Wirthe fast Abbitte, als ich an den nächsten Abenden sah, daß der Entflohene für ihn auf immer verloren sei. Aber Johann Kahla — der brave Mann starb hochbetagt erst vor Kurzem — beruhigte mich selbst in seiner gewohnten Güte und schüttelte nur lächelnd den Kopf und meinte: „Der Herr v. Grillparzer ist halt ein gar ein wunderlicher Herr!" Und nun ging's ans Erzählen. Grillparzer, der vormals in der Dorotheergasse Nr. 1118 wohnte, wechselte Anfangs der Vierziger-Jahre sein Domicil und bezog ein bescheidenes Stübchen bei einer Schneidermeisterin im obersten Stockwerke des Fink'schen Hauses Nr. 960 auf der Seilerstätte. Die gute Frau kochte auch für ihren schweigsamen Zimmerherrn zu seiner vollen Zufriedenheit, nur als einmal ein Waschtag und andere Zwischenfälle eintraten, gab sie ihrem Kostzögling den Rath, in das (um die Ecke) nebenan

befindliche Gasthaus („Zur ungarischen Krone") zu gehen und dort das Essen zu nehmen. Das that denn auch der also Beorderte. Er kam um die Mittagszeit still und geräuschlos, setzte sich abseits, begehrte ein Glas Tischwein und deutete dem Kellner drei „Gänge" des Tarifes mit dem Finger an: „Reissuppe, Rindfleisch mit Sauce und Kalbsbraten". Das Verlangte wurde gebracht und dem Gaste servirt. Der aber saß, ohne etwas zu berühren, stumm und starrte regungslos nach der Decke. Nach einer Stunde entschwand er, ohne daß sein Abgehen im selben Augenblicke wäre bemerkt worden. Nur als der Kellner sah, daß ihm ein Gast abhanden gekommen, der nicht gezahlt habe, schlug er Lärm und wollte, daß man den Flüchtling verfolge. Kahla frug: „Wer ist abgefahren?" — „Der dort im Winkel." — „Was hat er verzehrt?" — „Nix hat er verzehrt, hat ja All's steh'n lassen!" — „Nun, wenn er nichts verzehrt hat, so haben Sie keinen Schaden, die Sachen werden abgeschrieben. Gar ist's!" — Am nächsten Morgen kam die Schneidermeisterin und verlangte den Wirth zu sprechen: „Sö, das is a schöne G'schicht, machen's nur ka Aufseg'n! Der Herr v. Grillparzer schickt mich her und laßt um Entschuldigung bitten, daß er gestern Mittags auf's Zahlen vergessen hat. Ich soll sein' Zech jetzt richtig machen!" — „Ja, der Herr — wenn es der Herr v. Grillparzer war — hat ja gar nichts gegessen, uns ist er nichts schuldig!" — „Was? Gar nix g'essen hat er? Jessas, der arme Mann! Und ka Wort hat er g'sagt! Ein' ganzen Tag kein' Bissen im Leib! I sag's ja, die Dichter — wissen's, mein Zimmerherr is a Dichter — leben rein nur von der Luft! No, i dank' in sein' Namen; der wird schau'n, wann i ihm's Geld wieder bring'! Thun's nur nix dergleichen, wenn er vielleicht einmal wieder zu Ihnen hereinkommt; er hat das nit gern, wann m'r von seine Eigenheiten red't; nit einmal sein' Nam' soll m'r öffentlich laut rufen! So viel g'schreckt is er! Wann er a Frau'nzimmer wär', saget i, daß er g'schami is!" Und die Plauderin lief kichernd und lachend davon, die daheim gewiß schweigsam zu sein verstand, sonst hätte es der „sonderbare Zimmerherr" nicht einen halben Tag lang bei ihr ausgehalten.

Und in der That besuchte der wortkarge Gast diese Wirthsstube — meist Abends — nun häufiger, die ihm durch den „Tact" des Wirthes sympathisch wurde, der ihn insoferne „rücksichtsvoll" behandelte und behandeln ließ, als man auf sein Thun und Lassen (nach seinem Wunsche) eben — keine Rücksicht nahm. Wie oft saß er da, in seine Träume versunken, und ließ den Wein warm und den Braten kalt werden, und wie lächelte er sanft und milde, wenn er aus seinem Hinbrüten erwachte und er seine „Zerstreutheit" gewahr wurde, und er den Garçon, der ihn bereits verstehen gelernt, bat, ohne Aufsehen abzuräumen und die Rechnung zu machen. Darauf bestand er allmälig, auch wenn er zeitweise von dem Aufgetragenen nichts genossen. An „Respect" ließ man es nicht fehlen, aber auf Geheiß des klugen und gebildeten Wirthes mußte jede Ostentation und Aufdringlichkeit vermieden werden, man ließ den Einsamen sein, wie er sein wollte, und belästigte ihn weder durch Fragen, noch durch das beliebte übliche begaffende Umstehen der Kellnerjungen. Es grenzte dies Alles beinahe an ein völliges Ignoriren seiner Anwesenheit, aber es war das stylgemäße „Nichterkennen" einer vornehmen Persönlichkeit, welche — „incognito" zu sein und zu bleiben den Wunsch hatte. Diese Rücksicht wurde ihm in vollstem Maße angethan, das Zimmerchen wurde ihm dadurch traulich und ihm daselbst heimisch wie daheim, da — mußte *ich* in meiner Einfalt, allerdings absichtslos, aber auch ohne Ueberlegung ihn „*laut citiren*" und — aus war's mit seinem abendlichen Asyle!

* * *

War meine That denn wirklich so arg, daß ich nun wie ein Verbrecher herumschlich, den Leuten nicht mehr ins Gesicht zu schauen wagte und den ganzen Rayon der Himmelpfortgasse auf Lebenszeit meiden zu müssen glaubte, weil — *Franz Grillparzer* meinetwegen aus einem Gasthause wegblieb? Aber *meinetwegen!* Da liegt's! Und nun drohte mir, falls die Sache ruchbar würde und in den Bereich der Biographen und Literarhistoriker käme, mich — allerdings unfreiwillig — unsterblich zu machen, mich mit dem gefeierten Dichter auf die Nachwelt zu schleppen, aber (leider!) nur in beschämendem, wenn schon nicht in völlig herostratischem

nach dem sich Aller Augen wandten, nach dessen leisestem Lispeln Alles lauschte. Franz Grillparzer hatte nichts zu sagen.

Da ritt mich abermals der Teufel, mit dem hehren Namen anzubinden, und ich faßte mir ein Herz und warf — die Musen mögen mir die Missethat verzeihen! — in noch immer jugendlichem Ungestüm und in überströmender Verehrung, die mich zeitlebens für den theuren Mann erfüllte, einen versificirten und gereimten Aufruf auf das Papier, den ich „An Einen!“ adressirte und — o der Dreistigkeit! — mit meinem vollen unberühmten Namen fertigte. Das Poëm, die lauterste und zweifellosesste „Gymnasial-Poesie“ (obwohl ich der betreffenden Charge längst entwachsen), war wohl ehrlich gemeint und beschwor in aufrichtiger und glühendster Inbrunst den geliebten Dichter, mit einem einzigen Liede hervorzutreten und der Stunde der erlangten Preßfreiheit damit die Weihe zu geben; aber es war trotzdem eine schmähliche Pfuscher-Arbeit, die mich heute erröthen macht und die des erlauchten Adressaten wahrlich nicht würdig war. Um dies zu erkennen, fehlte mir die ruhige Einsicht, die prüfende Ueberlegung, ja jegliches Verständniß, das mir im Taumel der Verzückung völlig abhanden gekommen. So lief ich denn athemlos zu — Adolf Bäuerle, dem Mäcen aller nicht zu honorirenden Beiträge, und übergab ihm mit wogender Brust das fast noch nasse Manuscript. Bäuerle las, las funkelnden Auges, las laut, in Gegenwart von zehn bis zwölf mir unbekannten Herren und Damen, und — umarmte mich! Der Schäker!

Wer war glücklicher als ich! So mußte Hutten zu Muthe gewesen sein, als er in Augsburg vom Kaiser Maximilian zum Ritter geschlagen wurde. Bäuerle hörte nicht auf, mein Opus zu loben, er las einzelne (besonders schwulstige) Stellen zum zweitenmal, und als er die (närrische) Passage:

Rustan war nicht der Letzte deiner Helden,
Den du geschöpft aus der Begeist'rung Bronnen!

mit nachdrücklicher Betonung sprach, da weinte der Heuchler und und alle Anwesenden weinten mit. Es müssen Comödianten gewesen sein, weil sie die Grimasse so a tempo und so packend

zu machen verstanden. Ich stürzte ab. Ich irrte planlos durch die Straßen, dann über die Basteien. Meine Füße schlotterten, meine Pulse pochten hörbar. Da drang im Mondenschimmer das Giebeldach des Theseus-Tempels aus dem kahlen Geäste des Volksgartens hervor. Eine olympische Form! Warum hat Wien noch keine Walhalla? .... Plötzlich durchfuhr wie ein Blitz mich ein fürchterlicher Gedanke: Ich hatte keine Abschrift von dem Gedichte! Bäuerle, der leichtsinnige Mann, besaß mein Alles! Wenn es verloren ging! Ach, die Götter verstehen auch boshaft und grausam zu sein, sie verhüteten es, daß dieses befürchtete „Unglück" eintrat und sorgten vielmehr dafür, daß es auch den — lachenden Epigonen erhalten bleibe, denn am nächsten Morgen stand das Gedicht gedruckt an der Spitze der noch allmächtigen „Theaterzeitung!" Nun schien's doch um mich geschehen zu sein. Ich verlor die Sprache und lallte nur mehr; das Gedicht nun gedruckt zu lesen, war mir unmöglich, denn es flimmerte mir vor den Augen. Warum sehen die Leute mich so staunend an? Weiß man bereits allüberall davon? Freunde und Bekannte schütteln mir auffallend die Hand und grüßen mich fast ehrerbietig. Wenn der Vater meiner Braut erfährt, welch' ein Glanz auf meinen Namen gefallen. ....

Erst nach drei Tagen hatte ich den Muth und die Kraft, bei Bäuerle wieder vorzusprechen. Er empfing mich mit übertriebener Freundlichkeit, gab mir zwei Frei-Exemplare jener Nummer, wofür ich mich tief verbeugte, und erzählte in seiner Plauderweise, wie Grillparzer erfreut von dieser „Huldigung" gewesen, wie er mir danke dafür und wie er angedeutet, daß mein Wunsch bald erfüllt werden würde. Auch wolle er mich persönlich kennen lernen. „Ich begreife Sie nicht, junger Mann, daß Sie die Gelegenheit, die sich Ihnen so günstig und so ehrenvoll (!) darbietet, nicht benützen und Grillparzer Ihre Aufwartung machen! Sie hören ja, daß er Sie sprechen will! Gleich gehen Sie hinauf zu ihm!"

Ich ging, aber ich ging (mit den zwei Frei-Exemplaren) heim in mein Kämmerlein, schloß hinter mir die Thüre und begann

mein „Werk“ zu lesen. Das erstemal in gedruckter Form. Ich las es auch nur einmal. Meine Brust drohte zu zerspringen, alles Blut drängte zum Herzen und um die Schläfe perlte mir kalter Schweiß. Die Krisis war vorüber. Ich stand auf, mein Blick fiel zufällig in den Spiegel — mein Gesicht war kreidebleich und ich zitterte am ganzen Leibe. Ein namenloses Schamgefühl erfaßte mich, ich trat vor das Bild des Dichters, das zu Häupten meines Arbeitstisches hing (und noch hängt) und stammelte: „Verzeih', Gütiger, was geschehen! Auch das ist eine Art der „Jugend-Eselei“, die Heine so spöttisch besungen, und sie ist bedenklicher, als in ein süßes Wesen bis über die Ohren verliebt zu sein. Aber an dieser Unthat, die an dir, (stylistisch und metrisch-) Reiner, nun öffentlich begangen worden, trifft mich nur der kleinere Theil der Schuld, die größere Verantwortung fällt auf Jene, die, als erfahrenere Männer, ein solches Zeug in Druck gaben! Und nun kein Wort im Leben mehr davon!“

Nun kam aber erst die eigentliche Ueberraschung. Grillparzer, der seit dem Unglücksabend des 6. März 1838, wo man durch verkehrte Besetzung sein köstliches „Weh' dem, der lügt!“ so brutal zu Fall brachte, mit Wien und den Wienern schier unversöhnlich grollte, trat ein paar Wochen nach meinem naiven Appell wirklich „mit einem Liede, einem einzigen“ hervor, es war — der Ruf an Radetzky:

„Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!“

Das Lied durchzog die Welt und wurde genugsam commentirt. Wie Grillparzer übrigens zu vertrauten Freunden später geäußert, erfüllte es ihn mit „Wehmuth“, daß man seine nur „patriotisch erdachten“ Strophen vielfach mißverstanden und theilweise sogar eine „rohe“ Tendenz hineingelegt habe, die ihm unbekannt gewesen. Ungeachtet dieser posthumen Abwehr klang der Vorwurf an die Jugend:

„Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt,
Es besser als du zu kennen,
Der, was er träumt und nirgends ist
Als Weisheit wagt zu benennen —“

nicht sonderlich freundlich, und stach merkwürdig ab von den Jubel-Hymnen, die der todesmuthigen akademischen Legion, die das alte verhaßte System gestürzt und die „Freiheit" geschaffen, allerorten gesungen wurden. Genug an dem, Grillparzer brachte damals der gewaltigen Erhebung und dem „Segen der freien Presse" wirklich nur ein „einzig Lied", das „Radetzky-Lied", als Weihespende dar. Nachmals opferte er noch manche einzelne „Gnomen", Glossen und gallige „Vierzeilen".

Dennoch blieb er uns Allen theuer, und wenn eines seiner gedankenvollen Dramen zur Aufführung kam, so drängten wir uns doch in den Pferch des alten Burgtheaters und lauschten und horchten mit feuchten Augen und mit gehobener Seele. . . .

Und es verflossen wieder fast anderthalb Decennien, und zum drittenmale brachte mich mein Unstern in unfreulichsten Contact mit dem Dichterfürsten, der noch dazu schon recht mürrisch geworden, theils körperlicher Leiden, theils widerlicher Familiengeschichten wegen, die dem feinfühligen Manne stark an die Ehre gingen.

In den ersten Sechziger-Jahren war es. Grillparzer hatte mittlerweile seine „Sterbewohnung" in der Spiegelgasse Nr. 21 bezogen, wo er Tagsüber „hoch oben", wie ein Aar in den Lüften, weilte und nur Abends die stille Behausung verließ, um mühsam die vier Stockwerke herabzukeuchen, worauf er in das letzte Zimmerchen der im Parterre gelegenen Restauration (heute zur „Stadt Amberg" genannt) trippelte und daselbst sein Mahl einnahm, ruhig und einsam, bescheiden und — karg. Mayr, der prächtige, intelligente Wirth, der damals das Geschäft leitete, erzählte uns nachträglich, daß der „Herr Hofrath" allabendlich nie mehr als ein einziges Wort, eine einzelne Sylbe spreche: das Wort „Weich!", das sich auf die gewählte Speise bezog, die er dem Kellner (nach alter Gewohnheit) mit dem Finger auf der Karte bezeichnete. Hatte er seine Fleisch-Ration, vorsichtig und mit Anstrengung kauend, genossen und sein Gläschen Wein getrunken, dann langte er nach einer (beliebigen) Zeitung und hielt sie, ohne eine Zeile zu lesen, wie „geistesabwesend" eine Stunde lang vor sich hin. Geistesabwesend? Ach, welche Phantasien, welche

Gedanken-Symphonien mögen das Haupt des Edlen in solchen Ruhepausen durchschwirrt haben! Hatte er die Traumgebilde von sich abgeschüttelt, oder sie in seinem Innern festgehalten und zu Gestalten geformt, die Fleisch und Blut werden und Mark in den Knochen haben sollten, hatte er geschaffen und beendet, was er schaffen wollte, dann legte er die Zeitung, die ihm als Schild gedient und ihn von der Außenwelt abgetrennt, bei Seite, tippte an das Glas, was für den Garçon das Zeichen war, die Rechnung — wortlos — zu ordnen und das knapp bemessene Douceur schweigend einzustreichen. Dann erhob sich der „Herr Hofrath" und kletterte ächzend „nach oben". Und auch dieses wirthshäusliche Stillleben des genügsamen Poeten sollte ich Pechvogel stören!

Wir saßen abseits, an einem sogenannten „Katzentischchen", die übrigens in dem „kleinen Casino", wie sich die schmucke Taverne damals titulirte, in der Majorität waren, und plauderten, selbstverständlich ohne Lärm zu machen. Wir sprachen über dies und das und kamen hiebei auf ein heikles Thema, auf „literarische Jugendsünden", zu welchen sich fast Jeder, wenn auch seufzend bekannte. Nur Einer, der in Selbstliebe und Aufschneidereien groß war, gab derlei Schuldbewußtsein auch in Bezug auf seine Erstlingsarbeiten nicht zu, obwohl männiglich bekannt war, daß just er mit einem Liebesgedichte, das in einem Buchbinder-Almanach im Vormärz erschien, sich schaudervoll blamirt hatte, worüber er seinerzeit viel gehänselt wurde. Nun aber glaubte er die Sache längst vergessen und renommirte mit seiner „Frühreife", die ihm einen lyrischen Fehltritt angeblich ersparte. Diese gänzlich unmotivirte Großthuerei und Prahlerei verdroß mich und ich rief, ziemlich laut, den Finger warnend erhoben, scherzweise:

„Jason, ich weiß ein Lied . . .!"

„Zahlen!" klang es mit zitternder Stimme aus dem Winkel des Stübchens. Alle Heiligen! Der zaghafte Ton machte mich erbeben; vor länger als zwanzig Jahren vernahm ich ihn ebenfalls und heute wie damals scholl er mir wie ein Klageruf, wie ein Vorwurf entgegen, der mir und meiner vermeintlichen Rücksichtslosigkeit galt. Scheu blickte ich nach dem Mahner, es war

— Grillparzer; er erhob sich, wankte fort und kam nie wieder. Er wählte sich als sein Kosthaus nun den „Matschakerhof", dem er bis an sein Ende treu blieb. Wie weh that mir diese Flucht und wie verwünschte ich meine wiederholte — Unvorsichtigkeit. . . .

Und es vergingen wieder zehn Jahre. Mittwoch den 24. Januar 1872 kehrte ich aus zeitungsarmen Districten von einer Reise zurück, als ich die Straßen von einer dichtgedrängten, lautlosen Menschenmasse erfüllt fand, durch die ein imposanter Leichenzug sich bewegte. Ich sprang aus dem Wagen und frug, wem die Feier gelte. „Dem Dichter Grillparzer!" Ich erschrak, ich zog den Hut, da kam der Sarg und Thränen entströmten meinen Augen. Todt! Todt! Todt! . . .

Im Januar 1817, vor 55 Jahren, führte mein Vater den aufgeregten Dichter, der sich in der Nähe des Theaters an der Wien versteckt hielt, nach der glorreichen ersten Aufführung der „Ahnfrau" Nachts nach Hause. Grillparzer dankte gerührt. Der Sohn handelte, wenn auch absichtslos, nicht mit gleicher Liebe und bereitete dem Edelsten der Edlen Verdruß und Aergerniß. Grüßt' es dennoch verzeihend aus dem Sarge? Erkennst du den unschuldigen Missethäter? Ich glaube, ich stotterte damals zerknirscht und demuthsvoll und beschämt die Variante:

Ja, ich bin's — der Unglückselige?

2.

Vom Kanonikus Veith.*)

„Er war von mildem Geiste.“ So hieß es in der kurzen Notiz, die den Tod des würdigen Mannes anzeigte. Von mildem Geiste. Gewiß! Und wenn er sprach, so lauschte Alt und Jung seinen sanften, versöhnenden Worten und namentlich die Jugend fühlte sich mächtig hingezogen zu dem edlen Greise, der es, wie Wenige, verstand, sie zu erheben, zu begeistern, zu fesseln. Die Studenten drängten sich förmlich um die Kanzel, wenn es hieß, Veith werde predigen, und die von lebenslustigstem Uebermuth Durchtobten blickten in Demuth und Ehrfurcht empor, wenn seine Lippen sich bewegten.

Er liebte die Gleichnisse. Wenn er mit leiser Stimme eine Parabel zu erzählen begann und zur scharfsinnig zugespitzten, liebenswürdig witzigen Pointe kam, da gleitete ein unbeschreiblich freundlich Lächeln über seine Wangen und seine häßlichen Züge wurden dem still schmunzelnden Hörer und Beschauer sogar sympathisch und alle Herzen flogen ihm zu. Dann wurde er warm und wärmer, aus einer Parabel wuchs die zweite, die dritte, die vierte, bis er, nach einer trefflichen Kunstpause, zuweilen plötzlich abbrach, die Lösung der Räthsel den Zuhörern überlassend, die sich diese auch verständnißinnig leise zuflüsterten, worauf er die Hände zum Schlußgebete faltete, in das die Gemeinde bewegt einstimmte.

Er haßte die Störung und strafte sie im Momente, wenn auch auf heitere Weise. Als Ende der Fünfziger-Jahre an einem großen Festtage in der Alserkirche ein illustres Hochamt celebrirt

*) Gestorben November 1876.

werden sollte, bei welchem Wild, der Unvergeßliche, dann eine Tochter der Sonntag und noch einige Gesangskoriphäen mitzuwirken hatten, Veith aber wohl eine Viertelstunde länger auf der Kanzel verweilte, als nach der Programmordnung normirt gewesen, da wurde es auf dem Chore allmälig unruhig, die Herren Musici stimmten, unbekümmert um den Prediger, ihre Instrumente, die Sängerinnen rückten geräuschvoll die Notenpulte hin und her u. s. w. Das Publicum lauschte aber noch in ungeschwächter Spannung dem Prediger. Da wendete sich Veith, als der Lärm thatsächlich ärgerlich wurde, zum Abgehen, besann sich aber wieder und begann abermals eine Parabel, diesmal über die Geduld, zu erzählen. Es war eine Geschichte von einem Araber und seinem Pferde, die packend geistvoll war. Alles horchte, auch die heißblütigen Mademoiselles auf dem Chore wurden ruhig, beugten sich vor und liehen ihr Ohr den sinnigen Worten des schlauen Priesters. Die Erzählung dauerte über eine Viertelstunde und erst um halb Zwölf verließ Veith die Kanzel, worauf allerdings ein gewaltiger Introductions-Rumor Seitens der freigelassenen Musikanten losbrach.

Mit Parabeln wirkte er auch in ernsteren Lagen seines Lebens. Als er vor etlichen zwanzig Jahren eine Sommerfrische in Neuberg bezog, da war es seine Lieblingsgewohnheit, „mutterseelenallein" in den Wäldern, Schluchten und Gräben herumzuwandern. Er lehnte jede Begleitung, die sich als Schutz dem schon damals gebrechlichen Manne anbieten wollte, dankend ab, er wollte in seinen Träumen und Gedanken ungestört sein. Wie oft traf ihn Vater Schum, der Veteran der Touristen auf seinen unermüdlichen Wanderungen, wie oft trafen ihn Jäger, wenn sie den Karlgraben, den Krampen, den Hirschbachgraben oder das „Tyrol" durchstreiften, erschöpft auf einem Baumstrunk oder Felsblock kauern, und wie oft warnte man ihn vor einigen Vagabunden, die damals die Gegend unsicher machten und worunter namentlich der „schwarze Peter", ein davongejagter Holzknecht, der frechste und gefährlichste war, auf der Hut zu sein. Richtig attakirte ihn der Strolch eines Tages, als Veith aus dem

Veitschbachgraben mühselig hervorkam, und forderte von ihm mit derbem Ungestüm Geld. Veith gab, was er bei sich hatte, rief ihn aber, als er sich mit der Beute rasch entfernen wollte, zurück und begann mit ihm in sanftem Tone zu sprechen. Er frug ihn um seine Vergangenheit, um sein bisheriges Leben, um seine Schicksale und was ihn auf den Weg des Lasters gebracht. Der Unhold wurde stutzig, begann aber zu erzählen. Veith horchte und sprach kein Wort, ruhig gingen sie neben einander, bis Peter mit seiner Beichte zu Ende war. Dann sprach Veith. Er erzählte zuerst ein indisches Märchen, dann ein evangelisches Gleichniß und zum Schluß die schöne Parabel vom „verlornen Sohn." So kam man bis gegen Neuberg. Die scheidende Sonne vergoldete die Berggipfel, das Glöcklein des Dorfes läutete das Ave Maria, Veith entblößte das Haupt und lispelte ein kurzes Gebet. Peter that desgleichen. Dann wollte sich Veith von seinem unheimlichen Begleiter trennen und winkte diesem zum Abschied. Der aber sank zu Füßen des Priesters, bat mit aufgehobenen Händen um Verzeihung, beschwor Veith, das ihm gewaltthätig abgenommene Geld zurückzunehmen und rief, heulend vor Schmerz und Reue: „Segnen Sie mich, hochwürdiger Herr, daß ich wieder ein anderer Mensch werde!" Veith legte die Hände auf das Haupt des Verlornen und wieder Geretteten und versprach, bei Gericht für ihn zu bitten, daß ihm seine Unthaten verziehen werden mögen, weil er wieder ehrlich werden wolle. Und so war es auch.

Freilich hatte Veith mit seiner „milden Gesinnung" und seinen „rein menschlichen" Ansichten öfter auch — Malheur. So ließ er sich einst von seinem überströmenden Gefühle hinreißen, in einer Predigt öffentlich die „kühne" Hypothese aufzustellen, daß der Segen des Vaters mehr werth sei, als — u. s. w. Seine geistliche Oberbehörde soll ihm damals derlei „unkirchliche" Aeußerungen strenge verwiesen und ihm sogar mit dem Predigtverbot gedroht haben.

Veith, der „aufgeklärte Humanist", wie man ihn allseits nannte (von seinen zelotischen Gegnern natürlich spottweise), ließ

sich durch derlei Ordonnanzen nicht einschüchtern und blieb bei seinen Grundsätzen und Anschauungen, die ihm sein Leben selbst verschönten und ihm die Liebe und Verehrung aller rechtlichen Menschen eintrugen. Als die finsterste Zeit über Oesterreich und speciell über Wien hereinbrach und Veith den Cyklus seiner berühmten „Fastenpredigten" eröffnete, da athmete jedes seiner Worte doch den Geist der Versöhnung und Tausende schieden getröstet von der Stätte der Erbauung.

Auch als Schriftsteller wirkte Veith in hochverdienstlicher Weise. Nebst seinen zahlreichen medicinischen Werken von bleibendem Werthe haben sich auch seine theologischen „von ungeheuchelter Frömmigkeit" durchwehten, wie seine schönwissenschaftlichen Schriften einen Ruf und einen Rang errungen, welchen die skurrilen Pamphlete oder die von aberwitziger Bigotterie durchtränkten Publicationen mehrerer seiner lärmendsten Standesgenossen — dem Himmel sei Dank! — wohl nie erreicht haben. Als ihn Schreiber dieses vor ein paar Jahren das letzte Mal sprach, war es bei einem hiesigen Antiquar, wo er eben eine Serie römischer und griechischer Classiker auswählte, die er als Weihnachtsgeschenk für einen talentvollen Knaben bestimmte. „Nur das Studium der Alten führt zur wahren Bildung und Gesittung", meinte Veith, der ehemalige Redemptorist und nachmalige — Weltpriester.

Veith gehörte zuerst der jüdischen Confession an, welche er 1818 verließ. Sodann dem Studium der Veterinärkunde sich widmend, wurde er, seiner ausgezeichneten Kenntnisse in diesem Fache wegen, zum Professor und später zum Director am hiesigen Thierarznei-Institute ernannt, wo er bis 1823 blieb, um, seinem inneren Drange folgend, in den geistlichen Stand zu treten, dem er bis an das Ende seiner Tage im edelsten Sinne treu blieb. Veith war auch ein renommirter Homöopath und erfreute sich einer starken „Kundschaft", der er seine Ordinationen jedoch gratis ertheilte. Die letzten Jahre seines prüfungsreichen Lebens mußte der arme Greis in vollständiger Blindheit verbringen, [illegible] entsetzlichen Zustand er sich aber dennoch wieder erträglich

zu machen wußte, indem er eine Schreibmaschine erfand, mittelst welcher er seine Gedanken zu Papiere bringen konnte, denn unthätig konnte der Mann nicht sein. Ueberdies lebte er allzeit als wahrer Weiser einfach und bescheiden und begnügte sich mit Wenigem und theilte dieses mit den Armen, deren Freund er war. So dürften denn auch seine Vermögensverhältnisse nie glänzend gewesen sein, wenigstens wurde oft erzählt, daß er sogar zeitweise Mangel litt, weil er nicht selten den Bedürftigen schenkte, was er eben besaß. So war denn auch in dieser Richtung sein Wirken segensreich — Liebe und Ehre seinem Andenken! —

3.

Der Wirth von Margarethen.

Es war Montag den 17. Jänner 1876, als in den ersten Nachmittagsstunden ein förmlicher Menschenstrom über die Wieden nach der stillen Gartengasse in Margarethen und nach der Pfarrkirche St. Josef sich wälzte, um einer ernsten Feier anzuwohnen. Die Leute, es waren alle Stände vertreten, sputeten und drängten sich, als fürchteten sie in Erfüllung einer Gewissens- und Herzenspflicht zu spät zu kommen. Frug ein Fremder, was der ungeheure Zug und Andrang bedeute, so sah man den Frager verwundert an, denn man glaubte, ganz Wien müsse es wissen, daß man den „Margarethner Wirth“ begrabe.

Nun, den sie an jenem Tage unter Betheiligung von Tausenden zur ewigen Ruhe bestattet, kannten auch gar Viele, und wer ihn kannte, liebte ihn, und dem er einmal die Hand zum Gruße geboten und zum Abschiede ehrlich geschüttelt, der vergaß ihn auch zeitlebens nicht und hielt ihn in seinem Herzen eingeschlossen. Und diese Liebe und Verehrung ward ihm nicht nur von seinen engeren Landsleuten; weit über die Wälle seiner Vaterstadt, weit über die Grenzen des Reiches und in ferne Welttheile trug die Kunde von den merkwürdigen und trefflichen Eigenschaften dieses Mannes seinen Namen; hervorragende Geistesgrößen standen mit ihm im freundschaftlichsten mündlichen und schriftlichen Verkehre, und gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Und der vielgefeierte Mann war nur ein schlichter Wiener Bürger, ein einfacher vorstädtischer Wirth? Ja wohl, aber er hieß Franz Haydinger und war der glückliche Besitzer der seltensten und kostbarsten Bücherschatze, der gründlichste Kenner von Alt-Wien, der leidenschaftliche und für seinen Cultus begeisterte Biblioman.

Der Tod dieses Mannes, der an der Schwelle des 80. Jahres stand, aber noch immer geistesfrisch und rührig war, ergriff nicht

nur Wien auf's Schmerzlichste und setzte alle Federn der Nekrologisten in Bewegung, er war auch auswärts Anlaß zu aufrichtigster Betrübniß, denn Haydinger's Verbindungen erstreckten sich, wie bereits erwähnt, „so weit die deutsche Zunge reicht."

Am 21. September 1797 zu Wien geboren, mußte er schon in seinem zwölften Jahre, nur mit nothdürftigem Schulunterrichte ausgerüstet, seinen Bildungsweg verlassen, um im Geschäfte seines Vaters, der Wirth in Matzleinsdorf war, auszuhelfen. Es war im „Franzosenjahre", als der kleine Franz, der treffliche Anlagen und das Zeug für einen Gelehrten in sich hatte, ein — simpler Kellnerjunge wurde und dem aufgenöthigten Stande treu bleiben mußte. Dies wurmte den stets lernbegierigen Mann noch in seinen späten Tagen, der für sein Leben gern „Latein" sich eigen gemacht hätte, schon der nachmals in ihm erwachten Bücherliebhaberei wegen, die er zu seinem argen Schmerze nur in einer und zwar seiner Muttersprache befriedigen konnte. Nichtsdestoweniger wurde aus dem „Unstudierten" ein Mann von ausgezeichnetem Wissen, namentlich auf historischem Gebiete, wenn auch nur in dem engen Rahmen der Heimatskunde.

Diese Neigung entstand, als der Jüngling Pater Fuhrmann's Schriften über Wien zu lesen bekam, und bemächtigte sich seiner mit Allgewalt, da Hormayr seine zwanzig Bände der „Geschichte Wiens" veröffentlichte, auf die der leidenschaftliche Verehrer seiner Vaterstadt mit Begeisterung abonnirte, die er mit gleicher Wärme las, ja völlig verschlang und die den Grundstock seiner riesigen Büchersammlung bildeten.

Franz Haydinger war nach dem Tode seines Vaters, der schon im „Bankozetteljahre" das Haus in Margarethen an sich brachte, selbständig geworden und im Besitze eines nicht unansehnlichen Vermögens, das er durch die reellste Gebarung in seinem Wirthsgeschäfte noch zu vermehren wußte. Aber der Mann mit der blauen Schürze, dem weißen Zwilchkittel und der grünen Sammtmütze, der die besten Tropfen schänkte und schon deshalb viel Zuspruch hatte, vernachlässigte trotz seiner Kellerpflichten und sonstigen Geschäfts- und Familiensorgen doch nicht den Bücher-

cultus; im Gegentheile: nun begann das Sammeln erst recht und erstreckte sich auf alle Zweige der eingeschlagenen Lieblingsrichtung.

Aber auch diese erweiterte sich und erzeugte neue Wünsche, deren Erfüllung den in seiner Leidenschaft ruhelosen Mann Tag und Nacht mit neuen Aufgaben quälte oder — erfreute. So entstanden wieder Specialfächer, die er gleichfalls nach Möglichkeit zu completiren suchte und wofür er mit seinem unvergleichlichen Fund- und Aufstöberungs-Talente Acquisitionen machte, um die ihn die gelehrtesten Bibliothekare beneiden konnten. Wurzbach erwähnte bereits im Jahre 1861 — in einer schön geschriebenen Biographie dieses seltenen Mannes — der reichen Schätze aus dessen merkwürdiger Sammlung; was wuchs in den nächsten Jahren noch Alles hinzu, da er bis in die letzte Stunde seines Lebens für deren Ergänzung bedacht war! Und so besaß denn der einfache Margarethner Wirth nicht nur eine fast vollständige Collection aller auf Wien und seine Entwicklungs-, seine Kriegs-, Sitten- und Cultur-Geschichte bezüglichen Schriften, Pläne, Ansichten, Volks- und Trachtenbilder, es waren auch die einzelnen Länder des Kaiserstaates und Deutschlands reich vertreten, ferners die Geschichte der Reformation und Gegenreformation, des dreißigjährigen Krieges und der Gewerbe, das geistliche und weltliche Lied, die Schwank-, Spruch- und Volksbücher alter und neuer Zeit, Freimaurerei, Astrologie, Dämonologie, Theosophie, Philosophie, Naturkunde, die Hexen- und Zauberliteratur, Gedichte, Romane und Anekdotisches, Chroniken, Kunst- und Handelsgeschichte, Biographien, Monographien und Topographien, die Geschichte der alten und neuen Literatur, die deutschen Classiker in den ersten und seltensten Ausgaben, das deutsche Theater seit 1510 und hierin speciell das Wiener Theater, einschließig der Schul- und Hanswurst-Comödie; weiters kostbare Einblattdrucke, worunter viele Unica, Flugschriften, Todesurtheile, Epithaphik, Satyren und Pasquille, Diebs- und Gaunergeschichten und sonstige zahlreiche Curiosa.

Was sammelte der Mann seit fünfzig bis sechzig Jahren nicht Alles, was trug er nicht überglücklich Alles in sein Stübchen und wie viel Werthvolles wurde, wie Schröer nothwendig bemerkt,

durch seine Sorgfalt vor Vernichtung gerettet! Wie Viele kamen, von denen es heute etwa Mancher leugnet, und schöpften aus diesen nie versiegenden Quellen; welches Materiale fanden wieder Andere in diesen Allen offen gestandenen Vorrathskammern an Hilfsstoffen, und wie nutzvoll war den Forschern und Suchenden der classische Ordnungssinn, das immense Gedächtniß und das richtige Urtheil des anspruchslosen Besitzers! H. Richter meinte: „ein Herder oder Goethe würde sich des Mannes herzlich gefreut haben, eine solche richtige Auffassung hatte er über Geschichte und Cultur-Geschichte." — Daß man übrigens auch „auswärts" den Werth dieses liebenswürdigen Sammlers zu würdigen wußte, beweisen die intimen Verbindungen, welche Schade, Hoffmann v. Fallersleben, Liliencron, Hirzel und andere Männer der Wissenschaft und des ernsten Forschens mit ihm pflogen und bis zum Tode aufrecht hielten, und wie sein Name nicht nur in der Bibliographie des „Serapeums" unter den Autoritäten zählte, sondern auch sonst in strittigen Fällen von Gelehrten, namentlich von Literar-Historikern, wie Gödeke, Weller ꝛc. stets als maßgebend genannt wurde.

Ja, was sammelte der Mann nicht Alles und welche Summen verwendete er für seine Neigung! Allerdings hatte er es in den ersten Jahren leicht, da er in seiner Liebhaberei fast ohne Concurrenten war und selbst Gräffer noch nicht den „Viennensia-Sport" betrieb. Damals gelang es Haydinger noch, um wenige Kreuzer herrliche Druck-Kleinodien bei Käshändlern, Fragnern, Trödlern oder im Nachlaß-Gerümpel einiger Sonderlinge zu erhaschen; allmälig aber erwachte der gleiche Trieb auch bei Andern, Kaltenbäck, Feil, Hauslab, Karajan, Dub, Kabdebo, Camesina, Widter ꝛc. und schließlich auch die Commune selbst wurden seine gefürchteten Sammel-Rivalen und da hieß es häufig alle zu überbieten. Das that denn auch Haydinger und opferte zuweilen hunderte und mehr Gulden, um in den alleinigen Besitz eines „Rarissimum" zu gelangen, wenn dieses auch nur ein paar Bogen stark war. Nie reute ihn ein solches Opfer, der Gedanke des Besitzes verscheuchte alle übrigen Skrupel und seine

Augen funkelten vor Freude, wenn er das eroberte Wunderstück seinem langjährigen Freunde, dem gediegenen seither leider auch verstorbenen Germanisten J. M. Wagner, der die Katalogisirung der merkwürdigen Bibliothek (aus persönlicher Zuneigung für den Besitzer und die Sache) in seinen Mußestunden besorgte, zeigen konnte.

Was sammelte der Mann nicht Alles und — über was konnte er nicht Auskunft geben! Wenn ich zu Zeiten die Gartengasse betrat, fand ich nicht selten einen oder mehrere Wagen vor dem Häuschen stehen. Links im Hofe, dessen zwei Eckwände ein riesiger Ephen, welchen Haydinger einst selbst gepflanzt, ganz bedeckt, führt die Stiege nach dem ersten Stockwerk, der Wohnung des wackeren Schatzmeisters. Ein schweres Eisengitter öffnete sich und in einem barock bemalten Gang unter zwitschernden Vögeln saß der kugelrunde Mann im leichten Trillkittel und mit der blauen Schürze angethan und — schabte wie Cincinnatus Rüben oder wusch Salat, oder beizte einen delicaten Lungenbraten. Und neben ihm kauerte auf einem Holzblock etwa ein Maler und forschte nach einem Kostüm aus der Zeit Wallenstein's, oder auch ein geistlicher Herr, welcher nach Daten über die Gründung einer Kirche oder der ältesten Todtenbruderschaften frug; oder es war ein mit Orden und goldenem Kragen geschmückter Krieger, welcher sich über die ersten Feldschlangen und Karthaunen oder ein Manifest Tilly's orientiren wollte; oder es war ein Literar-Historiker, welcher die Spur eines Volksliedes verfolgte; oder einer von den akademischen Unsterblichen, welcher eine Variante in einer seltenen Textausgabe zu vergleichen wünschte; oder es war nur ein simpler Zeitungsschreiber, der auf einer nekrologistischen Parforce-Tour fruchtlos von Pontius zu Pilatus gelaufen und schließlich zu „Vater Haydinger" kam, um hier das Ersehnte zu finden.

Und jeden der Petenten hörte der unvergleichlich gutmüthige Mann mit nicht zu trübender Geduld an, schmunzelte nur und meinte etwa nebenbei: „Ja, hab'n's denn „d'rinn" nix g'fund'n?" Und als man ihm versicherte, wie der Liebe Müh' bei dieser und jener illustren Bibliothek umsonst gewesen, da — trocknete er sich die Hände, stellte das Gericht bei Seite, nahm eine wuchtige Prise,

murmelte sein stereotypes „Werd'n m'r halt nachschau'n!", trippelte in sein Allerheiligstes und erstieg mit schweren Seufzern die Leiter.

Bald war er zurück, pustend, keuchend und mühsam ein Ungeheuer von einem Pack daherschleppend. Wehe dem Ungeduldigen, der in der Freude, das Gesuchte nun vor sich zu wissen, rasch nach dem Packe langte! Das durfte nicht im ungestümen Feuereifer geschehen, sondern — gemach! Zuerst eine Prise, dann wurde der nach einem eigenen System geschlungene Knoten von Haydinger selbst gelöst, hierauf wurden die einzelnen Bände oder Hefte des Packets mit pedantischer Genauigkeit zur Seite gelegt, bis das von dem Eigenthümer wohlgekannte Unicum in Sicht kam. Herrlicher Augenblick! Noch eine Prise, ein vergnügtes Lächeln und die freundliche Resolution: „Da is das, was's brauch'n, is sehr selten, hab' m'r's aus einer Pariser Auction verschreib'n lass'n, hab'n's drinnet nit — no — nehmen's es halt mit, wann's Ihner von Nutzen is, aber schreib'n's Ihnen früher da ein und bringen's es bald wieder z'ruck, es könnten's a andre Leut' brauch'n. 'Geb'nster Diener, war m'r a Vergnüg'n, is recht gern g'scheg'n!" — Und er band den Pack wieder eigenhändig zu, ängstlich geglättet und gestrichen, knüpfte die Schleife nach traditioneller Methode und schleppte die theure Last an ihre alte Stelle. Und nun die fröhlichste Prise! —

Dieser Anhörungs-, Auskunfts- und Entpackungs-Procedur unterzog sich der seelengute Mann in unverdrossener Laune an manchem Tage wohl ein dutzendmal. Welche Namen birgt sein historisches „Leihbüchel" und wie undankbar und hochnasigst vergalt man dem lieben Greise oft seine Bereitwilligkeit, sein immenses Wissen und seine sauere Mühe! Wie klagte er mir mitunter über diesen und jenen „Romancier", der ein geliehenes Quellenbuch nach sechs oder acht Jahren trotz wiederholter Mahnbriefe nicht zurückzustellen für gut fand! Und dennoch blieb Haydinger der gefälligste Bücher-Samaritan. . . .

So verlief der Tag, jahraus, jahrein. Ein unentgeltliches Leihamt, ein offenes Auskunftsbureau in allen Angelegenheiten und Fragen, die seine Lieblingsfächer betrafen, war sein trauliches Domicil. Wurde es Abend, so kam er mit der festgesetzten Minute

herab in das von seinem musterhaften Sohne, dem „Margarethner Riesen", geleitete Wirthsgeschäft, wo ihn ein Rudel Enkel lärmend und das Synedrium der Stammgäste treuherzigst bewillkommte. Allerdings gab's da immer einige lustige Bemerkungen, denn der „Papa" erschien ausgerüstet wie weiland Robinson. In der einen Hand die alte „Leiblaterne" für den Heimgang über die Stiege, in der andern Hand seinen Abendimbiß, der ihm nach seinem speciellen Recepte zubereitet werden mußte; in einem Seitensacke den geschliffenen Ehrenstutzen, den er über Nacht nicht im Locale ließ, im anderen Sacke ein Stück Landbrod von seinem alten Lieferanten, dann zwei Büchselchen mit Pfeffer und Paprika, die Originalsorten von ihm selbst gekauft und gestoßen. „Allseits guten Abend! Is Alles g'sund?" Nach diesem gemüthlichen Appell ging's an das Essen, das einfach, aber nahrhaft und ausgiebig war, dann wurde eine Cigarre, an welcher die Altersreihe war, angezündet und nun kam das Erzählen. Man muß diese unerschöpfliche Fundgrube von (nicht erdichteten) „alten Wiener Geschichten" gekannt haben, um die Würze solcher Stunden verstehen zu können.

Der „Boccaccio von Margarethen" war übrigens auch ein lustiger Schalk, namentlich in jenen Momenten, wo er sich von einem richtigen „Schmock" nur aus persönlicher Neugierde mit Besuch und Fragen geaualt sah. Ich vergesse sein kaustisches Lacheln nie, als er mir einst in der Laube seines Hausgartchens einen argen Streich beichtete, den er einige Stunden vorher ausgeführt. Ein extrem zudringlicher „Interviewer", der seine Absicht, den merkwürdigen Mann, dessen Ruf auch nach Deutschland gedrungen, für „sein Blatt" textlich zu vorträtiren, kaum verhehlte war seinem Opfer endlich zur Last, und dieses erklarte offen und frei, nun nicht mehr zu Gebör sein zu können, da er den ärztlich angeordneten Spaziergang zu machen habe. Selbstverständlich genirte dies die literarische Wanze nicht im mindesten, sie heftete sich an seine Seite. So kam man in das Belvedere. Auf dem ganzen Wege Fragen und wieder Fragen, ohne Zweck, ohne Ziel und ohne Sinn. Da riß dem guten Mann

die Geduld, sein Racheplan war fertig, und er blieb vor einer Statue plötzlich wie nachdenklich stehen. „Wissen Sie, wer das is?" — „Ne!" — „Das hab' i mir eh denkt; no, wann's kein' weitern Gebrauch davon machen, so will i Ihner a Geheimniß anvertrauen, was nur i allein weiß: die Statuen, die's da seg'n, das sein nix ander's, als — lauter Geliebte vom Prinz Eugen, die er in sein Garten hat verewigen wollen. Aber sagen's es nit weiter, i hätt' Verdruß bei die Herrschaften!" Der Jüngling empfahl sich rasch. — Nach drei Wochen erschien in einem stark gelesenen auswärtigen Blatte ein „pikanter" Essai über „Prinz Eugen's steinerne Maitressen im Belvedere zu Wien." Wie erschrack da der arme Haydinger und wie bedauerte er, den geistvollen Causeur und Historiker nicht auf andere und „ungeschichtliche Art" abgefertigt zu haben.

Derlei „Jocosa" trieb der Vielbelagerte übrigens doch nur selten und nahm zu solchen derben „Aufsitzern" nur Zuflucht, um sich vor der ärgsten Zudringlichkeit zu retten, oder die platteste Neugierde einigermaßen zu züchtigen. Ansonst war der prächtige Mann die Bereitwilligkeit selbst und stand nicht nur mit seinem Bücherschatze, sondern auch mit seinem privaten Wissen, seinen reichen Erfahrungen, seinem außerordentlichen Gedächtnisse und den trefflichsten Einfällen und Entschlüssen dem ehrlichen Forscher allzeit gerne zu Diensten.

Denn wenn schon nicht mit thatsächlicher Hilfe, so verließ doch Niemand wenigstens ohne glücklichen und erfolgreichen Rath das freundliche Stübchen des findigen Patriarchen, der stets und immer den besten Bescheid wußte. Kam doch, um aus hundert Beispielen nur eines, aber das drolligste zu wählen, sogar der Fall vor, daß er einem Supplicanten die ersehnte „alte Weise" von dem richtigsten Manne — vorpfeifen ließ. Es wurde nämlich bei Gelegenheit der Errichtung des Schwarzenberg-Monumentes von maßgebender Seite der Wunsch geäußert, bei der Feier zu Ehren der anwesenden Veteranen den alten „Wiener Aufgebots-Marsch" spielen zu lassen. Nun war guter Rath theuer, d. h. schwierig. Niemand wußte mehr die Melodie und der Armee-

Capellmeister Leonhardt war in Verzweiflung. Da verfiel man in der Noth, wie schon so oft, auch diesmal wieder auf „Vater Haydinger“; ein Ablegat von hohem militärischen Range erschien in der bescheidenen Klause bei dem blaugeschürzten Wundermann, der eben über alles „Wienerische“ Auskunft zu geben wußte, und trug sein Anliegen vor. Haydinger hörte dem schmeichelhaften Antrage schweigend zu und war sichtlich verlegen. Beklommen kratzte er sich hinter dem Ohre, nahm eine Prise nach der andern und sagte endlich kleinlaut: „Das geht schwer, Excellenz, Noten hab' i nit g'sammelt, aber — warten's — da fallt m'r was ein: da geht alle Tag Punkt Zwölfe z'Mittag ein alter Mann durch die Gass'n, der wo umsonst z'essen kriegt, der hat die Franzosenkrieg' no mitg'macht, der könnt' uns vielleicht helfen. Schicken's halt morgen z'Mittag 'n Herrn von Leonhardt zu mir, werd'n seg'n, was sich thun laßt!“ — Tags darauf um die bezeichnete Stunde saß der Armee-Capellmeister bei Haydinger, dieser ging an das Fenster und meinte: „Glei wird er vorbeigeh'n, der Mann is pünktli — richtig, da is er schon — Sö — hör'n's, kommen's a bißl zu mir auffer, i hab' mit Ihnen was z'reden!“ — Der Gerufene erschien und vernahm zu seiner Verwunderung, um was es sich handle. — „Nix leichter als das!“ rief nun plötzlich das Orakel, „der Marsch is halt so g'angen!“ und begann die Melodie schüchtern zu — pfeifen. „Halt, Sie Gottgesandter!“ schrie der entzückte Capellmeister — „langsam, um's Himmels willen!“ nahm ein Stück Papier und den Bleistift zur Hand, skizzirte rasch die Weise, beschenkte den verdutzten Mann und eilte davon. „Z'helfen muß sich der Mensch wissen!“ murmelte vergnügt Vater Haydinger und entließ den überglücklichen Pfeifer. — Als nun der Festtag gekommen, die Enthüllung des Standbildes geschehen und die Trommler und Pfeifer mit einem Male jenen uralten Marsch zu spielen anfingen, da wurde bei der wohlbekannten, nur längst vergessenen Weise so manchem der Hörer warm um's Herz, ein paar Tropfen fielen da und dort in einen Graubart und die Augen funkelten in wehmüthig-stolzer Erinnerung. Man erzählte, daß der Kaiser von der Genesis der

originellen Wiederauffindung der alten Melodie Kenntniß bekommen und leutselig gesagt habe: „Ich lasse mich beim Herrn Haydinger bedanken!“ Der aber lächelte nur, gab und that er ja überhaupt gerne, was er hatte und vermochte, und edirte er z. B. auch zur „Eugen-Feier“ auf seine Kosten und zur Gratisvertheilung jenes allerliebste Büchelchen, das all' die „Kriegs- und Siegeslieder“ enthält, die man zur Verherrlichung des „edlen Ritters“ und Helden von Zenta, Temesvár, Belgrad, Peterwardein ꝛc. einst sang, Lieder, die man längst vergaß oder für verloren hielt, bis Haydinger seinen „Eugen-Fascikel“ öffnete und mit den Originaldrucken von 1697—1734 zum Vorschein kam.

Haydinger brüstete sich nicht mit seinen bibliographischen und Kunstschätzen, er war nur glücklich im Bewußtsein des Besitzes, wollte aber alle Welt daran Theil nehmen lassen. Deshalb ärgerte es ihn auch, wenn Geschichtschreiber, Monographisten und Bibliographen bei Verfassung ihrer Werke und Arbeiten sein einschlägiges Material keiner Ein- und Durchsicht würdigten und ihn nicht zu Rathe zogen, wo die Quellen zu finden und zu benützen wären. Denn was Haydinger nicht selbst besaß, das wußte er doch, wo es stecke, in welchem Privatbesitz oder auf welch' öffentlicher Bibliothek, ob in Klosterneuburg oder in Palermo, ob in St. Florian oder Petersburg, ob in Kremsmünster oder in London. Und so verstimmte es ihn denn gewaltig, daß sowohl Laube bei Verfassung der Burgtheater-Geschichte ihn nicht zu Rathe gezogen, als auch, daß Eduard Devrient das bekannte dramaturgische Opus geschrieben, ohne auf seine Belege und Daten Rücksicht genommen zu haben. Als nun nach Jahren der junge Devrient den „Papa Haydinger“ mit einem Besuch „beehrte“, konnte dieser seinen Unmuth über solch' „leichtfertige Schreiberei“ nicht zurückdämmen und er brummte in etwas verdrießlicher Weise: „Schad' um das Buch! Wenn aber Ihna Herr Vater wieder einmal was über die Theater von Wien schreibt, so soll er früher den alten Haydinger fragen, daß er nit was bringt, was nit wahr is. Da schau'n's her, das is Alles g'fehlt!“ Devrient überzeugte sich später von der Richtigkeit der Haydinger'schen Angaben und rectificirte seine eigenen.

Der trotz seiner Corpulenz ungemein lebhafte und rührige Mann war bis zu seinem Tode unermüdlich thätig und besorgt, seine unvergleichliche Sammlung nach Thunlichkeit und Möglichkeit zu completiren. Wie er jedes einzelne Stück seines Besitzes kannte und genau wußte, wo es liege, so wußte er auch genauestens, was ihm zur Ergänzung jedes einzelnen Faches noch fehle, und war er unabläßig bemüht, das Mangelnde zu acquiriren. Als fortwährender Inserent des „Buchhändler-Börseblattes" war er auch in unausgesetztem brieflichen Verkehr mit allen namhaften Antiquaren und Kunsthändlern des In- und Auslandes, welche seine pia desideria zu befriedigen hatten. Einen Tag vor dem Schlaganfall ließ er noch bei Bretzner ein Buch um 6 fl. kaufen, das ihm gefehlt und nun unerwartet im Katalog erschienen. Welche Freude, als er es in Händen hielt! Und welche Freude hatte der Mann noch im letzten Winter, als ihm ein anderes Curiosum zufiel, das er seit 50 Jahren suchte. Ein dünnes Heftchen war es, die Posse: „Vier Narren in einer Person," die J. F. Müller (Schröter) — nach einer anderen Version Jester — gegen Kurz-Bernardon schrieb, die bei Trattnern 1770 erschien und damals um sieben Kreuzer zu haben gewesen, wenn nicht die ganze Auflage bis auf zwei Exemplare, die sich im Laden befanden, bei dem Brand des Trattner'schen Magazins verbrannt wäre. Nun galt es, die Existenz eines dieser geretteten aufzustöbern! In alle Welt versandte er seine Klage- und Lockrufe, umsonst. Decennien lang quälte ihn die Sorge nach dem Broschürchen, bis ihm der brave Wilfort die Ueberraschung machte und es ihm plötzlich auf den Tisch legte. Nicht für den Cohinoor hätte er das Büchlein vertauscht! . . .

Eine Materie complet, das war seine Lebensaufgabe. Ob Wiener Postbüchel oder die gesammte Zauber- und Hexenliteratur, ob Kriegsgeschichte oder Handel, Gewerbe und Trachten, ob geistliches und weltliches Volkslied oder „Todesurtel", ob Landkarten, Ansichten, Aufrisse, Pläne, Porträts und bildliche Scenen, oder die Archive und Publicationen der Akademien und sonstigen kunst- und wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften — die Sammlung mußte vollständig sein, man mußte Alles bei ihm finden, weil er in seiner Herzensgüte Allen mit Allem dienen wollte.

So war denn dieser Sammeleifer keine sinn- und zwecklose Marotte eines begüterten Quidam, es war die mit seltenem Verständnisse für die geliebte Sache gepaarte helle Lust an dem Streben, mit seiner fast erschöpfenden Collection der Gemeinschaft nützlich zu sein. Daß er mit Vorliebe das sammelte, was Wien betraf und betrifft, mag seinen Werth als „echten, treuen Wiener" noch erhöhen.

Das Schicksal von Haydinger's unvergleichlichem Bücher-Nachlasse ist bekannt. Man schätzte die Zahl auf 16.000 Bände, ungerechnet die werthvolle Sammlung bildlicher und sonstiger artistischer Kleinodien. Der eigenartige Mann verfügte in einer letztwilligen Anordnung, die wohl ein Ausfluß einer durch Enttäuschungen erzeugten morosen Laune, daß all' das, was er durch ein Menschenleben mühevoll zusammengetragen, einzeln veräußert werde, damit „die Sachen wieder unter die Leute kommen", und bestimmte den Schätzmeister Prandel mit der Auctionirung des gesammten Nachlasses. Der Wunsch eines richtigen Patrioten und Bibliophilen ging jedoch dahin, die ganze Collection in ihrer Totalität, welche den eigentlichen Werth repräsentirt, für die Commune zu retten. Der tüchtige Gemeinderath Garber (und Genossen) stellte auch in warmen Worten einen diesbezüglichen Antrag, welchen die Väterversammlung in der öffentlichen Sitzung vom 18. Jänner 1876 sogar einstimmig genehmigte. Leider standen diesem hochherzigen Entschlusse allerlei Hindernisse in dem Wege, worunter der vorzüglichste der Kostenpunkt gewesen, da von den Erben (wohlmotivirt) die Summe von 36.000 fl. gefordert wurde. So wurde denn beschlossen, nur zwei Abtheilungen u. zw. „Viennensia" und „Deutsches Theater" um den Pauschalbetrag von 8000 fl. anzukaufen, dann für 600 fl. aus den übrigen Abtheilungen jene Werke zu erwerben, welche für die Wiener Stadtbibliothek von Wichtigkeit wären. Der Rest kam unter den Hammer, auf welche Weise denn auch dieser unvergleichlich werthvolle Schatz zersplittert und nach allen Weltecken zerstreut wurde. Wie Wien sich auch diesmal wieder vom „Auslande"

überbieten und die herrlichsten Stücke entreißen ließ, darüber schrieb ich am 21. Juni 1876 im „Wiener Tagblatt" ausführlichst und gab auch die Preise der gesuchtesten Nummern an, die man — auswärts gerne dafür bezahlte. —

Wie dem auch sei, ob das eine reiche Arsenal von Behelfen zur „Chronik Wiens und der Wiener" in seiner Gesammtheit für Wien auch erhalten blieb, der Mann, der es aufgebaut, er ist dahin und man wird ihn schwer missen. Denn es fehlt ja doch die wissende Seele des Ganzen, es fehlt der bewahrende und ordnende Sinn des bisherigen Verwalters, es fehlt der Mann, der selbst der lebendige Index seiner Schatzkammer war, und der als Supplemente zu dem effectiv Vorhandenen seine persönlichen Erfahrungen gab und sein wunderbares Gedächtniß, der seine ausgebreiteten Kenntnisse nicht nur in dem Zweige der Localhistorie, sondern auch noch in vielen anderen Culturfächern für den Forscher so nutzbringend zu verwenden verstand.

Ein stilles, bescheidenes und dennoch reiches Leben ist mit dem Manne erloschen, dessen Leiche auf dem nun verlassenen Friedhofe vor der Schönbrunner-Linie eingesargt wurde. . . So steigt denn Einer nach dem Anderen zur Grube und das kleine Häuflein „alter Wiener", das noch Red' und Antwort geben konnte aus der Zeit und über die Zeit von „anno damals", es schmilzt immer mehr und mehr zusammen und man steht bald allein unter fremden Gesichtern, verwaist und unverstanden mit seinen Gefühlen und Empfindungen, ja ob mancher Wehklagen und Kümmernisse vielleicht sogar gehöhnt und verspottet . . . .

Mögen sie's thun. Wer aber weinte, als dieser brave Mann die Augen schloß, braucht sich seiner Thränen nicht zu schämen, sie flossen einem der Würdigsten. Mir selbst ist, als ob ich in ihm meinen Vater verloren, so theuer war mir der Entschlafene und so sehr erschütterte mich der Verlust. Ich und Viele haben ihm ja viel zu danken und ich thue es hiemit öffentlich. Alle aber wollen wir — seine Vaterstadt im Großen und Ganzen — ihm ein ehrend Andenken bewahren: wir werden nimmer seines Gleichen sehen! —

4.

Graf Sandor.

Und es war eine dumme Zeit, als ganz Wien ſich mit nichts Anderem zu beſchäftigen wußte, als mit den barocken Reit- und Kutſchir-Bravouren des Grafen Moriz Sandor, des einſtens tollkühnen Reiters und Springers, der am 23. Februar 1878 in ſeinem Palais auf der Seilerſtätte an Gehirnerweichung geſtorben. Lange, lange Jahre ſind vergangen, da er in Wien Aller Augen auf ſich gelenkt und es war — wir müſſen es wiederholen — eine herzlich dumme Zeit, da man ſich in Wien mit nichts Anderem zu beſchäftigen wußte. In Nord und Süd, in Oſt und Weſt gohr es längs der ſchwarzgelben Grenzpfähle, aber das „Capua der Geiſter“ colportirte unabläſſig nur die neueſten Sandor-Abenteuer. Barbier ſchrieb ſeine „Geißelhiebe“, David Strauß ſein „Leben Jeſu“, Herwegh ſeine „Gedichte eines Lebendigen“, Leopardi ſeine „Canti“, Puſchkin ſeine „Ode an den Dolch“ — aber das „gemüthliche Wien“ las nur die Bäuerle'ſche „Theaterzeitung“ und darin mit flammenden Augen die brühwarm gebrachten Sandor-Anekdoten. In allen Gaſt- und Kaffeehäuſern ſprach man nur von den jüngſten Wetten des Grafen Sandor; beim Lever, während der Baſtei-Promenaden, in den Logen und Abendzirkeln waren die verrückten Kunſtſtücke des Grafen Sandor das Plauderthema und er ſelbſt der Held der Geſellſchaft, der Held Wiens. Eine dumme Zeit.

Die Wiener und Peſter Local-Gloire machte dem blaublütigen Kunſtreiter den adeligen Kopf endlich ganz wirblich. Tellerlecker, Haupt-Allee-Gecken, Notizenſudler und ſonſtige Tröpfe dieſer Qualität erklärten den Herrn Grafen Moriz Sandor von Slavnicza ungeſcheut für den „erſten Cavalier des Reiches“,

während gewisse Stall-Organe ihn zur Abwechslung zum „Tory-Vollblut“ avanciren ließen, und Alles nur aus dem einzigen, freilich triftigen Grunde, weil er der keckste Roßbändiger der glorreichen Epoche war. Was Wunder, daß der Herr Graf — der Schwiegersohn des allmächtigen alten, und später Schwager und Schwiegervater des jungen Metternich (eine merkwürdige Verwandtschaft) — sich diverse Freiheiten erlaubte und sich unter Anderem auch gestattete, die gesammte misera plebs, welche zu Fuß durch dieses Jammerthal pilgerte, als willkommenes „Hinderniß“ bei den Springübungen seiner „Gestüts-Novitäten“ zu betrachten. Von hundert Beispielen nur eines: Eine Magd ging mit zwei Kindern über die „De Bach-Wiese“. Sandor, der in der Reit-Allee die Gaffer durch seine Courbetten eben entzückte, ersah die Drei, sprengte hinzu, gab dem jungen Rappen die Sporen und setzte unter lautem Halloh der Umstehenden über — die arglose Gruppe. Zu Tode erschreckt, sanken die Drei mit einem fürchterlichen Aufschrei zu Boden. Aber der edle Graf befahl ihnen in barschem Tone, sich zu erheben und ruhig stehen zu bleiben. Die Aermsten, von Angst ergriffen, wollten entfliehen, doch da riefen die classischen Zeitgenossen: „Stehen bleiben, der Herr Graf befiehlt es!“ Und die Auserwählten der gräflichen Laune mußten, wenn auch zitternd, gehorchen, und der Herr Graf sprengte nochmals und ein drittes und viertes Mal über die Drei, und das wackere Publicum applaudirte und rief enthusiasmirt: „Bravo Sandor! Bravo Sandor!“

Dann kam das Jahr 1848 und mit dem Freiheitsdrange, bei gewissen Individuen ein förmlicher Uniformirungsschwindel. Selbstverständlich ließ sich der Herr Graf, dem die ganze Geschichte wohl nur eine bizarre Comödie war, bei der berittenen Garde enrolliren. Er sah auf seinem zierlichen Renner über alle Maßen schmuck aus und der weiße Busch flatterte lustig in den Lüften. Dann wurde die Sache wieder einmal etwas ernster. Der 18. Mai war da, der Hof auf der Flucht, halb Wien in starrer Betäubung, aber eine verwegene Partei toll genug, gleich in den ersten Vormittagsstunden in den Arbeiter-

bezirken die Republik proclamiren zu wollen. Die Dioscuren Häfner und Tuvora besorgten dies Geschäft, wurden aber verjagt oder vielmehr in Gewahrsam gebracht. Das Volk ihnen nach, um sie zu „massakriren", aber — Graf Sandor erschien, hoch zu Roß und im Offizierskleide und beschwor die Menge, von der schönen Absicht abzustehen. „Sie müssen ordentlich gehenkt werden!" rief er den Leuten begütigend zu, „und sie werden gehenkt, dafür stehe ich Euch, ich, der Graf Sandor!" Und so wurden denn auch die „armen Sünder" in zwei Fiakern nach dem „Kriminale" befördert und der Herr Graf commandirte siegestrunken die Escorte und beschwichtigte unaufhörlich die tobenden Massen mit den Worten: „Beruhigt Euch, liebe Leute, sie werden gehenkt, dafür bürge ich Euch!" — Die feierliche Zusage blieb unerfüllt, nach acht Tagen war die Stimmung umgeschlagen, die „Verbrecher" wurden von der wankelmüthigen Menge selbst befreit und Graf Sandor, den das fatalste Geschick auch mitten in die Wogen der neuesten Empörung brachte, sah sich plötzlich auf's Aergste bedrängt, sprang vom Pferde und begab sich allereiligsten Schrittes, den störenden Schleppsäbel unter dem Arm, durch die Kärntnerstraße, Johannesgasse, in sein Palais auf der Seilerstätte, das er sehr bald nach dieser unangenehmen Scene in tiefstem Incognito auf lange Frist verließ.

Mit der Rückkehr seines „gerächten" Schwiegervaters wurde auch der Schwiegersohn in den Straßen der Residenz wieder sichtbar. Aber zu eigentlichen Triumphen — nach früherer Weise — brachte er es nicht mehr. Die Gesellschaft beschäftigte sich nun meist doch mit ganz anderen Affairen, als den Stallpassionen und Reiterstücklein der verschiedenen in- und ausländischen Pferdeferze und es interessirte sie demnach auch blutwenig, daß der Graf in seinen „besseren" Jahren eine Stiege hinauf- und hinabgeritten, in Pest einen Leiterwagen, und beim Praterstern die alte „Oebstlerin" übersetzt habe; daß er die Wette verloren, die ihm ein „Zeiselbauer" angeboten, von der Matzleinsdorfer Linie in 57 Minuten zur „Stadt Wien" in Baden zu fahren, daß „der Graf" den preisgekrönten „alten Schecken" des „Zeiselbauers" um

tausend Gulden erstanden und seinen fünfjährigen Araber, der bei der ignoblen Concurrenz so schmählich unterlag, erschossen habe, und was der einstigen vaterländischen Denkwürdigkeiten mehr sind. Kein Sterbenswörtlein wurde, trotz des berühmten Pester Albums, dem antiquirten Stoff gewidmet und der Graf war aus der Mode.

Leute, die sich mit dem Physiognomienstudium auch der unwichtigsten Personen beschäftigen, wollten nun bemerken, daß es mit dem Grafen, der Exzierde der Metropole, körperlich und geistig rasch bergab gehe. Dann verbreitete sich die Nachricht von einer ernstlichen Erkrankung dieser weiland so populären Celebrität, aber selbst diese schmerzliche Kunde wurde von der Mehrzahl völlig gleichgiltig aufgenommen. Endlich hieß es, der kühne Reiter von Einst liege im Sterben. Aber dieses Sterben währte fast ein Decennium, was dem verehrungswürdigen Publicum langweilig wurde, so daß es schließlich auf ihn ganz vergaß, bis wieder nach einiger Zeit in intimen Jockeyclub-Kreisen die hochwichtige Neuigkeit erzählt wurde, daß der Graf „in einem lichten Augenblick" zum Pester Rennen am 12. Mai 1874 einen Preis im Werthe von hundert Ducaten „für ein Hurdle-Race über sechs Hindernisse" (das alte Faible) ausgesetzt und die gentile Donation mit der poetischen Devise begleitet habe: „Bátran elöre lovag! Hol utad nincsmenni, ugorj át!" Zu Deutsch: „Kühn, vorwärts, Reiter, wo du keinen Weg zum Gehen findest, springe!" — Es war seine letzte öffentliche That, dann wurde sein Name ganz vergessen, bis urplötzlich die Meldung kam, daß der leidenschaftliche Sportman gestorben.

Von gemeinnützigen, segensreichen und humanitären Thaten aus dem Leben und Wirken des nun Verewigten wird, obwohl Wurzbach sein „gutes Herz" rühmt, die Nachwelt dennoch kaum Vieles im Gedächtnisse zu behalten haben. Sein Streben in dieser Richtung blieb auch so ziemlich unbekannt, desgleichen die löbliche Absicht, überhaupt durch menschenfreundliche Züge, geniale Schöpfungen oder großmüthige Handlungen zu glänzen. Vielleicht war seine einzige Hardiesse, sein glühender Wunsch, den ersten

„Lebemann des Vormärz", respective das „enfant terrible" des Wiener high life, den populären „Pepi Eßterhazy" zu verdunkeln, und das gelang Sandor wohl auch zeitweilig, namentlich wenn er solch' „drastische" Streiche ausführte, wie damals, wo er — von zahllosen ähnlichen hochadeligen Einfällen und Launen nicht zu sprechen — sich als Vagabund verkleidete, in der Surrogat-Kaffeeschänke unterm alten Kärthnerthore einen Hunderter wechseln ließ und hierauf (dies galt eben die Wette) als „verdächtig" arretirt wurde. Wie entschuldigte sich nach der Demaskirung des Pseudo-Verbrechers der gute Hofrath Amberg, wie wüthete Graf Sedlnitzky über diesen polizeilichen Mißgriff und wie lachte das liebe Publicum über den „gelungenen Spaß". Ein volles Jahr sprach Wien von dem geistreichen gräflichen Coup, der in den Annalen der damaligen Aristokratie als „cause célèbre" galt.

Graf Sandor war am 23. Mai 1805 geboren, hatte also das 73. Jahr erreicht. Seine Gattin Leontine, eine geborene Metternich, starb, 50 Jahre alt, am 16. November 1861. Der einzige Sprosse dieser Ehe, eine Tochter Pauline Clementine, geboren 26. Februar 1836, ist mit Fürst Richard Metternich, dem gewesenen Botschafter, vermält. Sie ist nebenbei Mutter dreier Töchter. Mit den Sandor's selbst aber ist's zu Ende.

5.

Ein anderer Pferdefreund.

Das edle Fleischhauergewerbe, das er zwar meines Wissens nie „eigenhändig“ betrieb und das nur zu den ererbten Functionen seiner Dynastie gehörte, lehrte ihn schon früh die ritterliche Kunst des — Kutschirens üben, wozu sich, natur- und sachgemäß auch die Begeisterung für einen zeitweisen Ritt gesellte, die ohne Zweifel ebenfalls in seinem jugendlichsten Busen bereits loderte, wenn er Zeuge sein konnte, mit welch' herrlichem Anstande der „Bruckknecht“ das Bräunl bestieg, um in die Schwemme zu galoppiren. Ich meine den von hunderttausenden Wienern gekannten und ob seiner Biederkeit und Leutseligkeit gern gesehenen Privatier Raumer, der erst hochbetagt seine fahrmüden Augen schloß und der am 3. März 1874 auf dem Marxer Friedhofe eingesargt wurde.

Welchem Wiener war Raumer fremd! Ein halbes Jahrhundert ist's fast, daß das stets zusammengekrümmte, erdfahle Männchen mit den zahllosen Furchen und dem farblosen Barte tagtäglich seinen Ritt oder seine Fahrt, zuletzt immer nur mittelst des „unsterblichen Schimmels“ (der allein 39 Dienstjahre zählte) machte; während hinwieder kein nur halbwegs namhafter Gaul in einem Wiener Stalle stand, dessen genealogische Verhältnisse und sonstige Memoiren Raumer nicht kannte. Sein Gedächtniß in dieser Disciplin war frappirend, er wußte nicht nur jeden Renner zu citiren, der seit Decennien auf dem Prater oder Freudenauer Turf sich Lorbeeren errungen, er hatte auch die Secunden-Differenzen im Kopfe, und war in strittigen Fällen eine Autorität, wenn es sich darum handelte, nachzuweisen, daß im Mai 1863 der lichtbraune Wallach des Hofmann aus Salz-

burg nur sieben Minuten, und die schwarzbraune Siebenbürger Stute des Würth im Mai 1869 sieben Minuten 38 Secunden benöthigte. Seine Classiker, die er unabläßig im Munde führte, waren Zizelsberger, Berganer, Auböck, Danzer, Valentin ꝛc. wie das Um und Auf seiner Gespräche sich auf den „Matsch" zwischen Kinsky und Szapary von „anno damals", die feste Hand des „Has", die „Hetz" mit der „Sofner", die weiland Bravouren Sandor's und ähnliche hippologische Ereignisse beschränkte.

Warum machte das tückische Fatum Raumer nicht zum — „Gawlir"? Wenn er zur Saison in Baden oder in der Osterwoche durch die Jägerzeile auf dem erwähnten „contemplativen" Schimmel langsamst dahin ritt, so grüßten ihn zwar die Zierden der Sportswelt auf's Cordialste, aber der Wurm des Bewußtseins seiner Unebenbürtigkeit, seiner „Blaublutleere" nagte doch an seinem Herzen und dieses Gefühl vergällte ihm sogar die hehre Freude, mit welcher ihn z. B. die Auszeichnung erfüllte, wenn der juxige Baron X. ihn loyal frug, ob er heuer seinen Schimmel „laufen" lasse. Der gute Raumer! Mit welcher Wärme wußte er da seine Absicht, das arme Thier „heuer zu schonen", zu vertheidigen, mit welcher Pietät sprach er von den früheren glorioſen Leistungen desselben, und mit welchem Feuereifer ging er in's Zeug, wenn er den staunenden Zuhörern begreiflich machen wollte, daß der Schimmel „eingespannt noch schärfer geht, als im Sattel." Ach, zeitlebens mit Mitgliedern des Jokey-Clubs im intimsten Verkehr, die Mysterien Tattersall's wie nur Wenige kennend, seit Jahren bei großen und kleinen Rennfesten am „Pfosten", von den ersten Roßkämmen consultirt, bei schönen Wetten engagirt und doch — „ka Gawlir!" Das mußte den Mann schmerzen. . .

Und er hatte immer die Ambition, sich nur in „noblen" Kreisen zu bewegen. Einst ein versirter Don Juan mit angeblich glänzenden Erfolgen, verstand er es, nur bei „vornehmen" Kaffeeschwestern seine „klane Melansch" zu trinken, obwohl sein urwüchsiger Jargon die Conversation einigermaßen erschwerte. Als Ende

der Dreißiger-Jahre im Café Daum der „Pester Johann", nach Horschelt der genialste Billardspieler des Jahrhunderts, die Crême der jeunesse dorée um sich versammelte, die bei seinen unglaublichen „Besetzkünsten" Tausende unter sich verwetteten, da fungirte Raumer als Richter, der die Wetten notirte und das Spiel controlirte. Immer in exquisiten Cercles!

Er liebte übrigens aufzufallen und prakticirte, um in der Menge markirt zu sein, die sonderbarsten Schrullen. Wie lachten die Leute, als er an einem Wintersonntage „per Schlitten" durch die Stadt fuhr und nicht nur die Dame an seiner Seite eine hochrothe Schwungfeder von ihrem weißen Hut baumeln ließ, sondern auch der Schimmel eine ganz gleiche, ebenfalls hochrothe Feder in der Stirnschnalle stecken hatte. Als ihm seine Freunde das Unpassende der Gleichförmigkeit beider Kopfzierden vorhielten, meinte er in einer ökonomischen Anwandlung: „I hab halt d'Federn paarweis billiger kriegt!"

Ein ander Mal wettete er um hundert Gulden, daß er — ebenfalls an einem Wintersonntage — mit einem — weißen Cylinder in die Stadt komme. Heutzutage, wo Jedermann sich kleiden kann, wie es ihm beliebt, ohne daß der Nächste deshalb nur die Wimper rührte, klingt der Fall wohl läppisch. Nicht so im schönen Vormärz. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß Raumer das Unerhörte einer solchen „Maschkarade" begehen werde. Zahllose Subwetten wurden abgeschlossen, Parteien bildeten sich, die über die Ausführbarkeit dieses „Wagstückes" pro und contra debattirten; endlich kam der ersehnte Sonntag. Schaaren von Neugierigen sammelten sich vor dem Burgthore an, die noch immer zweifelten, daß ein Mann es wage, im Winter einen lichten Hut zu tragen! Da plötzlich Lärm in der Ferne, der allmälig vernehmbarer wird. Was war es? Raumer kam aus der Allee, die nach Mariahilf führte, mit dem weißen Cylinder, gefolgt von einem Rudel johlender Jungens, welche unisono schrieen: „A Narr! A Narr! Der tragt im Winter ein' weißen Hut!" — So . . . naiv waren wir damals noch in dem gemüthlichen Wien!

Das Häuschen (Mariahilferſtraße 14), in dem Raumer geboren wurde, und das er bis zu ſeiner erſt drei Jahre vor ſeinem Tode ſtattgefundenen Vermälung bewohnte, gehörte ſeit urdenklicher Zeit der Fleiſchhauerfamilie Raumer. Der Letzte des Stammes trat es circa anno 1860 an Herrn Draſche gegen eine Leibrente ab, da er nicht dazu zu bewegen war, das ohnehin zur Demolirung verurtheilte Haus im entſcheidenden Augenblicke perſönlich dieſem Zwecke zu opfern. „Das mag i nit erleben" — pflegte er zu ſagen, wobei ihm die Augen feucht wurden — „ſoll's ein And'rer thun!"

In ſolchen Zügen zeigte ſich der unvermiſchte Altwiener. Nun, er erlebte den Schlag auch nicht, vorläufig ſteht das Häuschen noch auf ſeinem alten Flecke, freilich nur mehr für kurze Friſt. Und ſo entſchwindet ein Wahrzeichen nach dem andern, und auch ihre grau gewordenen Inſaſſen ſteigen allmälig in die Grube....

Mit Raumer ſtarb eine Specialität des Wienerthums. Ein grundehrlicher Mann, der Niemanden weder an Gut, noch an Ehre ſchädigte, und deſſen einzige Schwäche die ſchwer vereinbare Maxime war: „Nur nobel und überall dabei ſein, wo a Hetz is!" hinterläßt er keinen einzigen Feind. Wäre er als Moslem geſtorben, hätte er im Paradieſe gewiß ſeinen alten treuen Schimmel erwartet, als Chriſt blieb ihm nichts übrig, als ſeufzend auszurufen: „Ausſpannen, gar is's!" —

6.

Wer war der Mann?*)

Zwei Monate ſind es, daß ich den Mann zu meinem nicht geringen Schreck im — „Wiener Todtenzettel“ gefunden, nachdem ich eine Woche vorher auf der Straße mit ihm noch geplaudert. Zwei Monate ſind es, daß der Mann, der in den weiteſten Kreiſen bekannt geweſen, eingeſcharrt wurde, aber ich wartete vergebens, daß ihm eine freundliche Seele ein Paar Worte „Nachruf“ gewidmet, daß ſein plötzlicher Tod nur mittelſt einer einfachen „Kunſtnotiz“ den Künſtlern, Kunſtfreunden, Antiquaren, Raritäten-Händlern und — ſimplen „Tandlern“ angezeigt worden wäre. Er ſtarb, und als die Erde über ihm breitgeſtampft, vergaß man, daß er überhaupt je gelebt. Und doch verdiente der räthſelhafte Mann, mit ſeinen räthſelhaften Leidenſchaften, eine eingehende Forſchung und — Würdigung.

Ich meine den „Maler“ Karl L. Wiesböck. Unerbittliche Kritiker unter der zahlreichen Schaar ſeiner Bekannten (ob er „Freunde“ hatte, weiß ich nicht) bemängelten und beſpöttelten übrigens das autonome Epitheton „Maler“, das er ſich beigelegt und das decennienlang auf dem an ſeiner Thür angenagelten Schildchen prangte. Konnte er doch, ſelbſt wenn man ihn als „Autodidakt“ gelten laſſen wollte, die „occupirte Maler-Charge“ nie rechtfertigen und gönnte man ihm höchſtens das Beiwort „Reſtaurateur“, obwohl er in gewiſſen Fällen, wovon ſpäter die Rede, ein nicht unbegabter, ja ſehr gefährlicher Copiſt war. Denn er copirte koſtbare, antike Originale bis zur ... Täuſchung.

Wer war der Mann, wo war er geboren und von welcher Herkunft? Leute, die mit ihm vierzig Jahre in Verbindung geſtan-

*) Geſchrieben 22. October 1874.

den, erfuhren nie die volle Wahrheit und blieb das myſtiſcheſte Dunkel an dem vielbekannten Namen haften, bis er ganz aus dem Gedächtniſſe ſelbſt Jener zu entſchwinden drohte, die ihn viel hundert- und tauſendmal genannt. Die Einen ziſchelten ſich in die Ohren, daß ... fürſtliches Blut in den Adern des ſtattlichen Mannes gerollt, die Andern behaupteten, daß er weiland nur ein fürſtlicher Koch geweſen, und die Dritten wollten wiſſen, daß er aus einem oder dem anderen Grunde (vielleicht auch aus beiden?) bis zu ſeinem Lebensende eine (ſtille) fürſtliche Penſion genoſſen habe. Er ſelbſt ſchwieg hartnäckigſt über all dieſe Dinge, die paſſionirten „Forſchern" mancherlei Kopfweh verurſachten, und ſelbſt ſeinen Geburtsort verrieth er nicht, wenn auch die „Intimſten" in ihn drangen, und konnte aus diverſen Anzeichen nur ſo viel feſtgeſtellt werden, daß er wohl im Stockerauer Rayon, und zwar in der Nähe Stetteldorfs das Licht der Welt erblickt haben müſſe, denn dorthin wurde der Leichnam überführt. Karl Wiesböck ſtarb am 22. Auguſt 1874 in ſeinem vieljährigen Domicile: im rückwärtigen Hofe des „Fokanederhauſes" und wurde 63 Jahre alt.

Ich lernte vor einem Viertel Jahrhundert den Mann kennen, weil ich, auf Grund untrüglicher Wahrzeichen, die Echtheit eines Albrecht Dürer, den ich bei einem Trödler vor der Hernalſer-Linie entdeckte, vor dem Ankaufe beſtätigt haben wollte und Freunde mich an dieſen Mann, den bewährteſten Kenner in ſolchen Dingen, wieſen. Ich zog an der Klingel mit aller Macht, ich pochte, daß mir die Knöchel an den Fingern wund wurden — die Thür öffnete ſich nicht. Schon wollte ich umkehren, als ich bemerkte, daß der (nie gewaſchene) Vorhang des Küchenfenſters etwas zur Seite geſchoben wurde und ein funkelndes Auge durch das trübe Glas hervorlugte. Der Mann war vorſichtig über die Maßen, das ſah man; er muſterte mich nach meiner ganzen Länge, und da ich ihm fremd war, ſo zögerte er aufzuſchließen. So rief ich ihm denn die Namen meiner mich empfehlenden Fürſprecher zu, worauf ein ſchwerer, eiſerner Riegel zurückgeſchoben wurde und drei Schlüſſel in drei Schlöſſern ſich drehten. Bei halb geöffneter Thür, die wieder raſch abgeſchloſſen wurde, ſchlüpfte ich hinein,

und stand, obwohl Feuer auf dem Herde war, beinahe im Finstern, denn ein qualmiger Rauch erfüllte den engen Raum der Küche, in welcher zu meiner Ueberraschung mehrere Bilder hingen oder — wie Schinken an Stricken, in der Luft baumelten. Werden nach Venetianer Manier hier „Alterthümer" erzeugt? Aber Wiesböck ließ mich nicht lange sinnen, sondern lud mich mit frostigen Worten ein, das Zimmer zu betreten und — ich trat, meine Störung entschuldigend, ein. Welch contrastirender Anblick!

Das Zimmer, von ansehnlicher Größe, strahlte vorerst im Glanze sorgfältigster Reinheit, als ich aber meine Augen durch den Raum schweifen ließ, da senkten sie sich, fast geblendet von dem Anblick zahlloser, schönst geordneter Kunstschätze. Das war das Tusculum, das Heiligthum des sinnigsten „Amateurs", ein Museum im Kleinen, aber voll der herrlichsten Reliquien aus den glorreichsten Epochen deutscher, niederländischer und italienischer Kunst - fast jeden Genres. Da hingen an den Wänden zweifellos werthvolle Oelgemälde in alterthümlichsten Rahmen, da zierte den Mittelraum eine Suite der köstlichsten Miniaturen, da standen in alten Schränken und auf alten Etagèren Humpen und Gläser aus längst entschwundenen Jahrhunderten, da lag auf einer Tasse eine Collection der seltensten Münzen, dort blickten Cameen hervor, die in Pompeji und Herculanum oder in Karthago gefunden, in jener Ecke standen Waffenstücke aus dem dreißigjährigen und aus dem ersten Türkenkriege, und in den Bücherkasten die veritabelsten „Schweinsledernen" neben „Ebert" und „Nagler". Ich vergaß mein Anliegen und weidete mich nur an der Betrachtung all dieser antiken Delicatessen eines leidenschaftlichen Sammlers. Ein langes Menschenleben gehörte dazu, um all' diese Kostbarkeiten auf- und zusammenzubringen! Wie mußte der Mann seine Schätze hüten!.. Da riß mich das unerwartetste Wort aus meiner staunenden Betäubung, denn Wiesböck sagte, als er mein Entzücken bemerkte, im trockensten Tone: „Das können Sie Alles haben, wenn Sie zahlen — ist Alles zu verkaufen!" — Also kein ischer Kunstfreund, nur ein Händler und Krämer? abgekühlt.

So brachte ich denn die Angelegenheit, die mich zu dem seltsamen Manne geführt, vor. Wiesböck schien mir nur oberflächlich zuzuhören, zog während meiner Erzählung ein Riesenportefeuille hervor und kramte gleichgiltig in den Blättern, aber es konnte mir nicht entgehen, daß das intensive Gelb seiner knochigen Wangen allmälig einem leichten Roth wich, daß seine Augen immer lebhaftere Blitze schossen, seine Zunge stammelte und er eine innere Erregung kaum zu bemeistern wußte. „Das ist sehr schwer zu bestimmen," meinte er endlich; „echt oder unecht — mein Gott! Die Fälschungen sind oft kaum zu erkennen ... wie soll überhaupt ein echter Dürer zu einem Hernalser Trödler sich verirren ... wird die Kopie eines Schuljungen sein — kenne das — weiß, wie oft man enttäuscht wird.... Sehen Sie, das sind echte Dürer. Hier die „Kreuztragung", notabene: vor dem Plattensprunge. Hier die „heilige Katharina", höchst selten; hier die „Enthauptung Johannes'", auf Papier mit dem Ochsenkopfe. Und so weiter. Sind alle zu verkaufen. Für Echtheit garantire ich. Werden circa fünfzig Stücke sein. An Dürer's „in Kupferstich" kann ich mit noch mehr dienen. — Und er klappte die Mappen, deren Schätzen ich nur flüchtige Blicke schenkte, zu. Ich dankte für die Mittheilungen und empfahl mich. Also kein Mäcen, kein enragirter Sammler, kein begeisterter Amateur — nichts als ein „Händler!" —

Sammelfexe, wie Schreiber dieses, läßt aber eine angefangene Sache, die in ihre „Liebhaberei" schlägt, nicht ruhen. „Echt oder unecht?" war nun nicht mehr die Frage, die Acquisition an und für sich reizte mich, auch als mögliches Falsificat mußte das Blatt interessant sein, da in diesem Falle die Kennzeichen nur für das geübteste Auge bemerkbar waren. Wie konnte ich in solcher Aufregung einen Löffel Suppe hinabwürgen, ehe das Stück in meinen Besitz kam. Also rasch hinaus an die sonderbare „Dürerquelle!" — Da bricht ein heilloses Unwetter über Wien los und verwehrt mir die beabsichtigte Promenade. Wie ich jedoch am nächsten Morgen vor dem Hüter des Kleinodes athemlos ankam, hörte ich die überraschende Nachricht, daß Tags vorher,

während des heftigsten Gußregens ein langer, hagerer Mann erschienen, um das Portefeuille gefragt und nach kurzer Besichtigung den „ganzen Pack“ um — sieben Gulden erstanden habe. Es war Wiesböck. Später erfuhr ich, daß er den als echt erkannten „Dürer“ einem eben in Wien anwesenden Pariser Antiquar um hundert Gulden und die übrigen dreißig Blätter der Sammlung um hundertfünfzig Gulden verkauft habe. Selbstverständlich sprach ich über diesen „Aufsitzer“ mit dem raschen Benützer meiner ... Arglosigkeit kein einzig Wort.

Ich erzähle diese einfache Geschichte nur zur Charakterisirung des Mannes und seines Geschäftsgeistes. Als ich ihn wieder besuchte, war er die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit in Person, obwohl ich ihn in einer eigenthümlichen Beschäftigung sichtlichst störte. Er stand nämlich zwischen einem Dutzend mit Wasser gefüllten Gefäßen, in denen — Einbanddeckel alter Scharteken schwammen. Er hatte bei einem Maculaturhändler eine Sammlung zwar hundertjähriger, aber trotzdem werthloser Bücher aufgestöbert und kaufte die abgerissenen Einbände. „Wozu?“ frug ich erstaunt. „Des Inhaltes wegen,“ war die Antwort. „Des Inhaltes? Von leeren Deckeln?“ — „Ja wohl. Sehen Sie, zu jener Zeit, als diese Bücher gebunden wurden, war die Pappendeckel-Fabrication von eigenthümlicher Art. Man klebte Blätter aufeinander, Blätter von jeder Qualität, wenn sie zu sonst nichts nütze schienen, und da kommt es vor, daß man mitunter in den Zwischenlagen ganz werthvolle, kostbare Holzschnitte und Kupferstiche findet, von deren späterem Werthe man damals noch keine Ahnung hatte. Freilich ist die Mühe, die ich mir da mache, eine außerordentliche, und kostet mich das sorgfältigste Ablösen jedes einzelnen Blattes viel Zeit und Arbeit, und außerdem ist in hundert Fällen die Plage neunundneunzig Male umsonst gewesen, aber — zuweilen mache ich doch einen hübschen Fang, z. B. hier: Sehen Sie, diesen Altdorfer und hier den Goyen, treffliche Abdrücke, die habe diese Art gerettet!“ — Welch' übermenschliche Geduld! ..

War ich in dem Atelier oder vielmehr in der „Werkstätte" eines „Kunstfreundes" oder eines — „Kunstschacherers?" Trieb den Mann heiliger Eifer und glühende Verehrung für das Große, Schöne und Erhabene oder — profane Geldgier? Scheuchte ihm der freudige Gedanke über die glückliche Acquisition und den längst erstrebten und endlich gelungenen Erwerb eines Kunstkleinods den Schlaf aus den Augen, oder die Hoffnung auf den zu erzielenden Gewinn? Räthselhafter Mensch! Wenn er zu erzählen begann, wie er dies und jenes Stück im Tauschhandel eroberte, wie er dieses Glas bei einer Bäuerin in Untersteier und jenes Blatt bei einem Pfarrer im Pinzgau entdeckte, wie er die Böden und Alcoven in ganz Nieder- und Oberösterreich durchschnupperte und so manche Kostbarkeit um eine Bagatelle erstand, wie er das Geraffel und Gerümpel sämmtlicher Trödler unseres Breitegrades durchwühlte und in Schmutz und Schimmel, unter Fetzen und Trümmern die schmuckesten Raritäten fand; wie ihn sein guter Genius, respective seine Spürnase und sein Instinct just dahin führten, wo ein Schatz zu heben war — wenn er von diesem seinem Eruirungs-Talente und seinem Glücke in solchen Dingen sprach, und nach seinen kostbaren Lieblingen mit freudig zitternden Händen zeigte, da leuchteten seine Augen wie Raketen und er pries sich ob solcher Gunst des Schicksals überselig. Wie beneidete ich in diesen Momenten den Mann und wie bewunderte ich klopfenden Herzens seinen schönen Besitz, den er wie ein Drache bewachte und vor jedem Stäubchen schützte ... Nach ein paar Jahren veräußerte er dann die ganze Sammlung und wühlte mit gleicher Wollust in den acquirirten — Banknoten.

Alle Kunstfreunde und Kunsthändler nicht nur Wiens, sondern diverser Städte und Länder kannten den Mann, der ab und zu selbst öffentliche Licitationen veranstaltete und tausende Nummern seiner mühevoll erworbenen, gewählten Sammlung unter den Hammer brachte. Wohl zuckte da zuweilen seine Hand, wenn ein „Leibstück" von dem Ersteher erfaßt wurde, wehmüthigen Blickes nahm er Abschied von dem Schatze, den er vielleicht auf die wunderbarste Weise erworben, aber — wenn das Geld auf

den Tisch gelegt wurde, da fuhr doch wieder ein Freudestrahl über sein fahles Antlitz und er athmete tief auf.

Alles war ihm feil, sein Liebstes, Schönstes und Bestes. Nur Eines nicht: seine „Geiger"-Collection. Für Peter Joh. N. Geiger, den genialen Meister, fühlte er eine unbezwingbare, schwärmerische Inclination, für ihn allein hatte er jene unverrückbare Verehrung, die ihn Berge von Gold verachten ließen, hätte man sie ihm geboten, um sich von dieser „completen Sammlung" zu trennen. Denn sie war „complet", im ängstlichsten Sinne des Wortes, und trieb er Blätter auf, die der Meister wohl selbst nicht mehr besaß. Ob Geiger von diesem Cultus in Kenntniß, weiß ich nicht, aber die erschöpfendste Darstellung, die liebevollste Würdigung seines Wirkens und seiner Werke (im Genre der Radirung, Feder- und Kreidezeichnung und Xylographie) fand er in der von seinem Verehrer verfaßten Monographie des Künstlers, die im 13. Bande des „Archivs für zeichnende Künste" (Leipzig 1867) erschienen. Wiesböck, der mit der Feder nicht gut umzugehen verstand, lieferte hiefür wohl nur die Daten, aber die minutiöse Genauigkeit zeigte von seinem eingehenden Studium, seiner Kennerschaft und seiner umfassenden Liebe für den Gegenstand.

Konnte ein Mann, der in einem Punkte mit ebenso rührender Pietät, wie erleuchtetem Verständnisse und edelster Begeisterung in die Oeffentlichkeit trat und sich als achtungswerthesten „Kunstfreund" manifestirte, sich in allen übrigen Dingen nur von rücksichtslosester Geldgier, von oft niedrigster Gewinnsucht getrieben zeigen? Welcher Teufel steckte in ihm, der alle besseren Regungen, die häufig genug in ihm aufflammten, im Nu verlöschte und ihn verleitete, eines lumpigen Betrages wegen — das directeste Gegentheil eines Gentlemans zu sein! Man mied schließlich seinen Umgang, man ignorirte seine Bekanntschaft.

Mit Engelsgeduld ausgestattet, hielt ich vielleicht am längsten mit ihm aus und übte die christlichste Nachsicht an dem . . . kranken Manne. Denn er war krank, aus Leidenschaft für Kunstwerke und aus Gier zum Gelde. In diesem Kampfe

mit zwei ihn bemeisternden Gewalten, die sich selbst stets befehdeten, suchte er diese Dämonen dadurch zu besänftigen, daß er, um beiden Neigungen fröhnen zu können, so zu sagen: an sich selbst zum schmutzigsten Geizhals wurde. Er gönnte sich nur das Schlechteste, das heißt: Billigste. Er rauchte den miserabelsten Knaster, der seine Umgebung zur Verzweiflung brachte, er frequentirte nur jene Kaffeehäuser, wo die Tassen am tiefsten und der Kaffee am wohlfeilsten war; er suchte alle Gasthäuser ab und blieb nur dort, wo Abzugbier geschenkt und die Brotwecken am größten waren. Er zog sich in die dumpfesten Souterrain-Localitäten zurück und unterhandelte dort mit den Kellnern, ihnen in langen Ansprachen klagend, daß er „seines Magenleidens wegen" nur eine Speise vertragen könne: gebackene Kalbsfüße! Aber wenn sie aufzutreiben waren, durfte das Paar höchstens nur acht Kreuzer kosten, denn in Simmering zum Beispiel, wie er es beschwor, bekam er es um sechs Kreuzer und dort waren sie sogar größer. Kam dann durch Intervention einer barmherzigen Köchin das leckere Gericht, so wurde ein Exemplar von dem Pärchen in den Speiszettel gewickelt und nach Hause getragen, um beim nächsten Mittagsmale, das er sich selbst bereitete, in einen fünfmal aufgewärmten Kohl gesteckt zu werden und als „prächtiger Braten" zu figuriren.

Und dieser Harpagon, der sich selbst so kasteite und sich keinen guten Bissen gönnte, der nie über die Thorsperre ausgeblieben, um den Hausmeister-Obolus zu ersparen, was der achtzigjährige Breitenseer, der tapfere Leipziger Kämpfer und urgemüthliche Ex-Cerberus von „Nr. 7 in der Dreihufeisengasse" bestätigen konnte; Wiesböck, der für die sonntägliche obligate Spende zur Armenbüchse eigens einen halben Kreuzer parat hielt, dessen Beschaffung ihn die Woche über beschäftigte, dieser Mann, der sein Aeußeres aus Knickerei bis zur Unsauberkeit vernachlässigte und decennienlang mit einem abgeschabten Rocke und ditto Filz menschenscheu dahinhuschte, war jeden Augenblick bereit, die kostspieligste Reise zu unternehmen, wenn er in Erfahrung brachte, daß in einem fernen Klosterwinkel ein ihm fehlendes Blatt zu

7.

Vom Meſſenhauſer.*)

Er fiel „als Soldat und brav“. So ruft ihm ſelbſt jener mißgünſtigſte Hiſtoriograph des großen Jahres 1848 nach, der Windiſchgrätz „weichherzig“ nennt, und in ſeiner October-Beſchreibung (worin auch von Pechkränzen gemunkelt wird, die das Volk auf die Dächer der Burg getragen) am liebſten einen Dunder, Raudnitz, Weidmann, Böhringer, Meynert und die ſonſtigen Helden des famoſen Bäuerle'ſchen Hauptquartiers als claſſiſche Zeugen citirt. Dann beſtätigt er auch, daß „Leute aus dem Volke“ ſich nach beendigter Execution herbeidrängten und ihre Sacktücher an der Stelle netzten, die von Meſſenhauſer's Blut getränkt war. Weiters, daß der Juſtifizirte, der zeitweiſe doch über große Summen zu verfügen hatte, nur 190 Gulden hinterließ, ein Beweis, daß „ſeine Hände rein geblieben.“ Gewiß! Uebrigens meint er noch im ſchönen Vereine mit einem Geiſtes- und Geſinnungscumpan, daß Meſſenhauſer's Tod die „glücklichſte Löſung eines qualvollen Räthſels war“. — Welch' niedliche, ſtyliſtiſche Wendung! Ob der edle Geſchichtsſchreiber, der doch Vielen ſeiner Leſer, namentlich den reſtlichen „Achtundvierzigern“ ein „qualvolles Räthſel“ iſt, mit ſolch' „glücklicher Löſung“ — perſonell einverſtanden wäre? . . .

Er fiel als Soldat und brav, er behielt reine Hände und das Volk benetzte ſeine Tücher im Blute des Märtyrers und trug ſie am Herzen verborgen heim. Bei Gott, ſo iſt's, der Mann ſchrieb in dieſem Punkte die heiligſte Wahrheit! Es quellen Einem bei dieſen Stellen die Augen über, während man bei anderen mit den

*) Geſchrieben 27. Juni 1876.

Zähnen knirscht und laut aufschreien, und wieder bei anderen — herzlich lachen möchte. Ein tragikomisches Buch, dessen Lectüre Einem den Kopf schwirbelig und das Blut sieden macht; ein confuses Buch, dem der sittliche Ernst fehlt, weil es auch die unlautersten und schmutzigsten Quellen benützt und nicht selten den frechsten Aberwitz als glaubwürdigen Zeugen anruft. Wird doch, um nur ein Beispiel anzuführen, sogar die Aussage der närrischen Blaze de Bury wiederholt als Attest verwendet, ein Weib, das den Muth hatte, niederzuschreiben, daß die „ganze Bevölkerung Wiens den Croaten und Rothmäntlern bis Baden entgegengezogen und sie sodann unter tausendfältigem Jubelgeschrei bis zur Stefanskirche begleitet habe." So etwas muß ein Wiener, der jene Tage miterlebt, lesen und — dazu schweigen!

Was mich heute bewog, wieder einmal in diesem unseligen Buche zu blättern? Weil der Name Messenhauser wieder plötzlich auf die Tagesordnung kam. Wie Banquo's Geist steigt der Ermordete in gewissen Intervallen aus seinem Grabe und — mahnt Wien an seine Schuld. Da wurde schon vor Jahren das traurige Schicksal seiner verarmten Verwandten besprochen. Dann kam die Nachricht von dem unglücklichen Ende seines Schwagers, des Leinewebers Weidling, der im Wahnsinn starb und Messenhauser's Schwester mit fünf Kindern hilflos zurückließ. Darauf besprach man in langen Artikeln die Frage, ob es nicht Pflicht und auch zweckmäßig sei, mittelst eines steinernen Denkmals das Andenken des armen Obercommandanten zu ehren? Und nun, nachdem 28 Jahre verflossen, kommt Maler Aigner und erzählt uns in einfachen Worten, daß Messenhauser's Schwester, eine sechzigjährige, gebrochene Frau, in tiefer Armuth schmachte. Die N. F. Presse eröffnete hierauf eine Collecte für die vielgeprüfte Matrone. Vielleicht gelingt es dem Edelmuth der Wiener wenigstens die letzten Tage der Greisin von den drückendsten Nahrungssorgen zu befreien.

Messenhauser starb ja — wie gesagt — arm. Die paar Gulden seines Nachlasses reichten nicht hin, seine Schulden zu zahlen, deren Tilgung ihn noch in den Todesstunden beschäftigte. So kam

es denn nach seinem Ableben zu einem Ausgleich, vulgo „Concurs“. Der Schneider Sch. erhielt seine Forderung, und zwei — drei „Mäkler“ begnügten sich mit angemessenen Quoten. Viel werden die Herren nicht eingebüßt haben, da es sich überhaupt nur um bescheidene Beträge handelte.

Die leidige Angelegenheit schleppte sich übrigens doch länger als zwei Jahre hin. In der Christwoche von 1850 überraschte das Amtsblatt der k. k. Wiener Zeitung seine Leser mit der Mittheilung, daß auf Anordnung des k. k. Landesgerichtes am 7. Jänner 1851 und die nächstfolgenden Tage, in der Stadt, Schulerstraße, „zur Ente“, eine Bücherlicitation veranstaltet werde, bei welcher am Schlusse auch: „Werke, größtentheils „neueste Politik“ enthaltend, nebst mehreren Manuscripten, aus der Concursmasse des Wenzel Messenhauser, öffentlich feilgeboten werden.“ Man koppelte den dürftigen Nachlaß, um die Kosten der Function zu decken, mit noch drei fremden Hinterlassenschaften zusammen und zwar mit der Bücher- und Mineraliensammlung des Herrn Johann Weitlof, den Büchern des Herrn Josef Ritter von Woyna und den „Werken über Ballet“ ꝛc. des Tänzers Herrn Johann Maria Duport. Dem geneigten Leser wird es nicht entgehen, daß die hochlöbliche Stelle in ihrer ämtlichen Textirung den drei Letztgenannten das übliche „Herr“ zu ihren werthen Namen belassen und es nur dem gewesenen Obercommandanten und hingerichteten „Rebellen“ verweigerte.

Es war im heftigsten Stadium des Belagerungszustandes und die schweißtriefenden Agenten des genialen Herrn Weiß von Starkenfels schnupperten eben wieder in allen Winkeln nach Denunciationsstoff, als jene Licitation stattfand. Wer wagte es, öffentlich eine „Reliquie“ von dem Verfehmten zu kaufen? Konnte das Ganze nicht eine plumpe Falle, eine Lockspeise sein, um ein paar „Sympathie-Verdächtige“ damit zu ködern, und sie Tags darauf „behufs Erstattung nöthiger Auskünfte“ vor die Schranken des Groß-Inquisitors zu laden? Wer traute damals seinem Nächsten, wer hatte nicht Grund, in seinen harmlosesten Handlungen von einer tollgierigen Verfolgungsmeute eine gefährliche

Deutung zu finden? Dünkt Jemandem heute diese Aengstlichkeit der Wiener — grotesk? Wer darüber lacht, hat jene schrecklichen Tage nicht gesehen. . . .

So kam es denn, daß nur eine kleine Gruppe „Muthiger", von denen aber der Eine den Anderen scheu beschielte oder auch scharf fixirte, zur anberaumten Stunde sich einfand oder vielmehr verblieb, als es an den Nachlaß des „Wenzel Messenhauser" ging, denn die Mehrzahl der von früher Anwesenden entfernte sich fast ostensiv. Es herrschte eine peinliche Stille, die nur durch die brutalen Späße des seligen Bader und einiger Sbirren, die ihm lachend accompagnirten, unterbrochen wurde. Auf dem Tische lag ein Häufchen Bücher, ein Portefeuille mit Schriften, und in der Ecke ein Pack „Maculatur". Bader räusperte sich ironisch und sagte: „So, jetzt kommen die Sachen von dem saubern Herrn von Messenhauser, der uns mit der rothen Republik hat glücklich machen wollen! Hahahaha! Jetzt hat er's! Also: Nr. 1: Alfred Meißner: „Im Jahre des Heils 1848." Is a a solcher! Zwanzig Kreuzer." Die Schergen lachten laut auf, ein Herr bot sechsundzwanzig Kreuzer und bekam das Heftchen, die Uebrigen schwiegen. Mir schnürte es das Herz zusammen und ich ging für einige Augenblicke auf den Vorgang, um — frische Luft zu athmen.

Da öffnete sich eine Thüre der Passagierzimmer und eine elegante Dame trat heraus, strahlend im Glanze der Jugend und Schönheit. „Was ist hier nebenan los, daß so viele Personen ab- und zugehen?" frug sie im fremdländischen Accent. „Eine Licitation." „Von was?" „Von Büchern." „Bücher? Welche und aus wessen Nachlaß?" „Soeben kommen jene Messenhauser's an die Reihe." „Messenhauser's? Des Vertheidigers von Wien?" „Ja wohl." „Kann man Etwas davon erstehen?" „Gewiß." „So begleiten Sie mich, ich bitte Sie!" — Wir traten ein. Die Licitation nahm ihren stillen, ungehinderten Verlauf. Wer ein Büchlein erhaschte, entfernte sich. Funkelnden Auges blickte die Unbekannte nach dem Tische, ihr Busen wogte, ein paar Tropfen rieselten über ihre Wangen, da nickte sie dem Ausrufer plötzlich zu, erstand eine Nummer, bezahlte, wobei ihre Hände vor Aufregung zitterten,

grüßte mich und verschwand mit dem Kleinode in ihrem Stübchen. Ich sah sie nie wieder.

Es wurden im Ganzen bei 40 Nummern veräußert, darunter: Hormayr's Anemonen und Lebensbilder, Gentz' Schriften, Thiers' Revolution und Consulat, die Junius-Briefe, dann einzelne Werke von Proudhon, Cormenin, Blanc, Dahlmann, Stein, Welcker, Strauß, Zschokke u. s. w. Die Behörde nannte dies: „Werke der neuesten Politik" und ignorirte damit ihre eigene vom December 1850.

Weiters kamen zur Versteigerung an Manuscripten: „Die deutschen Argonauten" (1 Band), die deutsche Geschichte (7 Theile), und als „Maculatur": 100 gedruckte Exemplare des Lustspieles: „Gold wiegt schwer!" das Messenhauser sehr am Herzen lag, um dessentwillen er noch im Stockhause, mit Ketten belastet, einen Tag vor seinem Tode, mit Theaterdirector Carl sich besprach, der in echter Comödiantenweise Thränen heuchelte und die feierlichste Zusage machte, um nach ein paar Stunden den schwärmerischen Delinquenten im Permanenz-Ausschusse des Gemeinderathes — zu verleugnen.

Als letztes Stück des Nachlasses rief Bader „ein Portefeuille mit Schriften, vierzig Kreuzer", aus. Die paar Anwesenden drängten sich zum Tische, die Naderer blitzten mit den Augen und spitzten die Ohren. Man bat Bader, das Convolut zu zertheilen, damit Mehrere daran participiren könnten. Bader lachte und meinte: „Wird ka Mensch ein' Treffer damit machen, weil ka Mensch auf der Welt dö Schrift lesen kann! Wär' sonst eh' nit zum Verkauf kommen!" — Messenhauser's Schrift war thatsächlich schlecht, trotzdem gibt es Leute, die Alles lesen können, wovon die Amtsweisheit sich freilich nichts träumen läßt; genug, der Skrupel genirte die Wartenden nicht, die Papiere wurden in 7 Partien zertheilt und gingen à 40 kr. bis 1 fl. 39 kr. ab. Das Erträgniß des gesammten Nachlasses war circa 100 fl.

Ich erstand um 1 fl. 12 kr.: Messenhauser's Notizbuch, mit werthvollen Gedanken und Excerpten und sonstigen Aufzeichnungen, weiters neun halbe Bogen mit literarischen und politischen

Notanden (über geheime Polizei ꝛc.) und schließlich ein merkwürdiges Schriftstück, das Concept eines Briefes, den er zu seiner Rettung, vielmehr Rechtfertigung und Reinigung seiner Person an Einen schrieb, der sein Leben in der Gewalt hatte. Es heißt da unter Anderem: „Das Volk in Masse nennt mich einen Verräther, weil ich mein Gewissen nicht mit der Blutschuld habe beladen wollen, einen nutzlosen Verzweiflungskampf in der inneren Stadt gutzuheißen.“ Wiederholt protestirt Messenhauser feierlichst gegen den Verdacht, mit den „Exaltado's“ gemeinsame Sache gemacht haben und schwört: „Ich bin nicht verkauft worden!“ — Letzteres glaubte doch wohl auch Windischgrätz ....

Ging der Brief, dessen in furchtbarer Hast geschriebener Brouillon vor mir liegt, an den Adressaten ab? Und wenn auch, was nützte er? Bekanntlich beeilte man sich mit der Hinrichtung so sehr, daß man sogar die üblichen drei „Aussetztage“ auf zwei reducirte. Gewisse Witzlinge spöttelten damals: Der Fürst habe in seinem Edelmuthe ihm einen Tag „Todesangst“ geschenkt ... Weiters vergaß man in der Geschwindigkeit des damaligen Justificirens auch auf die Beistellung eines Wagens, um den Leichnam fortzuschaffen, so daß erst von der Holzgestätte ein Leiterwagen requirirt werden mußte, auf welchen von dem Fuhrmann Rothmeier der bluttriefende Körper gelegt und mit einem Pferdekotzen bedeckt wurde, worauf der Zug im scharfen Trab nach dem Militärspitale lenkte. So eilig hatte man es damals in gewissen Dingen.

Nur mit der Versorgung der Hinterbliebenen beeilt sich Niemand. Heute, nach 28 Jahren, muß die greise Schwester eines also Abgeurtheilten beinahe — betteln, die Schwester Messenhauser's, der wahrhaftig einer der ehrlichsten und treuesten Söhne Oesterreichs war.

5.

Alte „Achtundvierziger."

Ein Wiener Straßenbild aus der Neu-Zeit 1861.

Sie hatten ſich wieder einmal eingefunden. Faſt vollzählig kamen ſie und ſtellten ſich auf die gemeinſamen Sammelplätze. Sie folgten keinem namentlichen Aufruf, keiner allgemeinen Verabredung — in ſpontaner Herzensregung trieb es ſie nach den Orten, wo man ſich ſelbſtverſtändlich treffen mußte, wo man ſich nach Jahren wieder ſah und ſich ſtumm begrüßte und bewegt die Hände reichte. Ohne Commando erſchienen ſie, aber trotzdem pünktlich und gewiſſenhaft: Sonntags auf dem Schmelzer Friedhofe vor dem Grabe der Märzopfer, und Montags am Sarge Füſter's. Ein ſehenswerther Anblick, dieſe Civil-Veteranen, die letzten lebenden Ueberbleibſel aus der glorreichen „Sturm- und Drangperiode"! . . .

Schon früh Morgens konnte man am erſten Feſt- und Trauertage markante Geſtalten bemerken, die uns jahrüber gar nicht auffällig und die erſt da wieder ihre Bedeutung bekamen, durch die Bedeutung des Tages. Meiſt grauhaarig, eilten oder trippelten und humpelten ſie vorwärts, Alle nach einem und demſelben Ziele. Ein herber, eiskalter Orkan ſtrich über den weiten Plan, aber die Unbill des Wetters hinderte ſie nicht, den harten Marſch zu machen, aus fernen Vorſtädten, von den entlegenſten Punkten. Manchem fiel's ſichtbar ſchwer und ſchier mit Mühſal und Anſtrengung ſchleppte er ſich fort, aber dabei ſein mußte er, und ſo achtete er nicht der brutalen Witterungs-Launen, die ſich ihm entgegenſtellten, und daß es ihm bei jedem Schritt den Athem verlegte. War man einmal draußen, ſo vergaß man leicht die

paar Fatiguen und stand mit gehobener Brust vor dem imposanten Denkmale. Ein beredtes Bild! Wortlos die Menge, doch wie Ehrfurcht spricht es aus ihren Mienen. Die Zeugen jenes Tages entblößen das Haupt, sie falten die Hände, ihre Lippen bewegen sich und sie lispeln ein kurzes Gebet. Feuchten Auges nehmen sie dann Abschied und kehren heim zu den Ihren und erzählen den Söhnen und Enkeln von jenen großen Geschehnissen, wie das arg verlästerte Wien für ganz Deutschland das Zeichen zur Erhebung gab, welche Männer mit zweifelloser Todesverachtung die hehrsten Menschengüter uns eroberten und mit welchem Heldenmuthe die wackere Jugend Allen voranstürmte!

Die „Goldjungen"! Am nächsten Tage umstanden ihre Erben einen todten Mann, der einst das lebendigste Symbol begeisterter Freiheitsliebe war! Wer da auf den Stufen der Karlskirche Heerschau hielt über die tausendköpfige Schaar edelster Fortschrittskämpfer, und sah, wie sie mit flammenden Blicken und gerötheten Wangen den empfundenen Worten lauschten, die ein treu gebliebener und bewährter Streiter von „damals" mit vor Erregung zitternder Stimme sprach, der konnte den Glauben an die Zukunft nicht verlieren und athmete völlig erleichtert auf. „Noch gibt es eine Jugend," sagten sich die Greise, die der Todtenfeier beiwohnten, „sie wird das von uns Errungene bewachen!" Vernahmst Du, den sie unter Lorbeer- und Immortellen-Kränzen begruben, diesen Trostesspruch? Blumen gab man Dir mit auf die trübselige Fahrt, bleiche Schneeglöckchen und duftige Märzveilchen, als Scheidegrüße und zugleich als Lenzboten, als Erstlinge des erwachenden neuen Lebens!

Gerührt sahen die Alten dem Wagen nach, der so reich mit Liebesspenden behangen, gerührt und erschüttert, und sie murmelten so etwas vor sich hin, das klang wie eine bittere Klage: „Wieder Einer! Bald sind's ihrer Alle!" Dann trennte man sich und sagte sich ein ernstgemeintes Lebewohl, für lange Zeit, vielleicht zum letztenmale und für immer.

Gerührt und erschüttert, aber nicht in unmännliches Schluchzen aufgelöst. Manche blickten sogar stolz und erlabten sich an ihren

Erinnerungen. Waren sie doch stets dabei, wo Gefahr drohte oder wo es heiß herging! Der unterschrieb schon am 6. März die Arthaber'sche Bürger-Petition, Jener die Schriftsteller-, Dieser die Studenten-Adresse. Der Eine war am 13. März in der Herrengasse, als die erste Todes-Salve krachte, der Andere hob einen Redner auf die Schulter, der das „System" und seinen Repräsentanten stürzte, und sein Nächster half in der Nacht zum 14. März das — nicht in Wien geborene Brand- und Raubgesindel, das vor den Linien, zur Entheiligung des Tages, sein Unwesen trieb, abwehren und die Stadt vor Plünderung schützen. Allüberall gab's zu thun und man legte Hand an in selbstloser, aufopfernder Hingebung. Welch' eine Zeit! Welch' Frühjahr, welch' Sommer, welch' fürchterlicher Herbst und schließlich welch' ein entsetzlicher Winter! Ging's doch Einigen nachmals auch recht schlecht und verseufzten sie die Jahre in dumpfen Casematten, oder auf ruheloser Flucht, unabläßig verfolgt und wie ein Wild gehetzt von der blutgierigen Meute der Spione und Angeber! Müde und gebrochen kehrten sie später in die Heimat zurück, nichts mit sich bringend als die alte Liebe im Herzen, die Liebe zur „Sache", die sie einst hieß, wenn's sein sollte, auch in den Tod zu gehen.

Die alten Achtundvierziger! Sind's doch ohnehin nicht mehr ihrer allzu Viele! Längst deckt die Meisten die Erde; hier und dort, in weiter Ferne scharrte man sie ein, fremd unter Fremden schlossen sie ihre Augen, aber gewiß noch einmal des Tages gedenkend, an dem die Menschenwürde ihre Auferstehung fand. Das Häuflein, das sich noch erhielt und seinen Schwüren treu blieb, das schlüpft jedoch bei solchen Anläßen aus seinen Kämmerlein hervor und steigt hinab auf die Straße und hält Umschau nach Jenen, die ebenfalls pflichttreu dahergekommen. Eine Control-Versammlung, eine Ehren-Parade von Gesinnungsgenoßen! Man theilt sich in kleine Gruppen und plaudert von entschwundenen Zeiten. Das eine Pärchen saß in der Reitschule und berieth die Grundrechte, das andere tagte im Sicherheits-Ausschusse und machte die fatale Excursion nach Inns-

bruck und die riskante und gefahrvolle nach Prag mit. Täglich neue Kämpfe, Straßenschlachten und Hinrichtungen und so weiter. Sie hatten viel erstrebt und viel erreicht, zu viel verloren und zu viel gelitten, um die gewaltigen Einzelheiten jenes denkwürdigen Jahres je vergessen zu können. Wie eine Fata morgana dämmert's nun in ihrem Gedächtnisse auf und zaubert ihnen die tragischesten Ereignisse wieder vor Augen. Ehret doch, ihr blühende Jungen's von heute, die Vorkämpfer eures Strebens, die Vertheidiger von Licht und Recht und Wahrheit!

Ich spreche immer nur von Jenen, die sich unter allen Umständen und Verhältnissen und in allen Lebenslagen als „echtfärbig" bezeigten und es heute noch sind; von Jenen, von denen A. Grün singt:

„Wem ihren Strahl die Freiheit einmal durch's Herz gegossen,
Abfällt der nie und nimmer, trotz sond'rer Kampfgenossen!"

— von Jenen, an denen jegliche Versuchung scheiterte, sie in's andere Lager zu bringen, die Armuth, Noth und Entbehrung litten und annoch leiden und den schnöden Judaslohn zurückwiesen, den ihnen gewisse Söldlinge anboten, wenn sie sich herbeiließen, zu Verräthern zu werden an der heiligen Sache. Ich spreche nicht von jenen feilen Seelen, die einst groß gethan mit ihrem Heldenthum und dann Jedem zu Füßen krochen, der ihnen einen Brocken zuwarf. Ich spreche, wie ich sie schon genannt, von den „Treugebliebenen", nicht von den Ueberläufern und Glücks-Speculanten, ich spreche von der allerdings arg zusammengeschmolzenen Garde der wahren und richtigen „Achtundvierziger", die ihren Glauben nie verleugneten und die in ihrem Glauben sterben werden. Ja, auch diese „Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht!"

Es wurde in letzter Zeit, als die Glücksjägerei in alle Schichten der Gesellschaft drang und ihre Proselyten machte, fast schon Mode, über einen unbeugsamen „Achtundvierziger" zu spötteln und über die damalige „Bewegung" und ihre Anhänger faule Witze zu reißen. Namentlich der „Idealismus" dieser guten Leute wurde stark ins Zeug genommen und ad absurdum geführt. Der Idealismus! Wie lächerlich erscheint er den pfiffigen, verschmitzten,

gefingelten Praktikern! Nun, diese läppischen Idealisten erkämpften damals die gigantischeste Umgestaltung der staatlichen Organisation und begnügten sich mehrentheils mit dem Kampfesbewußtsein; daß an dem Gewinne später Andere participirten, kümmerte sie nicht. Sie ebneten die Wege; daß sich auf dem ausgereuteten Raume mitunter das bedenklichste Gezücht dann breit machte, war nicht ihre Schuld, sie selbst drängten sich nicht herbei, von ihrer Saat zu ernten. Das thaten die sogenannten „Klugen", welche sich den Teufel darum scherten, wem sie es eigentlich zu danken haben, daß sie an so reicher und vollgefüllter Krippe ihr täglich Futter finden. Wenn die Neuzeit so Manchen auf's Ueppigste nährt, denkt er daran, wer diese Neuzeit schaffen half? Die ehrlichsten „Gründer", und wie höhnte man sie!

Die alten Achtundvierziger! Bewegt reichte mir vor dem Monolith Einer die Hand, mit dem ich vor dreiunddreißig Jahren im Hofe des Landhauses stand, der in den October-Tagen mir und meinem jungen Weibchen mit brennender Fackel den Weg über die Barricaden zeigte und der dann aus meinen Augen entschwand. Jetzt traf ich ihn wieder. Die Jahre und das Exil haben ihm das Haar gebleicht und Furchen in die Wangen gezogen, aber die Augen blitzten noch immer. Lächelnd erinnerte er mich an unser bescheidenes Kneipenleben im frühesten Vormärz, wie wir da eine kleine Verschwörerbande bildeten und nur zu einer Göttin schwuren: zur gebenedeiten Freiheit! Der holden Dame durften wir jedoch unsere Huldigung nur in maskirter Weise darbringen, und so feierten wir sie unter dem Namen „Aennchen von Tharau". Wenn dann ein Delegirter der vorstädtischen Hermandad die Ohren spitzte und unsern Gesprächen seine geneigteste Aufmerksamkeit schenken wollte, dann intonirte der „Cantor" das Dach'sche Lied und wir sangen verständnißinnig den für uns paradoliſchen Text:

Aennchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut;
Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnet, bei einander zu stahn:
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unſ'rer Liebe Verknotigung sein!

Die naiven Idealiſten! „Nun, komme es, wie es ſei!“ meinte mein Jugendgefährte, „aber zuſammenhalten müſſen wir, was wir alte Burſche von damals! „Noch muß man ſpüren Treu'!“ ruft Hutten; Tröpfe mögen lachen, Lumpe mögen abtrünnig werden, eitle Gecken Tand und Flitter ergattern, der Reſt iſt doch gediegen Gold! Und ſollte es ſchlimm und ſchlimmer werden, ich harre aus, und Sie wohl auch? Was? Iſt's ſo oder nicht? Mag der große Haufe nach ſeinem Plaiſir denken und leben und nach ſeiner Façon ſelig werden, wir ſind's in unſerer Art. Gedenken Sie Schenkendorf's:

„Wenn Alle untreu werden,
So bleiben wir doch treu!“

Damit eilte er fort. Wahrhaftig, ein Unverbeſſerlicher — ein rechter alter „Achtundvierziger“! —

9.

Alte „Neunundvierziger."

Warum spricht man nicht auch von ihnen? — von jenen plötzlichen Normal-Patrioten, die ja ein förmlicher Gattungsbegriff gewesen, die sich in so prägnanter Weise in den Vordergrund zu stellen wußten und in dieser vortheilhaften Position der allgemeinen Beachtung nicht entgehen konnten? Warum spricht und erzählt man nicht auch von dieser Sorte, dieser Species, diesen merkwürdigen Leuten, die gleich den geschultesten Schauspielern je nach der Scene entweder in Entrüstungs-Attituden paradirten oder in Zerknirschungs-Posen machten? Immer und immer nur von diesen leidigen „Achtundvierzigern", diesen unheilbaren Trotz- und Tollköpfen, diesen ungeberdigen Gesellen, die, weil sie „gegen den Strich gebürstet", wenn man sie anfaßte, gewissen heiklichen Händen ein Gruseln verursachten, diesen unpraktischen Phantasten, deren Herrschaft ohnehin nur ein paar Monate dauerte; immer und stets nur von dem Rebellenpack zu erzählen und zu berichten und — der Repräsentanten und Stützen der wiederhergestellten „Ordnung", der triumphirenden Partisane der nachfolgenden Aera mit keinem Sterbenswörtlein zu gedenken! Das ist eine unkluge und sträfliche Vergeßlichkeit. Denn sie verdienten doch ebenfalls eine eingehende Beleuchtung und sollten von gewissenhaften Chronikenschreibern in den bezüglichen Geschichtsbüchern mit der gehörigen Seitenanzahl bedacht werden. Aber Niemand gedenkt ihrer mehr — verschollen ihre Namen, ausgelöscht ihre Thaten, verdorrt und verwelkt die Kränze, mit denen man sie einst geschmückt! Wärum diese Gleichgiltigkeit gegen eine einst allmächtige Classe, dieses Ignoriren, das empfindlichere Menschen wie Mißachtung deuten könnten? . . .

Aber — ich täuſche mich vielleicht und man hat dieſer Leute nicht vergeſſen und denkt im Gegentheile ſogar noch recht lebhaft an ſie, in jenen Kreiſen, wo man zu denken pflegt, und es baſirt ſich mein Irrthum etwa nur auf den Umſtand, daß ſie nicht unter der in meiner Ueberſchrift angegebenen Benennung, ſondern unter ganz andern, und zwar recht garſtig klingenden Titulaturen im Munde des Volkes fortleben und im öffentlichen Urtheile ſich erhalten haben. Und ſo iſt es denn auch. Während die Wortführer und Tribunen und Kämpfer des „Sturmjahres“ unter der populären und Allen geläufigen Bezeichnung: „ein Achtundvierziger“ völlig und ehrbarſt legitimirt ſind, hat man die Koryphäen des nächſten Jahres, die richtigen „Neunundvierziger“, nicht einmal unter dieſen Namen firmirt, ſondern ihnen andere, für Jedermann noch verſtändlichere Kennzeichen aufgedrückt, und ſchleichen ſie, für den Wiſſenden mit dieſer Brandmarke verſehen, noch immer wohlpräparirt herum. Nein und abermals nein — man hat ihrer nicht vergeſſen; ich ſehe ſoeben, wie eine Gruppe grauhaariger Männer einem Altersgenoſſen, der ſcheu vorüberhuſcht, höhniſch nachblickt; wie ſie mit den Fingern nach ihm deutet, ſich etwas in die Ohren wispelt und wie man dann gemeinſchaftlich — ausſpuckt. Es war ein Denunciant, ein freiwilliger Angeber von „damals“; wer unter ihrer Macht geſeufzt und gelitten, gedenkt dieſer Creaturen bis zu ſeiner letzten Stunde!

Die Meiſten dieſes ſaubern „Freiwilligen“-Corps gehen heute, wo ſie erkannt zu ſein glauben, abſeits, biegen raſch um die Ecke und ſchlagen die Augen zu Boden und vermeiden es überhaupt, offenen Blicken zu begegnen; laſtet doch vielfacher Fluch — in perpetuam rei memoriam — auf ihnen! Andere ſpielen wieder die Allerliebſten und ſind unerſchöpflich in Jux und Spaß und im Erzählen von Anekdötlein, manchmal ſelbſt gewagteſten Inhaltes. Das ſind Jene, die angeblich (oder vorgeblich) „in ſich gegangen“; die, wie ſie im Vertrauen ſagen, Vieles bereuen, wozu ſie im Uebermaß der Angſt und in allzu beſchleunigter Documentirung ihrer politiſchen Tadelloſigkeit ſich

hinreißen oder wieder durch Andere sich verleiten ließen. Ein erbärmlich Pack, das seine Gesinnung wie seine Beinkleider je nach der Jahreszeit wählt und wechselt; ein widerlich Gezücht, von dem sich schließlich selbst die bezüglichen Stellen und Aemter, Behörden und Personen, denen man zu dienen und gefällig zu sein glaubte, ekelerfüllt abwendeten; eine traurige Sippe, deren Aufdringlichkeit man überdrüssig ward und der man die Thür weisen mußte, um doch auch zeitweise zu Athem zu kommen. Denn das löste sich so ab: Spitzel, Speichellecker und Petenten — Letztere unersättlichster Art!

Ja, die richtigen „Neunundvierziger"! Nur Eingeweihte und Verständige kannten diese Signatur, die man sich nachmals zuraunte, wenn Einzelne über eine plötzlich auftauchende mystische Persönlichkeit im Unklaren waren und betreffs deren Verläßlichkeit billige Zweifel hegten. Ein „Neunundvierziger"! „Verstanden!" Das genügte, und man wendete sich ab und mied den also Gezeichneten demonstrativ.

Aber der wienerische Ostracismus ging noch weiter. Als die Aushebungen, Arretirungen und steckbrieflichen Verfolgungen, zu denen das „Civil- und Militär-Gouvernement" durch unaufhörliche Anzeigen nimmermüder „Forscher" fast gewaltsam gedrängt wurde, zu solcher Ausdehnung gelangten, daß die gesammte Bevölkerung beinahe nur mehr in zwei Classen: in „Verdächtigte" und „Verdächtiger", geschieden war, und jeder gesellschaftliche Verkehr nur unter den größtmöglichen gegenseitigen Vorsichtsmaßregeln gepflogen wurde, da begann jene Sitte platzzugreifen, die heute noch gang und gäbe, und die Wien, der legitimen Hauptstadt der „Gemüthlichkeit", so schlecht steht, zu der es sich aber bequemen mußte, als es die Beute der ansteckendsten Krankheit — des allgemeinen Mißtrauens, und zwar in rapidester Schnelligkeit, geworden war. Ich meine die nur von jener Zeit datirende unliebenswürdigste Mode des Absonderns und Separirens jedes Einzelnen in öffentlichen Localitäten. Wer den Nächsten nicht kennt, betrachtet ihn mit Argwohn und meidet ihn. An zwanzig Tischen sitzen zwanzig Personen, die sich verstohlen beobachten.

Wie war das einst hier anders, wo die lustigen Wiener noch dem muntern Geschlechte der „Inséparables“ zugezählt wurden, wo man cordialst beisammen saß und wo der nächste Tisch sich erst belegt sah, wenn der erste bereits vollgepfropft besetzt war! Denn man liebte Mittheilungen und engagirte sich gern zu Gesprächen.

Nun wurde es plötzlich anders. Die „Achtundvierziger“ schwiegen oder wurden stumm gemacht und — die „Neunundvierziger“, die Partei der „Gutgesinnten“, kamen zu Wort. Aber man kannte den Text und die Melodie ihrer Hymnen und auch ihre Lockgesänge zur Genüge und man trachtete, sobald sie ihre Stimme erhoben, rasch aus dem Gehege und Netzgestränge dieser gierigen Vogelfänger zu kommen. Nicht immer gelang es, Mancher verwickelte sich durch ein Wort, das man als Köder ihm hinwarf und das er unwillkürlich aufgriff, in den aufgerichteten Maschen, und hatte seine liebe Noth, aus dem Gestrüppe und Gewirre von Kreuz- und Querfragen sich herauszuwinden.

Eine entsetzliche Zeit, in der auch das Dümmste colportirt und von der durch tausend Gerüchte betäubten und eingeschüchterten Menge geglaubt wurde. Sogar die Schulbuben waren gefährlich; man munkelte etwas wie von einer Verschwörung und daß sie nichts Geringeres beabsichtigten als — die Kanonen, mit denen die Bastei-Mauern rings garnirt waren, zu „vernageln“, selbstverständlich nachdem vorerst die Schanzen erobert, die Bewachungsmannschaft überfallen und kampfunfähig gemacht worden. Dann sollte die Stadt mit Sturm genommen und die Burg demolirt werden. Daß das große Werk gelänge, mußten auch die Erwachsenen einstweilen durch Erkennungszeichen sich verbinden, um von der Anzahl der Gesinnungsgenossen sich zu überzeugen; und nun waren es bald lange Haare, bald breite Hutbänder, ein anderesmal rothfärbige Uhrschnüre oder derlei Cravaten, gewisse Stockformen und Kleidertrachten ꝛc., die als Signalement der Umstürzler geeigneten Orts „verzunden“ wurden. Welch' Halali nun in allen vierunddreißig Vorstädten! . . .

Eine trübsel'ge Zeit, eine Zeit des Jammers und der Verzweiflung! Die Aburtheilungen über thätliches Vergehen im

traurigen October wollten kein Ende nehmen, da seitens dienst-eifriger Personen täglich und wohl auch nächtlich und zu jeder Stunde immer neue Anzeigen einliefen. Viele Mittheilungen wurden auch anonym gemacht, wie es ja das alte Vorrecht der unverfälschten Niedertracht ist, die giftigsten Pfeile aus sicherm Versteck abzusenden. Der perfide Schütze steht dann meist bei dem Verwundeten oder zu Tode Getroffenen und reicht seinem Opfer mitleidsvoll die Hand und weint bittere Zähren. Ich war wiederholt Zeuge solcher Scenen, wo alles Blut mir zum Herzen drang und wo ich schweigen mußte und nichts thun konnte, als einen Blick zum Himmel werfen, erwartend, daß ein Blitz den Schurken, der neben mir stand, zerschmettern müsse. Aber der Allmächtige zauderte, das Maß war vielleicht noch nicht voll, und so sparte er sein Zornesgewitter, mit dem er später allerdings so manchen Frevler zermalmte.

Aber in der Zwischenzeit ruhte die Meute nicht eine Stunde und nahm sie an der Hatz mit ungeschwächtem Muthe Theil. Gab's doch auch immer Neues zu entdecken und neue Formen von Verbrechen zu enthüllen! Da fielen die noch heute unaufgeklärten Schüsse, von denen jede Patrouille zu erzählen wußte, die Nachts, von Seressanern angeführt und von Croaten gedeckt, die Straßen durchstreifte, um sich von der „Ruhe" der Stadt zu vergewissern. Wie gesagt, es fielen, wie es heißt, regelmäßig Schüsse, aus dem Hinterhalt, von unsichtbarer Seite; getroffen wurde Niemand, aber — die Kugeln hörte man, wie die Rothmäntler schwuren, ganz deutlich „pfeifen". So war kein Zweifel, daß es auf einen demnächstigen Angriff auf das Militär abgesehen, daß noch immer Waffen und Munition in schwerer Menge vorhanden waren, und nun ging die Suche nach diesen verborgenen Werkzeugen der Aufständler von vorne an. Man fand übrigens nur mehr Weniges und die Ueberwiesenen wurden ohnehin — standrechtlich erschossen.

Eine fürchterliche Zeit! Deutsche Officiere klagten damals häufig, daß sie von Civil-Personen, oft sogar „nobelsten" Exterieurs, mit Anzeigen gegen deren Mitbürger in aufdring-

lichster Weise und geradezu bis zur Qual behelligt wurden. War es Loyalität, war es Servilismus, der in der That nun seine wahnwitzigsten Orgien feierte? Ach, es war mitunter das gemeinste Motiv: hier Rache an einem Geschäfts- oder sonstigen Rivalen, und dort Befriedigung persönlicher Eitelkeit, die Hardiesse, für seine „patriotischen" Leistungen sichtbar sich auszeichnen zu lassen. Man schlug maßgebenden Orts manchmal voll Abscheu und entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen, wer Alles und für was man — einen Orden zu verlangen die eherne Stirne hatte...

Eine böse und schreckliche Zeit, welche die Menschheit entarten zu machen schien! Alle Bande der Freundschaft waren gelöst, unanknüpfbar zerrissen, und selbst in viele Familien zogen Haß und Zwietracht ein, denn der Verrath umspann mit seinen Saugarmen auch die intimsten Kreise. Die Bessern und Edelgesinnten erfaßte schier Verzweiflung; in dumpfem, schweigendem Hinbrüten verbrachte man die Monde und Jahre und sah in banger Beklemmung in die dunkle Zukunft. Das Regiment dieser freiwilligen und ungebetenen Officianten der neuesten „Gegen-Reformation" dauerte nämlich etwas gar zu lange. Es begann eigentlich schon am Allerheiligen-Tage 1848, nach der Einnahme Wiens und mit dem Truppeneinmarsche, aber die Herren wirkten und arbeiteten vorläufig doch nur meist im Stillen und im Verborgenen; man war Ungarns wegen noch nicht vollkommen sicher, da jedoch die russische Hilfe und Unterstützung im nächsten Sommer eingetroffen, die Sache bei Vilagos ihren Abschluß gefunden, die Insurrection besiegt war und die „Pacification" allerorten begann, da — konnte auch hier die „Partei der Ordnung" endlich ungescheut ihr Haupt erheben und in Action treten. Und sie that es sodann auch und mit Vehemenz. Nichts genügte ihr mehr; man rannte die Thüren der Würdenträger ein und überbot sich in Anträgen und Vorschlägen, die freilich nicht sammt und sonders acceptirt werden konnten, denn es waren darunter einige „Ideen", die nur dem Gehirne eines Verrückten entsprungen sein konnten. Projectirte doch Einer allen Ernstes, als es im März 1850 ruchbar wurde, daß einige Ex-Garden und Ex-Legionäre den Schmelzer Friedhof

besuchen und auf das damals noch simple Grab der März-Gefallenen einen schlichten Kranz legen wollten — daß man ein Dutzend Fanghunde von „patriotischen Fleischern" ausleihen und auf die Demonstranten loslassen möge! Er selbst würde das Ganze mit Freuden arrangiren. Und anno 1851 lief sich ein Anderer die Füße wund, um es bei allen Amtsvorständen durchzusetzen, daß diese darauf drängen, von ihrem Personale im Jahre mindestens zweimal die Beichtzettel abgeliefert zu bekommen. Als man ihn auslachte, prophezeite er das Hereinbrechen des Chaos und ging, damit doch Jemand für die Religion etwas thue — zu den Dominikanern ministriren. Wieder ein Anderer trachtete seine, wenn auch unmaßgeblichen, so doch wohlerwogenen Ansichten bezüglich der Staatsgefährlichkeit der Knebelbärte zur Geltung zu bringen; während wieder ein Anderer treugehorsamst auf die breitkrempigen Hüte hinwies und sich anzuempfehlen erlaubte, auf Kopfbedeckungen überhaupt ein scharfes Auge zu haben!

Und so fort. Später kam gar die Severinus-Periode, der Abschluß des Concordats, die Heilighaltung des Sonntags mittelst Arretirung der Wäscherinnen, wenn sie mit Butten und Tragkörben betreten wurden, und der rigorosesten Schließung aller Läden und Gewölbe (mit Ausnahme der Kaffee- und Gasthäuser und Branntweinschenken) und was der Dinge mehr waren, die einen ehrlichen „Achtundvierziger" nicht entzücken konnten, und wobei in hellster Begeisterung immer nur der „Neunundvierziger" figurirte, das große Wort sprach und an der Tête marschirte. Eine wunderliche Zeit und wunderliche Menschen!

Apropos — was ich zum Schlusse sagen wollte: Danken wir Gott, daß der ganze Trubel vorüber! Man hat freilich die schönsten Jahre unter ihm verseufzt, hat viel geduldet und gelitten, ist dabei alt und mürrisch und verdrossen geworden und hat, von odiosesten Kämpfen zusammengerüttelt, fast die Freude am Leben verlernt. Aber man kann doch ohne Beschämung Rückschau auf sich selbst halten — was ist's und wie steht's mit den Andern?

VI.

Einiges zur Local-Chronik.

1.

Von alten und neuen Sachen, Figuren und Dingen.

Wie viele Wiener die „historische Ausstellung der Stadt Wien“, welche in dem mehr denkwürdigen, als glorreichen Krach- und Ausstellungsjahre im Hause des Pädagogiums abgehalten wurde, besuchten, weiß ich nicht; gar zu Viele mögen es nicht gewesen sein, denn so oft ich mich in den überreich behängten Sälen einfand, merkte ich von einem Andrange nichts und die gekommen waren, um Wiens Entwicklung in topographischer, geschichtlicher und geistiger Beziehung in den bildlichen Belegstücken zu schauen, waren meist auch nur wißbegierige Fremde, von eingebornen, echten und rechten und unvermischten Wienern kamen nur Wenige und — „Herr von Grammerstädter sammt Familie und Anhang“ fehlten ganz. Und doch, wie lehrreich war der Anblick, zumal für den Sohn der Stadt, der von seiner Liebe zur Scholle, auf der er geboren, so gerne spricht und — so wenig von ihr zu erzählen weiß und so wenig sich für sie interessirt . . .

Ich will nun post festum — keine Klage über den mangelhaften Besuch einer bedeutsamen und instructiven Collection führen und auch auf die Schätze nicht hinweisen, die in seltenem Reichthume und buntester Abwechslung zu sehen gewesen waren und von den Gerufensten und Berufensten nicht gesehen wurden. Ich will nur Jene, welche damals Sinn und Theilnahme für die Sache gezeigt, an die lustigen Serien erinnern, welche uns die drastischesten und populärsten Wiener Volksfiguren aus verschiedenen Zeitläuften zur Anschauung brachten. Es waren meist seltene Blätter, wie Brand's „Kaufrufe“ („Cris de Vienne“), oder die Stiche und Zeichnungen von Bruin, Aman, Straub, Follain, Luyken, Barochj, Opitz, Schütz, Kininger ꝛc. oder die auch schon rar gewordenen leibhaften Porträts aus dem Wie-

ner Volksleben, welche die Künstler Lanzedelli, Passini, Böhm, Perger, Zampis, Cajetan u. s. w. mit ihrem Stifte trefflichst fixirten, und die entweder von dem kundigen Auge und dem sorgsamen Eifer des Vorstandes unseres Stadtarchives acquirirt, nun zur allgemeinen Besichtigung ausgestellt waren, oder von verständigen und wackeren Sammlern, im Interesse der Allgemeinheit in munificenter Weise für die Exposition dargeliehen wurden. Ein Blick über eine solche Wandfläche und wie ein Traumbild tauchten die Jahrhunderte und Jahrzehnte mit all ihren Leiden und Freuden, ihrem Glanz und ihren Nöthen, ihrem Streben und Ringen, ihrem Tagestrubel und dem Lebenskampfe des Einzelnen und ganzer Schichten und Classen und Stände vor dem Auge des Beschauers empor! Die hundertjährige Culturgeschichte einer Stadt auf ein Paar Quadratschuhen. Wie viele Stunden opferte ich der Betrachtung dieses gedrängten Sittengemäldes und mit welchen Empfindungen schied ich immer von den persönlichen Conterfeis längst entschwundener Epochen!

Nun liegen abermals zwei Sammlungen „Wiener Volksfiguren" vor mir auf dem Tisch, welche ich, theils wehmüthig gestimmt, theils lachend durchblättere. Nicht ganz hundert Jahre trennen sie — und welche Contraste, welche Wandlungen im Sein und Leben des Volkes kommen da zu Tage! Die eine Sammlung, welche heute fast ganz unbekannt und verschollen, und die ich bei einem Trödler unter altem Gerümpel aufgestöbert, datirt aus dem Jahre 1789, umfaßt 100 Blätter, stammt von der Hand des Kupferstechers Jacob Adam (1748—1811) und betitelt sich: „Abbildungen des gemeinen Volks zu Wien" (mit deutschem und französischem Text), zu haben in der „Hochenleiterischen Kunsthandlung am Kohlmarkt." — Die zweite ist eine Reihe von Photographien neuester Zeit, von Otto Schmidt (Verlag von A. F. Czihak), unter dem Titel: „Wiener-Typen", wovon bis jetzt zwei Dutzende erschienen.

Wie unmerklich sind dem Mitlebenden die Entwicklungsphasen eines Volkes und welche Riesensprünge macht doch sein Culturleben in verhältnißmäßig kurzen Zeitabschnitten. Nur wenige

Decennien sind es eigentlich, daß die Menschenrechte proclamirt und sodann Zopf und Haarbeutel abgelegt wurden, und wie ein neu Geschlecht entpuppte sich der Epigone aus dem Wust überlieferter Gebräuche. Der modernisirte Sohn ging neben dem altmodisch gebliebenen Vater wie eine andere Menschenrace. Tracht und Kleidung änderten sich bis zum Nichterkennen und Nichterrathen ihrer früheren Formen. Gewerbe und Handtirungen und mit ihnen Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Bedürfnisse wechselten, metamorphosirten sich oder verschwanden vollends. Wie die Pantalon die Schnallenschuhe und Kniehosen, wie das Zündhölzchen das umständliche Feuerzeug mit Schwamm, Stahl und Stein verdrängte, so setzte die Neuzeit mit ihrem erhöhten Sicherheitsapparat den simplen Nachtwächter und den „Laternbuben" in Disponiblität, bis auch einige Ueberbleibsel der feudalen Aera, z. B. die „Läufer" vom öffentlichen Schauplatze verschwanden, mit ihnen die Sänften- und Sesselträger, von welch' letzterem Verkehrsvehikel wohl nur mehr ein paar Exemplare in tiefster Verborgenheit ihrem gänzlichen Hinscheiden entgegenschlummern dürften.

Modificirte sich in gewisser Hinsicht doch sogar auch unsere Nahrungsweise und verschwanden im Laufe der Zeit allmälig diverse Gerichte vom Menu des Mittelstandes und vom Tische des „gemeinen Mannes", wovon sich der Eine seine Mahlzeit vielleicht meliorirte, während sie der Andere — vereinfachte. Gab es doch vor nicht allzu langer Zeit ganze Colonien von — Quargel- wie von Schneckenhändlern (vor dem Neuthore und auf dem Peter), was auf einen riesigen Consum dieser für contrastirendste Gusto's berechneten Nutrimente schließen läßt; und durchwanderten selbst die ärmlichsten Gassen und Gäßchen der „Gründe" gewisse Landweiber, welche nebst den „Almerbotzen" (zur Bereitung einer beliebten Haarsalbe) nur die stark begehrte „Kronawetsalsen" zum Verkaufe ausriefen, womit damals der dürftigste Handwerker sein übliches „Sonntagsbratl" verbesserte, eine luxuriöse Zugabe, die heute fast schon zur entbehrlichsten Delicatesse geworden. Wer ißt ferner dermalen „Brei

mit Milch und Lebzelten", eine Composition, die einst Mittwochs und Freitags auf keinem Vorstadtriche fehlen durfte und namentlich der „lieben Jugend" den „Pudding à la Glace" der City, und überhaupt die „Dolci", „Pasté" und sämmtliche „Entrements" beider Hemisphären ersetzen mußte und von ihr auch enthusiastisch begrüßt wurde, obwohl bei dem Hinabwürgen dieses süßen Parves die Erstickungsgefahr nicht ausgeschlossen war.

So ändert sich denn Alles. Wie mit dem Verschwinden des Wasser Glacis auch die Amateurs der „Lebzelten Gesellschaft" verschwanden und der „Gaisberg" im Innern der neuen Weltstadt ein rasches Ende nahm, wogegen sonst nur die zierlichen Blechhäuschen mit den corrensiven „Schlotfeger" entstanden, um den Trinkgelüsten einer weiter organisirten Männerwelt Genüge zu leisten — so nahmen auch die herrlichen Kirchtagsverkäufer den Platz, da bei dem riesigen Ausdehnung des Stimmengewirres Hoch und Nieder nur mit der prosaischen Barrièrenfrage verkehrt und die Unterscheidungen zwischen der praktischen Zentnerkäse, der glühenden Senfsauce und der brennenden volksseelenbeherrlichen Kirchtagsgluth schwinden mußte. Andere kleine Gewerbsleute verloren Gewinnste, die zum Theil traurigen und kümmerlichen Existenzen führten. So zum Beispiele der Krieg unter Wasser für auf der Donau schwimmende und das ganze Geschäft mit seinem ganzen Inventarium der Feder anheimfallende Boot. Wo ist der „Bandlkramer" mit geblümtem, mit der schwarzen Seiden und Tuch und der die zum Verkaufen gehörigen Sächer, deren buntfarbigen Glanz von den grellsten Farben so sehr bewundert wurde? Sonach verschwand. Da die Kinder mit freundlichen Mienen-Figuren unterhalten und da war dem nun eine vernünftige Ordnung. Nun wurde der [illegible] Hinderniß, dem Hauptverkehr der [illegible] und der [illegible] „Schiffleute" [illegible] Boote und Boote „Schiffleute" [illegible] mit dem [illegible] Schiffen, [illegible] [illegible] [illegible]

duſtrie in's Leben rief und dem geſammten Bezirke damit auf die Beine half. Ach, der vielleicht letzte Repräſentant dieſer gemüthlichen Handelstouriſten ſtand noch vor einigen Jahren an der Rückſeite des Creditpalaſtes, mit verwitterten Zügen, ſtill und kleinlaut und harrte duldſam und des Spottes übermüthiger Jungens nicht achtend, auf ſeine Paar alten, ihm treugebliebenen Kunden, und als auch deren immer weniger und weniger wurden, da ging er denn auch heim in ſein trauliches Dorf, das ihn einſt unzählige Male luſtiger wiederkehren geſehen, und legte ſich hin und ſtarb. — Wo iſt der „Bretzenbäck," der im Vormärz ſo friſch, wie ſeine Waare, durch die Straßen zog und von Alt und Jung förmlich belagert wurde? Ein oder zwei Ablegaten dieſes einſt vielköpfigen Metiers ſchleichen noch in einſchichtigen Bezirken herum und legen faſt verſchämt ihre geſalzenen Manufacte auf die Tiſche der — Schwemme. Wo iſt der „Lorbeerblattkrämer," wo das „Limonimenſch," wie dieſe Klein-Induſtrielle in meinem Büchlein genannt und abgebildet iſt? Beide Geſchäfte mußten ihren Mann und ihre Entrepreneurin ehemals genugſam ernährt haben, ſie ſind vom Marktplatz und von der Straße verſchwunden, nachdem man ihre Artikel bei jedem als vorſtädtiſchen Großhändler etablirten „Wälliſchen" (Krämer) zu kaufen ſich gewöhnte. Wie viele ſtille Bankrotteurs hat der Umſchwung der Gebräuche geſchaffen?

Ich blättere weiter und finde Geſtalten, deren Beruf von der Neuzeit geradezu gewaltſam annullirt wurde. Die Haarpuderhändlerin fiel mit der wechſelnden Mode, desgleichen die „Fiſirſchneiderin" (recte Viſierſchneiderin), welche die „reichen Hauben", wie ſie im Volksmunde genannt wurden, fabricirte, eine für hübſche Geſichter nicht unliebliche Kopfbedeckung, aus mit ſchwarzer Seide überſponnenem Draht oder auch von ſchwerem Goldſtoffe, der heute vielleicht nicht mehr ſo reell erzeugt werden könnte. Wieder Andere, welche, gleichſam von dreiſten Prätendenten verdrängt, muthlos ſich zurückzogen, wie der „Pfannenflicker", der das Feld dem „Raſtelbinder" räumte, welcher mit nationalem Ungeſtüm das primitive Drahtgeſchäft als ſeine Domäne an ſich riß. Weiter die populäre „Haſenbalg-

bauern", der die blinde und lahme Rosinante an der Hand führte, die den plumpen Wagen zog, auf dem ein monströses Faß mit Donauwasser gefüllt, lag. Da trotteten Fuhrmann und Roß Straßen auf, Straßen ab, und auf das in unnachahmlichem Jargon gebrüllte: „Wosser hob i do!" des verfuselten Herolds, lief man mit Schaff oder Butte herbei und ließ sich ersteres um einen, letzteres um zwei „schlechte" Kreuzer mit dem ersehnten Naß anfüllen. — Von all diesen „öffentlichen Charakteren" beleben nur mehr Wenige noch die Straßen in ihrem althistorischen Berufe: Der „Figurini," der „Rauchfangkehrer", der „Bologneserhändler" (der heute allerdings in moderneren Vierfüßlern macht), der vaterlandslose Wanderer mit dem stereotypen Rufe: „Nix zu handeln?", einige Delegirte diverser „interessanter" Nationalitäten, wie der „Teppichkrämer", der „Slowak" (mit Rohrdecken), die kroatische Zwiebelhändlerin und das kosmopolitische „Bettelweib". Ich klappe das Büchlein zu.

Was birgt die neue Sammlung? Einige alte Bekannte, die in allen Aeren sich gleich geblieben, sonst aber thatsächlich Neues, wahre „Kinder ihrer Zeit".

Ist doch die Sammlung als solche, in Form und Ausführung selbst schon ein unbestreitbares Product ihrer Zeit. War es früher den einzelnen Meistern überlassen, die gewählten Typen je nach ihrem Künstlervermögen und dem richtigen Blick ihres Auges dem Beschauer zu versinnlichen, wobei statt der drastischen Originale nicht selten undefinirbare Ideale dem Blei und Pinsel entwuchsen, so nimmt nun der Photograph die Gestalten „von der Straße," stellt sie vor sein unparteiisches Instrument und die Figuren stehen in unzweifelhafter Echtheit, ja nach Verlangen in — unretouchirter Wahrheit auf dem Papiere. „Sint ut sunt, aut non sint!" heißt's auch hier.

Und so treten uns denn, nicht als Phantasiebilder, sondern in lebendigster Treue, die markantesten Gestalten, wie sie das Wiener Pflaster trägt, fast grüßend entgegen. Wir haben sie tausendmal gesehen und können die frappante Aehnlichkeit des Porträts, wie den ganzen „Habitus" des und der „zum Schreien

Gemüthern beschleicht. Das sind nebbich „Wiener Typen," jene unvertilgbaren Fundgruben und unerschöpflichen Objecte für den schaffenden Localdichter.

Grüß uns doch so bekannt, als ob wir mit ihm einen „Kurzen" nach Nimmelsdegg unterhandeln würden, der Fiaker, der schönste der seiten Jägerbuben: schon hat der Berkelmann so sehnsüchtig nach dem ersten Stockwerke, daß wir fast erwarten, ein in Papier gewickeltes Geldstück in die emporgehaltene Rutze fliegen zu sehen: debattiren vor der Lerchenfelderstraße die zwei passionirten Amts-Solo-Spielerinnen doch so lebhaft, daß wir die beiderseitigen interessanten Träume beinahe erzählen hören: und steht der Sicherheitswachmann doch so stramm und ernst an der Ecke, daß ein steckbrieflich Verfolgter sich ordentlich vor ihm scheuen müßte, von welch beängstigendem Gefühle hingegen die unter der Devise: „Ob schön, ob Regen!" immatulirte Spaziergängerin des Grabens nicht beseelt zu sein scheint.

Nun folgt in bunter Reihe eine Suite harmloserer Naturen. Der sich abschwitzende Stiefelputzer, der Zettelanschlager, dessen Urahne die „Volksrufe" zu Pferd zu proclamiren hatte: eine Gruppe plaudernder Dienstmänner, von denen ein schlau Schmunzelnder ein Briefchen aus der Hand eines eiligen Dando in Empfang nimmt u. s. w. Dann wieder lebhaftere Charaktere: der ingrimmig blickende, mit dem Besen bewaffnete Cerberus, vulgo Hausmeister, der eines Cigarrenstummels sich erfreuende Schusterbub, das schneidige Milchmädl, die barbe Wäscherin, die fürchterliche Naschmarkt-Hyäne, auch Debstlerin genannt, das durch die nur in ihrem Busen verschlossenen Geheimnisse gefährliche Stubenkätzchen, die resolute Lumpensammlerin, und was der Bilder mehr sind. Man geht bei ihrer Betrachtung in Wien spazieren.

That ich und wollte ich doch mit meinem Geplauder auch nichts anderes, als mit meinem theueren Leser ein halbes Stündchen lang „in Gedanken" durch das alte — und ein Stückchen durch das neue Wien zu wandern. Ein Paar Rückblicke, und die Gestalten, wie sie unsere Väter und Großväter geschaut, sich vergegenwärtigt, und — meinetwegen einige Vergleiche angestellt:

zwischen Einst und Jetzt. Haben wir uns in der That entwickelt, haben wir uns vervollkommnet, oder wenigstens verfeinert und in jeder Richtung? Gewiß. Ein Beispiel nur, wenn auch ein unschönes, aber vielleicht das bezeichnendste:

Im vorigen Jahrhundert noch war's, daß gewisse Männer oder Weiber, mit einer wohl verdeckten Butte auf dem Rücken oder auf dem Schiebkarren, durch die belebtesten Straßen zogen mit dem ungenirten Appell an die Passanten: „Wer will, wer mag um ein' Kreuzer in mein' Butten —!" Derjenige, welchem dieser Volksruf genehm war, begab sich mit dem Mahner etwas abseits und that, was er nicht lassen konnte, fast so frank und frei, wie der Mailänder auf dem Domplatze, oder der eingeborene Araber in der eleganten Schubra zu Kairo. Wir sind discreter geworden. Statt jener urwüchsig adamitischen Form haben wir an den wichtigsten Verkehrspunkten für die Bedürftigen allerliebst gebaute und sorgfältig verwahrte „Cabinets d'aisance" errichtet, in deren Porticus eine würdige Matrone sitzt und in den Zwischenpausen vielleicht Scribe's „Feenhände" liest. Die Civilisation schritt auf allen Linien vorwärts.

* * *

Aber das Reminiscenzen-Thema einmal berührt und es wächst der Stoff im Erzählen. Hundert Erinnerungen an das, was war und nicht mehr ist, tauchen im Gedächtnisse auf. Was gäbe es da Alles zu berichten, was gäbe es zu beschreiben, von dem keine Spur mehr vorhanden! Man nennt den Wiener conservativ und wie veränderte er sich doch bei zahllosen Gelegenheiten in seinem Sein, in seinen Gewohnheiten und Bedürfnissen! Oder ist nur der pietätlose Nachwuchs so veränderungslüstern und blieb das alte, unvermischte Wienerthum seinen überlieferten Gebräuchen und Lehrmeinungen treu und hing unwandelbar an seinem Thun und Lassen? Fast will's mich so bedünken, wenn ich der durch ihr Alter ehrwürdigen Gestalten gedenke, die noch in meiner Kindheit Tage — gleich verwitterten Bäumen auf jungem Wiesenplan — hineinragten, oder wie befremdliche Nebelbilder und unförmliche Schemen vor meinen erstaunten Augen vorüberhuschten. Reicht doch mein Gedächtniß gerade noch in jene

Periode zurück, auf die die letzten Reflexe einer untergegangenen Zeit fielen und konnte ich noch einige Ueberbleibsel der alten Garde (beiderlei Geschlechtes) schauen, die ebenfalls lieber starben, als daß sie sich den Anforderungen neuer Gebräuche ergaben.

Hiezu rechne ich in erster Linie die neuen Kleiderformen der Männerwelt. Was kostete es für Mühe, um für die praktische Blouse und den Ueberzieher Propaganda zu machen! Beschränkte sich doch das Umundauf des gesammten wienerischen Schneiderwissens bis in die Dreißiger-Jahre immer nur auf dieselben Specialitäten. Der Arbeiter trug seine schmierige, abgeflickte, schwere Jacke, die übrige männliche Menschheit zur Sommerszeit Frack oder „Gehrock", und während der anderen drei Quartale je nach der Diätenclasse einen „Kaput", oder einen Mantel, oder einen Pelz, oder einen schlotterigen, wattirten Schliefer (im Volksmunde „Power" genannt.) Als der erste Freigeist an einem drückend heißen Sommertage mit der ersten luftigen Orleans-Blouse auf der Straße erschien, war des Verwunderns genug und man höhnte sogar den dreisten Reformer, und die Buben riefen ihm nach, daß er nur das Unterfutter angezogen, weil ihm der Schneider das Tuch nicht creditirte. So naiv war man damals in Wien! Und als kühne Neuerer für die Uebergangswochen den bequemen „Ueberzieher" wählten, da wurden sie als „Streichmacher" verspottet, welche zwei Röcke anzogen. Als ob dies jene bejahrten Honoratioren nicht auch gethan hätten, die über dem Frack einen — Spenser trugen, von welchem burlesken Gebrauche beispielsweise der „Fiaker-Tyrann", Polizeicommissär Pfanner, sich zeitlebens nicht trennen konnte. Denn das alte Wien hing unerschütterlich an seinen alten Gebräuchen.

Und da gedenke ich fast wehmüthig des Tages, als meinem guten Vater eine projectirte freudige Ueberraschung, die er seiner greisen Mutter bereiten wollte, grimmigst verdorben wurde. Die achtzigjährige Matrone mühte sich nämlich stets kläglichst ab, Licht und Feuer nach dem damaligen Recepte zu machen. Die „Zundergeschichte" war etwas umständlich. Man schlug mit

Stahl und Stein nach langer Plage Funken, welche die in einer Blech-Chatouille befindlichen halbverbrannten und verkohlten Leinenflecken erfassen sollten, worauf aus den glimmenden Pünktchen mittelst Schwefelfäden ein Flämmchen hervorgelockt wurde. Diese meist schwierige Procedur verursachte Brust- und Lungenkranken und alten Personen gar vielerlei Beschwerden, die Aermsten husteten bis zum Ersticken und krümmten sich unter den eingeathmeten Schwefeldämpfen. Da kam Ende der Zwanziger-Jahre Prometheus St. Romer mit seiner weltbewegenden Erfindung, Alles sprach nur von den neuen Zündhölzchen und das Depot in der Augustinergasse wurde von den anstürmenden Käufern förmlich belagert. Das war denn endlich eine Neuerung, die sich sehen lassen konnte und von der ungeheueren Majorität als eclatante Wohlthat auch enthusiastischst begrüßt wurde. Auch in unser kleines Kämmerlein drang die Kunde von dem Wunder. Ein Festtag war vor der Thüre, mein Vater sparte sich den „Gulden-Schein" (so viel kostete Anfangs der neue Apparat) vom Munde ab, lief mit mir in die Stadt und kaufte das Kleinod. Wie sollte die arme Großmutter damit erfreut werden! Schnurstracks zu ihr in die bescheidene Behausung. Sie kauerte eben vor dem Herde und schlug sich, hustend und pustend, die Finger wund. „Nun," rief mein Vater funkelnden Auges, „ist's mit der Marterei zu Ende, da — sehen Sie, Mutter, hier ist im Nu Feuer!" Und er hielt das Büchselchen in zitternder Hand, tauchte das rothköpfige Hölzchen in das mit Asbest gefüllte Fläschchen, zog es zurück und die Flamme war da. „Gehst weg mit dem Teufelszeug!" schrie fast entsetzt die Greisin, blies die Flamme unwirsch aus und schlug mit Stahl und Stein keuchend weiter. Dabei blieb sie bis zu ihrem späten Tode. Wer kennt heute die alte Zundermaschine und welche Reformen machte hinwieder Romer's (oder vielmehr Chancel's und Derosne's) Erfindung in der kurzen Spanne Zeit durch, seit sie Gäa's Söhne und Töchter mit ihrem Erscheinen verblüffte; welche Verbesserungen, Abarten und Varietäten von der stets reparaturbedürftigen Platina-Druckmaschine, und den übelriechenden glimmenden Papier-Cigarrenzündern

wurden mittlerweile wieder ad acta gelegt, bis das elegante „Salonzündhölzchen mit Wohlgeruch in bunten Farben", oder das hochfeine Westentaschen-Wachskerzchen ihre dominirende Herrschaft antraten.

So verschwindet denn so Manches aus unseren Händen, unseren Augen und schließlich aus unserem Gedächtnisse, das noch der Vor-Generation unentbehrlich schien. Welche Wandlungen machte nur die Installation der echten Bürgersküche mit! Diese selbst schrumpfte bei der steigenden Raumvertheuerung auf ein winziges Winkelchen zusammen, die Monstreschränke mit der glitzernden Armatur des als Aussteuer mitgebrachten Zinngeschirres dämmern nur noch wie sagenhafte Gebilde in der Einnerung der Alten und Aeltesten. Mit dem Aufhören des Zinngeschirres bankerottirten aber auch die Neusiedler Zinnkrautbauern und schlossen ihren Transitohandel; mit der Umformung der räucherigen offenen Herde (mit Rußmantel) in Sparherde verschwand, da diese auch „zügiger" sich erwiesen, der in jedem Haushalte paradirende Federwachler und der Küchenblasbalg, nicht davon zu reden, daß leider auch der patriarchalische Bratspieß schon fast allenthalben in Ruhestand versetzt wurde, mit ihm allerdings auch die „Rein" (mit drei oder vier Füßen), die der „Hafner" der Jetztzeit vielleicht als eine Reliquie der Pfahlbauten-Aera classificiren würde. Daß ferners das Spinnrad, auf das eine musterhafte Vorstädterin noch vor vier oder fünf Decennien mit Vorliebe wies, heute zu den längst überwundenen Standpunkten gehört, dürfte so ziemlich allgemein bekannt sein. Wer spinnt heute in Wien von den Frauen und Töchtern des Mittelstandes, worunter das Spinnen im wirklichen Sinne des Wortes gemeint ist. . . .

Nun, wenn meine theuren Bezirksgenossinnen auch dieser nützlichen Abendbeschäftigung zu meinem großen Bedauern entsagt haben, so muß ich ihnen dafür doch das Zeugniß geben, daß die Mehrheit unter ihnen bestrebt ist, in der Auferziehung der Kleinen vernünftigeren Rathschlägen Gehör zu schenken, und daß sie die alleralbernsten und mitunter sogar gefährlichsten Gebräuche aus der „guten alten Zeit" längst abgelegt hat. Wenn ich als Bube in ein Zimmer trat, lagen die Kinder in den Wiegen und Körben

wie aufgedunsene Leichen mit schwarzen Mäulern, da die löblichen Mütter den unermüdlichen Schreihälsen „Bockshörndlsaft" pfiffweise eingegossen, und als Superagio eine Riesendosis Theriak in den Mund gestrichen hatten, um — sie schlafen zu machen. Ein derlei forcirter Schlaf dauerte oft 24 Stunden. Auch länger. Welch' illustre Geister aus solchen Geschöpfen wurden, ist zu denken. Brachte es das halbblöde Wesen doch dahin, auf die Füße zu kommen, so steckte man es in einen Gehkorb, der ihm die Schulter krumm bog, oder man setzte ihm einen wulstigen Fallbund auf, der ihm gleichzeitig den Kopf hübsch warm hielt, denn — „nur recht warm halten, daß die Kinderkrankheiten alle herauskommen" — hieß der Hauptlehrsatz der Volksheilkunde. Ach, wie schaute es damals in und auf den Köpfen der also gepflegten Jugend aus! Freilich fiel man nach Jahren wieder in das andere Extrem und kümmerten sich manche „Herren Eltern" blutwenig, ob das Kleine den Einflüssen der winterlichsten Witterung nicht etwa doch gar zu schutzlos preisgegeben sei oder nicht, wobei ich nur an die schöne Zeit der Krinoline erinnere, wo man es nicht selten zu sehen bekam, daß ein zwei- oder dreijähriges „allerliebstes Bauxerl" mit völlig entblößtem Bäuchchen hinter dem aufgespannten Reife des Mode-Unterrockes saß und Wind und Wetter klappernd gestatten mußte, auf die empfindlichsten Theile einzustürmen, so daß man oft fast Willens war, die — Polizei zu Hilfe zu rufen, um das Kind vor der Narrethei der Mutter zu schützen.

Doch das nur nebenbei. Ich wollte ja eigentlich nur von „alten Sachen" sprechen und von der Wandelbarkeit der Mode, die sich sogar auf das Haus- und Küchengeräthe erstreckt. Aber das Capitel wäre ein endloses, denn hunderterlei Dinge haben wir als entbehrlich oder nutzlos bei Seite gelegt, und in hunderterlei Gewohnheiten haben wir uns verändert. Ich las vor ein Paar Jahren eine derlei Betrachtung, die in interessanter Weise gleichfalls der „verschollenen Dinge" gedachte, zum Beispiel der Lichtscheere, der Guitarre, der Maultrommel, der Stammbuchblätter und Tagebücher, der Tabakspfeife, der

Möpse ꝛc. Aber das Todtenregister war nicht vollständig, wie schon mein flüchtiger Nachtrag zeigt, denn ein gewissenhafter Nekrologist müßte folgerichtig wohl auch den monströsen „Hebammenstuhl", die „Spule" (Gansfeder), die „Gummi-Galloschen", das „Karniol-Uhrstöckel", die seidene „Schlafhaube", die rothpassepoilirte „Vorstoßweste", das einzige Lieblingsinstrument der Hagestolze, den „Czakan", und jenes der bemoosten Jungfrauen, die „Harfe" ꝛc. ꝛc. zu den Ganz- oder Halbverstorbenen aus der Serie unserer einstigen Requisiten zählen und man bliebe mit einer zahllosen Menge Vergessener noch immer im Rückstande. Dafür will ich mit meiner Nänie lieber selbst schließen, und nur eines drolligen Apparates noch gedenken, dessen der richtige Biertrinker in der dunklen Vorzeit fabelhafter Gebräue füglich nicht entrathen zu dürfen glaubte.

Man trank nämlich, bis die Bier-Apostel Held in Liesing und später Treher in Schwechat ihr ersprießlich Reformwerk begannen, in Wien nicht vielerlei, aber doch — mancherlei Bier. Man hieß es: Plutzerbier (Horner), Mailänderbier, Damenbier u. s. w., zuweilen auch nur: schwarzes (braunes) oder weißes Bier, wobei zu bemerken, daß gerade letzteres fast schwarz war. Titulirte sich nun der „Stoff" so oder so — besonders Vertrauen erweckend war er selten oder nie und die Amateurs bezahlten ihr Faible meist mit empörenden Leibschmerzen. So kam es denn, daß der rationelle Biertrinker das Gegengift stets bei sich führte, um den ihn erwartenden feindlichen Gewalten kühnlich Trotz zu bieten, woraus sich folgender Proceß ergab: Das volle Glas an das Licht gehalten und die Farbe mit Kennermiene geprüft; darauf verdrießliches Kopfschütteln und ein Griff in die Westentasche. Hier aber war die Noth-Apotheke in Verwahrung: In einer Kapsel lag die Muscatnuß, und in einem Säckchen das nie fehlende Miniatur-Reibeisen, mittelst dessen die nöthige Quantität des rettenden Arkanums in die mysteriöse Flüssigkeit geschabt wurde. Ob das Mittel probat — ich weiß es nicht, aber üblich war der Vorgang allgemein und hätte der Biertrinker „von Styl" damals keinen Schritt aus dem Hause gemacht, ohne, wie der Schiffer den Compaß, die

rectificirende Muskatnuß mitzuführen. Auch dieses sanitäre Kleinod ist längst außer Cours und Gebrauch, der verständige Biertrinker von heute kennt die Ziele, wohin er zu wandern hat, und ist er an Ort und Stelle, thut er noch ein Uebriges und wirft dem Garçon einen bedeutungsvollen, den „Hansel" perhorrescirenden Blick zu, worauf dieser verständnißinnig dem „Vizi" die Parole schnarrend entgegenruft: „Ein's, ohne!" Dieses „ohne" genügt unter klugen Leuten und in vorgeschrittenen Epochen.

2.

Das letzte Stuwer'sche Feuerwerk,

das am 10. September 1876, nachdem der alte Erbfeind des Hauses, „Jupiter pluvius", sein nasses Veto schließlich zurückgezogen, auf der sogenannten „Schützeninsel" abgebrannt wurde, wird wohl manchem alten Wiener und mancher alten Wienerin, die an ihrem Firmungs- oder am Annen- oder Thereſientage vor so und so vielen Decennien zum ersten Male das localübliche: „Ah, Bravo Stuwer!" gehört und begeistert mitgerufen, ein wehmuthsvolles Lächeln süßester Erinnerung entlockt haben; denn ein fünfmal verregnetes und endlich doch im Beisein von 20,000 bis 30,000 jubelnden Menschen abgebranntes Feuerwerk gehörte einst so unwiderlegbar zum Lebensbedürfnisse des echten und rechten Wieners, wie am Charfreitag ein Backfisch, am Stephanitag ein „Bockerl" und am Faschingsonntag eine Schüssel voll Krapfen. Es ist, wie schon gesagt, Vieles anders geworden und der Wiener hat sich so mancher Gewohnheiten entwöhnt, wie ja auch Wien nach allen Richtungen eine andere Physiognomie angenommen. Ob in Allem und Jedem zum Besseren, wollen wir dahin gestellt sein lassen, und auch die Frage nicht nochmals ventiliren, ob das urwüchsige Kleinod der lustigen Donaustadt, ihr classischer Prater, durch die gewaltsamen Reformen, die man an ihm verübt, an originellem Reiz gewonnen — oder verloren habe.

Jedenfalls bedauerte es schon die Mehrzahl der Wiener, als man Anfangs der Fünfziger-Jahre einem der populärsten Vermächtnisse Altwiens, dem vielbeliebten Circus auf der De Bach-Wiese den unmotivirtesten Garaus machte. Als dann zwanzig Jahre darnach auch der „Feuerwerksplatz" regulirt wurde, und es hieß, daß man die berühmte Pyrotechniker-Familie Stuwer, die den Ruhm der Firma seit hundert Jahren glanzvoll aufrecht erhalten, aus den altgewohnten Prater-Auen verbanne, da —

seufzten sie wieder, wenn sie auch begriffen und es sogar billigten, daß die „Neuzeit" gewisse Privilegien, wie beispielsweise hier die Absperrung des Praters zu Gunsten eines einzigen Geschäftsmannes nicht mehr dulden könne. So verloren und mißten denn die eigentlichen Wiener ihren alten Stuwer und seine Künste nur ungern, zu denen sie ihren Nachwuchs doch alljährlich führten, wenn sie auch das Sprichwort selbst erfanden, daß „Reiterei, Ballet und Feuerwerk immer dasselbe Einerlei sei". Das Sprichwort ist übrigens nicht stichhältig, wie die Fortschritte in allen drei verlästerten Branchen beweisen, und hat auch Meister Stuwer in seinem Fache im Laufe der Jahre viel Neues und Ueberraschendes erfunden und geboten.

Die Lust der Wiener an diesen feurigen Kunststücken ist eine ziemlich alte und so tief gewurzelte, daß die Herausgeber der österreichischen „National-Encyklopädie" (1835) sagen konnten: die Aufhebung dieser Volksbelustigung sei nicht leicht als möglich zu denken. Die Kunst selbst soll aus Italien stammen, das sich der geübtesten „Lustfeuerwerker" erfreute, wovon sie sich in alle Welt verbreitete und besonders in Deutschland, der „Pulverwiege", Fuß faßte, wo Jakob Fugger zu Augsburg (1519) den „Goldregen" erfand und bei großen Festlichkeiten zur höchlichsten Verwunderung des „gemeinen Mannes" anwendete. Einer der gelehrigsten Schüler und nachmals berühmtester Meister dieser Wissenschaft war aber Anton Ospel, „Zeugwart und Stückhauptmann" zu Wien, der mit seinen Leistungen wahrhafte Sensation erregte. Namentlich wissen gleichzeitige Chronisten nicht genug von jenem fabelhaft prunkvollen Feste zu erzählen, das die Stadt Wien dem genesenen und von Karlsbad zurückgekehrten Kaiser Karl VI. gab und das seinen Culminationspunkt in dem von Ospel am 17. November 1732 in der „Klosterneuburger Au" (in der Nähe des „Lusthauses" im Prater) abgebrannten „Feuerwerke" fand. Diese Production zerfiel in zwei Theile, in einen ernsten und einen lustigen. Der ernste war es nun in der That, denn es wurde in getreuer Wirklichkeit ein eigens erbauter Wachthurm aus zwölf dreipfündigen Regimentsstücken — und

weiters ein von dem Theatermaschinisten Galli Bibiena errichtetes „türkisches Raubschloß“ aus sechs sechzigpfündigen Mörsern von Ospel's Skolaren beschossen und zerstört. Nun folgte die gänzliche Erstürmung mittelst Feldstücken, Hand- und Haubitzgranaten, Wurfkolben, Kränzen und Sturmlanzen, die untergrabenen Minen, die mit Sturmfässern gefüllt waren, wurden gesprengt und so das Vernichtungswerk glorios vollendet. Der ganze Platz erbebte von Geknall und Gekrache, und als ein in der Erde gegrabener Mörser, der sechzig Granaten in das Schloß schleuderte, abgefeuert wurde, zersprangen im Lusthause die Fenster und wurden mehrere Personen von der Erschütterung zu Boden geworfen, was, wie die Localcorrespondenten jener Epoche treuherzig beifügen, den Effect und die Illusion ungemein erhöht habe. Ernste Unfälle fanden übrigens wunderbarer Weise nicht statt. — Der zweite Theil dieser Production, das „Lustfeuerwerk“, übertraf alle Erwartungen: Girandolen mit 200 und 250 Raketen prasselten in die Höhe, mit ihnen Schwärmer und Leuchtkugeln, Feuerräder und farbige Sterne, Triumphkugeln u. s. w. bis eine „betäubende Salve von 200 Doppelhacken“ das Ende herrlichst verkündete. Das Fest, dem der ganze Hof anwohnte, fand so viel Beifall, daß es im nächsten Jahre (12. November 1733) wiederholt wurde, wobei der Kaiser 55 Preise aussetzte, um die sich die Compagnie der bürgerlichen Feuerwerker (45 Mann) und 90 Büchsenmeister bewarben und sie redlich verdienten.

Da derlei Productionen immer beliebter wurden, erbat sich und erhielt der Italiener Antonio Girandolini 1750 von der Kaiserin Maria Theresia ein eigenes Privilegium für seine Schaustellungen im Augarten und auf den Donau-Inseln, worauf der aus Ingolstadt in Bayern gebürtige „Kunst- und Lustfeuerwerker“ Kaspar Stuwer gleichfalls ein Privilegium und zwar für den Prater bekam, wo er am 23. Mai 1777 das erste Feuerwerk unter ungeheuerem Zulaufe und lärmendem Beifalle abbrannte. Stuwer starb am 10. Februar 1819, und übernahm Professor Müller, da Stuwer's Sohn noch minderjährig war, mit großem Erfolge und viel Glück die Leitung dieses Geschäftes.

bis Stuwer junior persönlich eintrat und dieses wieder auf seinen Sohn Anton, den heutigen Meister, vererbte.

Stuwer's Vater, der sich durch poetische Erfindungen auszeichnete (die alten „Feuerwerkszettel" aus den Dreißiger-Jahren triefen von blumigen und duftigen Phrasen und waren die schmierigen Hände der Trommler und Ausrufer fast unwürdig, sie zu vertheilen) hatte viel zu kämpfen mit der Ungunst des Wetters. Die Witze, die auf den arg geprüften Mann und sein prekäres Metier von den Wiener Spottvögeln gemacht wurden, sind zahllos; am drastischesten geißelte ihn der Komiker Hasenhut mit der (von späteren Komikern oft wiederholten) unvergleichlich vorgetragenen Erzählung von der Geschichte seines blauen Frackes, der ihm endlich bedenklich wurde, da es jedesmal regnete, so oft er mit ihm die Straße betrat. Das wurde ihm zu bunt, in hellem Zorn nahm er ein Messer und fing an, das Zauberkleid zu zertrennen, um auf die Geheimnisse zu kommen, die etwa in ihm stäken. Beim ersten Schnitte kam aus dem gesteiften Kragen ein Streifen Papier zum Vorschein, er zog und zog das Ding ans Tageslicht — was war's? Ein Feuerwerkzettel! Nun war ihm Alles klar. Die Unglücks-Annonce schnell zerrissen, den Rock wieder zugenäht und — auf der Straße angekommen, der heiterste Himmel! Darüber lachten nun die Wiener aus vollem Halse, ärgerten sich aber doch, wenn ihnen ein Feuerwerk verregnet wurde.

Nun glückte auch dem Enkel des alten Kaspar seine letzte Production, die er in wunderbarer Stylisirung: „Abschieds-Feuerwerk von Wien" (!) nannte und wofür er ein ebenso wunderbares Programm entwarf, in trefflichster Weise. Tausende und aber Tausende strömten, als der Himmel doch Erbarmen zeigte, herbei und riefen in dankbarer Anerkennung des Gebotenen, wie in der „guten alten Zeit" unzählige Male und noch einmal und dann zum letzten Male ihr: „Bravo Stuwer! Bravo Stuwer!" Es war fast ein rührendes Finale, als Stuwer sich von „seinen" Wienern und die Wiener sich von ihrem Stuwer auf Nimmerwiedersehen trennten, womit wieder eine alte Wiener Volksbelustigung für immer abgethan.

Celebritäten dieses Metiers, die Schrottenbacher's, die Abel's, die Hoffmann's und Willnbacher's ꝛc. keine Notanda über „besonders merkwürdige Verbrecher" hinterlassen? Schade, wenn selbst unsere communalen „Meister Hämmerlinge" zu — indolent waren, ihre an- und aufregendsten Erlebnisse „zu Nutz und Lehre künftiger Geschlechter" niederzuschreiben.

Auch das Scharfrichtergeschäft hatte in Wien im Laufe der contrastirendsten Aeren seine Hausse- und Baisse-Zeiten. Einst, ja da florirte das Handwerk, galt's auch als unehrlich (wie das Comödiantenthum) und wurde der fürchterliche Mann im scharlachrothen Mantel von aller Welt wie die Pest geflohen. Und doch spielte er zuweilen und namentlich an der Seite der privilegirten „Apostel der Liebe" eine hochwichtige Rolle im Staate, und war die Stütze des jeweiligen „Systems", und hatte deshalb die Ketzer und Hexen und Ungläubigen zu brandmarken, zu peinigen, zu foltern, zu rädern, zu köpfen und zu verbrennen. Was mußte das z. B. im Jahre des Heils 1421 an jenem ewig denkwürdigen 12. März für ein Festtag für alle „guten Christen" (nach damaliger Façon) gewesen sein, als der fürchterliche Executor unfehlbarer Richtersprüche und höherer Regierungskunst, zu Erdberg allein Einhundertzehn Juden zu verbrennen, das — ohne Zweifel halbbrüchige — Intimatum erhielt! Welch' Seelen-Hautgout für alle richtigen „Doctoranden" der heiligen Wissenschaften jener katholischesten Epoche, und wie werden sie den überaus fleißigen Mann belohnt und belobt haben, wenn ihm auch nebenbei die heiligen Sacramente verweigert wurden, was bei dieser Charge selbst nach 90 Jahren noch der Fall war, wie uns die rührende Petition des armen „Hans aus Brabant" lehrt, dem dieses genügsame Ansuchen von der Innsbrucker Regierung abgeschlagen wurde.

Derlei kirchliche Vexationen verleideten vielleicht zeitweilig doch den passionirtesten Amateurs solcher Beschäftigungen als Aspiranten aufzutreten, denn wir finden in der heimatlichen Geschichte wiederholt, daß Wien — ohne Scharfrichter war. Welche Verlegenheit für die betreffenden Organe, da man Hinrichtungsrückstände doch

nicht gut anhäufen kann und eine rasche Erledigung gerade in diesem Ressort aufs Angelegentlichste empfohlen war. So kam es denn auch unter Anderem, daß, als am 16. März 1485 in Wien fünf Missethäter in das Jenseits zu befördern waren, sich wieder einmal diese unerquickliche Lücke im Justiz-Status zeigte und kein einziger Fachgelehrter aufgetrieben werden konnte, der sich der Arbeit unterzog. So fiel man denn in der peinlichen Noth auf das einzige Auskunftsmittel, daß die designirten Todescandidaten — unter einander mit sich fertig zu werden hätten, d. h. sie mußten würfeln, und den das Los traf, der sollte seine Commilitonen um einen Kopf kürzer machen. Mit welcher Freude wird sich der Glückliche, der mit seinem Wurf in der That einen Haupttreffer machte, seiner Aufgabe unterzogen haben, wurde ihm doch, als er mit den vier Maleficanten fertig gewesen, das Leben geschenkt und konnte er frei nach Hause gehen.

Dagegen erzählt man uns wieder von einer anderen Zeit, wo in Wien ein förmlicher Andrang von Henker-Aspiranten zu bemerken war. Namentlich drei Concurrenten um die erledigte Scharfrichterstelle stritten und befehdeten sich auf's Heftigste und wiesen die glänzendsten Atteste ihrer Geschicklichkeit vor, bis der Eine, ein wahrer Riese, sich sogar erbot, einen Kreidestrich am Halse des Delinquenten mir einem Hiebe zu durchhauen. Die Gelegenheit ergab sich bald. Der arme Sünder kniete nieder, der Renommist hob das Schwert, ein wuchtiger Streich — der Kopf lag zu seinen Füßen; aber in demselben Augenblicke drehte sich der unvergleichliche „Künstler" um, und schlug mit dem nächsten Hiebe — seinen zwei ihn controlirenden Mitbewerbern die Köpfe ab und bekam, da sich die Sache mit dem „Kreidestrich" auf's Genaueste bestätigte, die erwünschte Stelle. Diese, freilich bequemste Methode, sich Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, ist heute nicht mehr gestattet.

Obwohl nun die Scharfrichterei schon als solche (und umsomehr mit ihren Nebenfunctionen: dem Hundefang und der Abdeckerei), nicht zu den unlucrativsten Positionen gehörte, und eine derlei einträgliche Cumulirung von Aemtern, wogegen dermalen soviel geeifert

wird, nicht nur gestattet, sondern sogar obligat war, so schien doch die Existenz eines solch viel beschäftigten Mannes bis in die neuesten Jahrhunderte stets eine precäre gewesen zu sein. Die gute Kaiserin Maria Theresia nahm sich auch dieser Leute an und regulirte mit der „allergnädigsten Resolution vom 7. Juni 1773" die Emolumente des „Freymannes." Die ziemlich weitläufige „Taxordnung", welche 95 Gestionen enthält und sowohl die Gebühren bei „peinlichen Fragen" und dem „Einschrepfen" der Buchstaben, als auch bei Hinrichtungen mit dem Schwerte, mit dem Strange, mittelst des Rades, und durch „lebendigen Brand" festsetzt, ist eine interessante Lectüre. Es gab da allerlei zu thun und folgerichtig eine Menge Sporteln, die der Freymann mit gutem Gewissen verrechnen durfte. Ein Paar Beispiele:

Für das Vorzeigen der Schnüre und Peinigungs-Instrumente	15 kr.
Für eine peinliche Frage durch 15 Minuten 15 kr., durch 60 Minuten	1 fl. — kr.
Für den „Stauppenschlag" mit 30 Streichen	30 kr.
Für das „Einschrepfen der Relegationsbuchstaben und Einreiben derselben mit Pulver"	45 kr.
Für das Haarabschneiden vor dem Köpfen	1 fl. — kr.
Für Einscharrung des Körpers, mit oder ohne Kopf	1 fl. — kr.
Wann eine zu enthauptende Person vorher mit glühenden Zangen zu zwicken, für jemaliges Zangenhitzen	15 kr.
Für jeden Zangengriff	15 kr.
Auflegung des Pflasters auf den gezwickten Fleck	15 kr.
Für Abhauen der Hand	30 kr.
Für Aufnagelung des Kopfes an das Rad	15 kr.
Für den Körper in das Rad zu flechten	45 kr.
Für den Körper auf das Rad zu ziehen	1 fl. — kr.
Für Viertheilung des enthaupteten Körpers	1 fl. — kr.
Für Errichtung eines Scheiterhaufens	45 kr.
Für den todten Körper auf den Scheiterhaufen bringen	1 fl. — kr.
Für die Vertilgung eines todten Körpers durch das Feuer	45 kr.

Für das Verbrennen einer lebendigen Person . 5 fl. — kr.
(Wenn diese Person vorher zu erdrosseln ist, für das Erdrosseln nichts.)
Für das Verbrennen oder Vertilgen einer verzweifelten Person . . . . . 10 fl. 30 kr.
Für das Zungenausreißen . . . . . 1 fl. — kr.
Für das Zungenabschneiden . . . . . 15 kr.
Für einen jeden „Riemschneiden" . . . . . 15 kr.
Für das Einnähen in eine Viehhaut . . . . . 1 fl. — kr.
Für das Ausschleppen in derselben . . . . . 45 kr.
Für das „lebendige Viertheilen" . . . . 5 fl. — kr.
Für das Einschlagen eines Pfahles durch das Herz der enthaupteten Kindsmörderin . . . . . 1 fl. — kr.

u. s. w. u. s. w.

Das Herz der edlen Monarchin entsetzte sich gewiß bei der allerhöchsten Genehmigung dieser fast barbarisch zu nennenden Pönitenzien und sie gestattete deshalb — in einem geheimen Anhang zu ihrem Criminalcodex — daß „alle jene Strafen, aus denen zum Nachtheile des ewigen Seelenheiles Verzweiflung entstehen könnte, zu mildern seien". — Auch ließ sie bereits 1747 den Galgen vom Wienerberge nach dem alten „Rabensteine" in der Rossau (wo heute das Schlick'sche Palais steht) verlegen, damit ihr bei ihren häufigen Spazierfahrten von der „Favorita" (Theresianum) nach Schönbrunn der Anblick der scheußlichen Verbrecherleichen erspart werde. Der „Rabenstein", das seit Jahrhunderten bestandene „Wiener Hochgericht" mußte nun, da inzwischen auch die Hinrichtungen auf dem hohen Markte (vor der „Schranne"), am Hofe und auf der Erdberger „Gänsweide" aufgelassen wurden, bedeutend vergrößert werden, da alle Justificirungen fortan hier stattfanden. Das letzte Opfer, das hier verblutete, war Franz von Zahlheim (10. März 1786), der den hochherzigen Edelsinn Josefs II. freventlichst verspottete, worauf die Todesstrafe — aufgehoben wurde.

Nach Josef's, des Unvergeßlichen, Tode wurde sie abermals eingeführt und die „Spinnerin am Kreuz" kam wieder zu

ihren traurigen Ehren. Der Erste, der hier (16. Mai 1805) sein Verbrechen sühnte, war ein wüster Bursche, Anton Luger, genannt der „Stärkmacher Tonerl", nach der Beschäftigung seiner Eltern, er selbst hatte nichts gelernt und trieb sich, nur dem Müssiggange und den tollsten Ausschweifungen fröhnend, zeitlebens in nichtsnutziger Gesellschaft und in den verrufensten Kneipen herum. Als der Strolch ein Paar Wochen vorher die Kothgasse (heute Gumpendorferstraße) passirte, wo vor der „Schallgruber-Schmiede" (heute ein dreistöckiges Haus neben der Geniedirection) der neue „Richtwagen" stand und eben fertig geworden zum „Freymann" überführt werden sollte, da riß sich der „Tonerl" im frechen Uebermuth von seinen Cumpanen los, sprang auf den Wagen und rief den schaudernd Umstehenden zu: „Es sitzt si ja ganz guat, was kost' a Fuhr nach Spinnerin außi?" Bald darauf mußte er eines vollbrachten Raubmordes wegen, den er an der Witwe Theresia Treutler begangen, den Todeskarren ex officio besteigen, aber er freute sich, daß er der Erste nach der „neuchen Fahrordnung a Landparthie machen durfte". —

Nur sieben Vierteljahre blieb Wien von einem solchen Schauspiele verschont. Schon am 19. Februar 1807 kam das zweite Opfer, der Bankozettelfälscher G., ein Protestant, welchen auf seinem letzten Wege der würdige Pastor Glatz zu begleiten hatte und darüber eine ergreifende Schrift veröffentlichte. Dann folgte am 16. März 1809 Theresia Kandl, die „Greislerin", deren gekreischte Ausrufe: „Jessas, mein' Haub'n! Sö, mein' Schuach verlier' i a! Hörn's nit?" die sie auf der „Sakermentsleiter" erhob, lange im Munde des Volkes blieben. — Weiters kamen, um nur Einige zu nennen, der Schneider Wurzinger (1817), Freiberger (1819), Jaroszynski (fälschlich „Graf" 1827), Stelzer (1829), der fürchterliche König (1830), Haucke (1830), Karl (1831), Resniczek (1838), den Ungarn als geisteskrank zu rehabilitiren suchte, das Scheusal Karl Feid (1842), dessen Compagnon angeblich heute noch unbekannt ist, Janczik (1847), Partl (1852), der Kaiser-Attentäter Schneider Libenyi

(1853), Fritz (1853), dann (1860 und 1862) die Soldaten Suyb-ber und Andersch, und endlich am 30. Mai 1868 als der „letzte Gast bei der Spinnerin", Georg Ratkay.

Nur wenige Hinrichtungen und das nur solche, durch welche man direct auf die Massen wirken wollte, fanden während dieses Säculums im Weichbilde der Residenz statt. So jene am 31. Jänner 1818 an dem „populären" Georg Grasel und seinen zwei Genossen: Jakob Föding und Ignaz Stangel (der „schöne Nazi") auf dem Glacis vor dem Volksgarten. Soldaten, welche zu „Pulver und Blei" verurtheilt wurden, mußten meist in die Brigittenau marschiren, wo auch Robert Blum endete. Dagegen wählte man für Messenhauser den Stadtgraben, und für die zum Galgen verurtheilten drei „Latour-Mörder" Wangler, Bramboschk und Jurkowich das Glacis vor dem Schottenthore. Ein mehrfach benützter Platz für Erschießungen der „zum Volke übergegangenen kaiserlichen Grenadiere" war im Winter 1848 die Mauerecke des botanischen Gartens auf der Sandgestätte, ein Fleck, der noch in den Sechziger-Jahren dadurch kenntlich war, daß — „kein Gras auf ihm wuchs." Alle Vorübergehenden wiesen scheu mit den Fingern nach ihm. —

Fast sämmtliche Hinrichtungen, deren Zeuge Wien seit Jahrhunderten gewesen, fielen in die „Amtswirksamkeit" von nur 3—4 Familien, deren Namen ich bereits oben nannte. Ich schließe nämlich hiebei den berühmten Scharfrichter Franz Bott, obwohl geborener Wiener, aus, da seine Thätigkeit (er nahm 300 Köpfungen und Strangulirungen vor) sich meist in Ungarn entfaltete, wo er namentlich unter Haynau, im Vereine mit seinem Brünner Collegen Seyfried vielfältig beschäftigt war. Auf dem Wiener Platze jedoch brillirte in diesem Gewerbe vor allen Andern die berühmte Familie Schrottenbacher, deren Name bereits um 1550 mit der tristen Concession betraut erscheint, welche sie auch bis 1802 behielt. Welch' Riesensumme von Köpfen mag allein durch dies Geschlecht gefallen sein!

Im genannten Jahre wurde der „letzte Schrottenbacher" seines Amtes müde. Hochbetagt traf ihn das Unglück, plötzlich

seiner vier erwachsenen Söhne beraubt zu werden. Zwei starben an einem Tage am sogenannten „russischen Fieber", und zwei starben in der Schlacht. So verkaufte denn der lebenssatte Greis am 1. Juni 1802 sein Gewerbe um 2000 fl. „Scheingeld" an Johann Georg Hoffmann, der schon seit Jahren bei ihm im Dienste gestanden und nun das uralte „Wasenmeisterhaus" („Gnadenstockhaus" am Neuthore Nr. 197, im Jahre 1863 demolirt) vom Magistrate zur unentgeltlichen Benützung erhielt. Hoffmann war eine populäre Persönlichkeit Wiens und trotz seines fürchterlichen Gewerbes beliebt und geachtet. Seine Geschicklichkeit, die ungeberdigsten Opfer (wie z. B. die oben erwähnte „Greislerin") auf die schonendste Weise zur Raison zu bringen, wie seine Raschheit im Vollzuge seiner Aufgabe — die enragirtesten „Galgen-Habitués" hatten die Uhr in der Hand, zählten die Secunden, verglichen jede Nuance der Manipulation mit früheren Acten u. s. w. — brachten ihn bei der Menge sogar in ein gewisses Ansehen. Und dennoch wankte er eines Tages in Ausführung seiner Pflicht. Es war, als er seinen ältesten und besten Freund, jenen „Stockerauer Wirth", welcher falsche Banknoten fabricirte, „abzuthun" hatte. Der Missethäter gestattete sich noch unterm Galgen, frühere staatliche Finanzoperationen, die ihn um Tausende brachten und die er durch seine freilich unerlaubte Fabrication wieder zu ersetzen suchte — um keinen Kreuzer mehr! — einer sehr unehrerbietigen, aber faßlichen Kritik zu unterziehen. Der über ihn verhängten Strafe sah er gefaßt entgegen und war im entscheidendsten Momente vollkommen ruhig. Aber Hoffmann weinte und zitterte und war einer Ohnmacht nahe. Da rief der Verurtheilte selbst: „Lieber Alter! Thue Deine Schuldigkeit, ich zürne Dir ja nicht!" — und Hoffmann ging an's Werk. Es war dies der letzte Banknotenfälscher, der unter Kaiser Franz, wie überhaupt, die Todesstrafe zu erleiden hatte. —

Nach Hoffmann's Tode (1828) führte zwar die Witwe († 1835) die „Wasenmeisterei" fort, aber das Scharfrichteramt mußte, da ihr einziger Sohn noch minderjährig war, an den „ersten Knecht" des Hauses, an Simon Abel (provisorisch) übergeben werden, welcher

zwar das neue Geschäft tüchtig versah, aber bis zu seinem Tode (1837) mit den Hoffmann's processirte. Aelteren Wienern wird Abel, der in seinen Mußestunden leidenschaftlicher „Kurpfuscher" war, noch im Gedächtnisse sein. Meist „hoch zu Roß" zeigte er sich seinen staunenden (und lächelnden) Zeitgenossen am liebsten im lichtgrünen Frack, auf seinem uralten, milchweißen Leibschimmel, und trabte, den Kopf stolz erhoben, gedankenvoll durch die Jägerzeile in den Prater. Abel war einer der robustesten Männer und verstand sogar einen „König" zu bändigen, jenen rabbiaten Hausmeister aus der Kärntnerstraße, der in seiner Riesenstärke die Stricke, mit denen ihm die Hände gebunden, mit einem Ruck zerriß und auch den Galgen, wie das ganze übrige „Krippelg'spiel" über den Haufen schmeißen wollte. Ein Druck von Abels nerviger Faust und der Wütherich hatte ausgerungen.

Als Abel gestorben, bewarb sich Johann Georg Hoffmann II. (der Sohn) neuerdings um das Scharfrichteramt, um welches er „erbrechtliche" Ansprüche geltend zu machen suchte, und wobei er nebenbei nachwies, daß er die chirurgischen Studien mit dem besten Erfolge absolvirt habe. Ueber die Gewährung seiner Bitte lagen sich nun der politische und der Justiz-Senat des Magistrates in den Haaren und machte Letzterer zur Bedingung, daß Hoffmann seine Befähigung für das Scharfrichteramt von der medicinischen Facultät sich bestätigen lassen müsse. Diese aber war wieder der Ansicht, daß ein solches Gutachten nur ein „alter und erfahrener Freymann" abgeben könne, worauf Hoffmann sich zu dem damaligen Brünner Scharfrichter Franz Kotzureck in die „Lehre" begab und gleichzeitig den Wiener Magistrat bat, die nächste Hinrichtung unter Beisein Meister Kotzureck's vollziehen zu dürfen. Dieser Bitte wurde willfahren und Hoffmann am 22. November 1838 gestattet, seine Kunst an Georg Resniczek erweisen zu dürfen. Dies geschah, und Kotzureck attestirte, daß sein Schüler „sich ganz vorschriftmäßig benommen und — nichts zu wünschen übrig gelassen habe."

Dieser Ansicht war jedoch ein Gerichtscommissär, welcher dem Acte beiwohnte, nicht, welcher vielmehr bemerkte, daß Kotzureck

dem Hoffmann insofern „behilflich“ gewesen sei, als Ersterer eine Gurte an dem (höchst unruhig sich geberdenden) Delinquenten befestiget habe. So mußte denn Hoffmann abermals warten, bis die nächste Gelegenheit sich ergab, wo er seine tadellose Geschicklichkeit zeigen konnte. Dies währte nicht lange. Schon am 13. December desselben Jahres mußte er den Infanteristen Franz Hanusch justificiren, was er mit solcher Sicherheit und „Gemüthsruhe“, wie es im Zeugnisse hieß, vollbrachte, daß er endlich (am 28. Juni 1839) das Decret als Scharfrichter erhielt.

Hoffmann II. „wirkte“ nun noch 26 Jahre und vollzog bis zu seinem am 10. Mai 1865 erfolgten Tode 87 Hinrichtungen in Wien und den Städten der Umgebung. Er wurde 56 Jahre alt und war ein Mann von Bildung, sanften Herzens und weichen Gemüthes. Ich selbst hatte einmal zufällig Gelegenheit, ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, das mir unvergeßlich bleibt. Im Laufe des Gespräches erfuhr er meinen Namen — ach, wie entschuldigte er sich, daß er vor zwei Stunden in Wiener Neustadt einen mir natürlich ganz unbekannten Namenscollegen aufzuknüpfen hatte, dem ein Raubmord zur Last gelegt wurde. „Was schiert das mich?!“ rief ich, worauf er zaghaft und kleinlaut erwiderte: „Aber unangenehm muß es Ihnen doch sein?“ „Nicht im Mindesten!“ entgegnete ich, aber ich hatte ihn dennoch zu beruhigen. Hoffmann II. wurde fast nach jeder Hinrichtung auf ein paar Tage bettlägerig. Am meisten soll ihn seine düstere Function erschüttert haben, als er Cäsar von Bezard, den Assistenten der Lehrkanzel für Mechanik am hiesigen Polytechnicum, stranguliren mußte, dessen Verbrechen „Hochverrath“ war; so wie die Justificirung zu Korneuburg an der entsetzlichen Victoria Bauer, bei welchem Acte er sich auch noch eine Erkältung zuzog, die seinen Tod zur Folge hatte.

Nach Hoffmann's II. Ableben ging es fast allerorts mit dem Scharfrichterthum bergab. Der Prager Freymann Swoboda machte Bankerott, dasselbe passirte bald darauf dem in Meidling ansässigen Heinrich Willnbacher, welcher bei Ratkay's Execution (1868) gastirte; und im August 1872 kam auch Georg

Hoffmann III., der letzte Erbe des Familiengewerbes, in Concurs. Könnte das Handwerk nicht ganz aufgelassen werden? . . .

Kaiser Franz Josef's Eintritt in die Welt bezeichnete ein Gnadenact. Am 19. August 1830 früh Morgens sollte nämlich der Bandmacher Sab . . . bei der Spinnerin am Kreuz enden. Die Mutter und die Schwestern des „armen Sünders" flohen in jener fürchterlichen Nacht, die der Sühne vorherging, in eine weit entlegene Vorstadt, wo sie in dem rückwärtigen Gartenhäuschen einer befreundeten Familie sich verbargen, um die brutalen Ausrufe der Urtel-Verkäuferinnen nicht zu hören. Dort lagen die Untröstlichen auf den Knieen und beteten. Der Morgen graute. Todesschweiß troff von den Stirnen der Schluchzenden — da öffnet sich leise die Thüre, ein Unbekannter tritt an die Betenden heran und legt seine Hand behutsam auf das Haupt der Mutter. Schreck durchfährt ihre Glieder, sie wendet sich und ruft im wildesten Schmerze der Verzweiflung „Vorüber?!" — „Pardonnirt!" entgegnete milde der Fremde. (Die Geburt und bevorstehende Taufe des Prinzen war das schöne Motiv der Gnade.) Ein Aufschrei rasender Freude folgte den Worten des Boten, die Frauen umklammern seine Füße, sie deuten, in Thränen gebadet und sprachlos nach einem Kruzifixe, das in der Ecke des Stübchens hängt, sie ringen nach Worten — endlich stammeln die zitternden Lippen ein heißes Dankgebet. Der Bote betet mit ihnen, dann reißt er sich, vom Vollgefühle der Freude übermannt, feuchten Auges los, um die frohe Nachricht auf der Straße zu verkünden.

Welch' schönstes Vorrecht eines bevorzugten Menschenthums — die Gnade! . . . .

4.

Aus der Dreihufeisengasse; anno 1874.

Glattrasirte Gesichter und lange Haare, schwarze Fracks aus entschwundenen Zeitaltern, und Plaids von weiland andergeschlechtlicher Bestimmung, eine Chaussure von bedenklicher Tragfähigkeit, und Beinkleider im Spiegelglanze des Veteranenthums — das waren, wie alljährlich auch diesmal wieder die Wahrzeichen der „stillen Woche", so wie der Freudenausruf: „Servus! Wo kommst denn Du her?" abermals als Parole galt, um sich als Standesgenossen zu legitimiren. Und das gemeinsame Rendezvous, wo sich die mimenden Wandervögel aus Nord und Süd, aus Ost und West am sichersten trafen, war nochmals das adaptirte „Loch", die vielberühmte, dramaturgische Herberge Vater Schodl's zum „Wasen", und gelacht wurde und renommirt, wie in den schönsten Tagen des lustigen theatralischen Vagabundenthums, daß es Einem fast selbst fidel um's Herz wurde, wenn man sah, wie heiter und sorgenlos das vielgeprüfte Völkchen der — dunkelsten Zukunft entgegenging.

Die Leute kamen mitunter aus den unglaublichsten und undenkbarsten Stationen. Man muß seinen Galletti und Canabich und sonstige vaterländische Topo- und Geographen tüchtig im Kopfe haben, um im Nu zu wissen, ob das Nest, von dem der Künstler öffentlich oder im Stillen Abschied nahm, im Marburger Kreise, in der Szalader Gespanschaft oder im Hausruck-Viertel liege, und man muß, wenn schon nicht mit dem Entsch'schen Bühnen-Almanach, so doch mit der mündlichen Coulissen-Chronik des „dritten und vierten Standes" eindringlichst vertraut sein, um sich keine Blöße zu geben, wenn vom Director Wurstbauer die

Rede ist, den man vielleicht in Feldsberg vermuthet, während er doch, wie „allseits bekannt", für den „Attergau" die Concession besitzt. Geschah mir doch das Malheur, daß ich einem Priester Thaliens im Verlaufe des Gespräches die theilnahmsvolle Frage widmete: „Also von Wieselburg kommen Sie?" worauf er erzürnt aufsprang und rollenden Auges rief: „Wieselburg? Wieselburg? Ne, bester Herr! für Heubauern spielt der Eugen Robert nicht; mit Ihrer gütigen Erlaubniß komme ich von Wilhelmsburg, wo ich — ohne mir zu schmeicheln — der Liebling der gesammten Bevölkerung war. Wieselburg! Wieselburg! S'ist zu komisch! Nicht um tausend Gulden monatlich!" — Wie schön den jungen Mann, der, wie ich später erfuhr, eigentlich Ignaz Krauthuber hieß, dieser künstlerische Stolz kleidete und wie sehr ich um Entschuldigung bat. . .

Freilich ist die imposante Mehrheit dieser declamirenden Zigeuner in ihren Anschauungen, Bedingungen und Plänen gemäßigter und toleranter, und scheert sich Der oder Jener meist den Teufel darum, ob ihn der Entrepreneur oder vermittelnde Agent für Neusatz oder Ebergassing gewinnt, ob er nach Radkersburg oder Neutitschein den Marsch anzutreten habe, oder ob ihn die „Saison" nach Holleschau oder nach Waidring rufe — die Hauptsache heißt: „Es ist wieder abgeschlossen!"

Abgeschlossen, und komme nun, was da will! Erhabener Gleichmuth! Und es hatte doch fast Jeder soeben die herbsten Enttäuschungen erlebt! Der „Schuft X." zum Beispiel, der das Directorat in N. führte, blieb die Gagen schuldig, ging in Nacht und Nebel davon und ließ seine Truppe im bittersten Elend. — Der „Esel von einem Regisseur", der Y., gab dem würdigen Manne dort „Naturbursche" zu spielen, während er für „Pères nobles" und „Gecken" engagirt gewesen. — Die alte S . . . in Z. protegirte den Bonvivant und machte ihn zum Heldenvater, während der bewährte Odoardo lumpige Episodenrollen bekam. Und so weiter. Klagen, nichts als Klagen, sobald der Erzähler seine Memoiren-Schleusen geöffnet: himmelschreiende Verbrechen bei Besetzung des Stückes und bei Vertheilung der Quote, Tod-

ſünden an Ehre, Talent und Einkommen des Beſchädigten und Zurückgeſetzten haben diverſe Principale auf ihrem Gewiſſen, aber — trotzdem folgt man unbekümmertſt der neuen Werbetrommel, wirft den Kopf kühn in die Höhe, ſchüttelt ſeine Löwenmähnen und leert vergnügt das volle Glas in einem Zuge, denn — man hat wieder abgeſchloſſen! — „Wohin, Huber?“ — „Nach Wels. Und Du?“ — „Nach Biſtritz!“ — „Glückliche Reiſe!“ — „Leb' wohl und grüß mir die „Lang Marie“, ſie kommt auch hin!“ Und fort geht's nach allen Richtungen der Windroſe.

Komme, was da will! Nun, immer kommt's ja doch nicht gar zu ſchlecht. Trifft's Einer, daß er „par exemple“ nach . . . X verſchlagen wird, ſo weiß er durch Tradition, daß die Stuhlrichterin eine Beſchützerin der Kunſt iſt und die Künſtler nicht verhungern läßt. Desgleichen die reiche Apothekerin in † † †, und dort die Mühlenbeſitzerin, zwei enthuſiaſtiſche Verehrinnen des Schauſpieles. Denn derlei Mäcenate finden ſich (zu Ehren Melpomenens) noch immer.

Und auch die ſchönere Hälfte der genialen Zunft wandert nicht allzu bangen Herzens dem neuen Ziele entgegen. Die kleine Naive hier, und nebenan die ſchwarzgeſcheitelte Sentimentale, die Beide, wie Karl Moor, eine Unzahl Geſchichten von ihren Ringen, mit denen ſie die Finger vollgeſteckt, zu erzählen wüßten, ſie freuen ſich ſogar auf den friſchen Dislocations-Ort und wiſpeln ſich gegenſeitig unſtreitig die luſtigſten Dinge in's Ohr, denn nun beginnt das cordialſte Gelächter, das jedoch ſeinen kichernden Superlativ erreicht, als auch die „Anſtandsdame,“ welche die letzte Stagione daſelbſt verlebte, ein paar geheimnißvolle Legenden zum Beſten gibt.

Uebrigens haben die Leute ſammt und ſonders in jeder Beziehung ein ſtarkes Stück Arbeit vor ſich. Es heißt ja auch Rollen lernen, und täglich neue Rollen und ſchwierige Rollen, denn die patriarchaliſche Zeit iſt um, wo man mit „Präcioſa“, dem „Gang nach dem Eiſenhammer“, den „Hageſtolzen“ und „Menſchenhaß und Reue“, das Haus, reſpective die Scheune, füllen konnte. Man verlangt dermalen faſt allüberall ſchon reſidenzliche Geiſteskoſt; Iffland und Kotzebue ſind überwundene

Standpunkte, und selbst in den Kropf- und Sterzgesegnetsten Districten erwärmt man sich nicht mehr an „Pelzpalatin und Kachelofen". Durch die gottlosen Zeitungen sind in die unwirthbarsten Gegenden verläßliche Nachrichten von Dumas fils, Sardou und Feuillet gedrungen, ja auch von Banville's „Gringoire" plaudern die „Bezirksrichterischen" von Pinzgau und Obersteier, und so ist denn der arme Mime, der zwanzig Jahre den „Pachter Feldkümmel" zum Ergötzen seiner jeweiligen Zeitgenossen gespielt, nunmehr genöthigt, den „Pigois" in der „verzauberten Prinzessin" sich einzubüffeln, ein Los, das auch dem Anderen bevorsteht, der decennienlang der beste „Zwirn" (nach Scholz!) gewesen und jetzt als „Monsieur Octave" in „Alphons" zu Mährisch-Trübau debutiren soll.

Ja, auch die „Schmiere" ist nunmehr von der Cultur beleckt und hat sich mit den weltstädtischen Pikanterien au fait gesetzt. Der ungewaschenste Histrione, der der Werkbank entlaufen und die Schusterahle mit Solbrig's Declamirbuch vertauschte, spricht heute nur mehr von „Andrea", „Fernande", „Prinzessin Georges" und dem „Weib des Claudius". Und sie haben alle authenthische Belege für ihre modernsten Leistungen. Der Eine trägt im Portemonnaie einen abgegriffenen Ausschnitt aus dem „Werschetzer Gebirgsboten" bei sich, und legitimirt sich über seine richtige Auffassung des „Grinchu", den ihm Neusche zu „possenhaft" gibt. Wieder ein Anderer beweist aus dem „St. Pöltner Wochenblatt," daß sein „Didier" den Lewinsky'schen weitaus überrage, und Jener citirt bei dem dritten Worte seinen Leibreferenten aus Zwettl, der im dortigen Kreis-Moniteur es haarscharf zergliederte, daß der „Giboyer" nur so gespielt werden dürfe, wie ihn Herr Kainzmayer spielte, Herr Kainzmayer, die Zierde der berühmten .... 'schen Gesellschaft. Daß Frau Kainzmayer als „Susanne von Marcilly" die Wolter in Schatten stelle, und daß der Dlle. Nanette Kainzmayer als „Margarethe v. Chatenay" die Baudius nicht das Wasser reiche, ist selbstverständlich.

Aber eine förmliche Revolte brachte in diese Kreise erst der unselige „Alphons" durch die Effectrolle der „kleinen Adrienne". Ach, sie sind ja alle überreich gesegnet mit Nach-

wuchs, und die ungekämmten jugendlichen Genies gucken aus allen Lucken des Wanderkarrens hervor, wenn die Karavane nach neuen Weideplätzen zieht. Und so war man denn nie in Verlegenheit, die zwei Sprößlinge Tell's gut zu besetzen, und der „Otto" in der „Schuld" mit seinem dankbaren Referats-Monologe: „Es war ein Stiergefecht, ein kleines" galt stets als Magnet für ein rusticales Auditorium. Das ist längst vorüber. Die „Schuld" ist abgespielt, und der „Tell" zieht auch nicht mehr — was sollte mit den Kindern geschehen, die sich doch ebenfalls ihr Stück Brod zu verdienen haben? Siehe, wo die Noth am höchsten, ist Dumas' Hilfe am nächsten, und wenn die kleine „Ueberwasser" Furore machen konnte, so ist's für unsere Mädels auch keine Hexerei, und so wimmelt's denn jetzt im Reiche der „Meerschweinchen" von „Adriennen", daß es schon ein helles Vergnügen ist.

Reform in allen Dingen. Die Neuzeit fordert ihre Rechte. Wenn heute der alte Scherzer, der Fidler, der Beske, der Schlemmer, der Falkenberg, der Bettern, der Gaurier, oder Modl, oder Kalliauer, oder der biedere Ferron in's „Loch" kämen und von Sardou's „Flattersucht" sprechen hörten, und kein Sterbenswörtlein von Vogel's „Erbvertrag" oder von Lebrun's „Weiberfeind" und wie die Classicitäten von Olim hießen, sie schlügen die Hände über den Kopf zusammen und bangten für ihr Geschäft. Nicht so die rührigen Epigonen, die sich der Mode rasch zu accommodiren wußten und selbst die Auslage von 1 fl. 20 kr. nicht scheuen, um sich die zugkräftigsten Novitäten aus Rosner's Bühnen-Verlag brühwarm anzuschaffen. Und so drängt die lebendigste Rivalität auch die bescheidensten Kräfte zu nimmermüder Thätigkeit und zu energischen Opfern. Und wie Znaim das einst so stolze Troppau, trotzdem eine Röckel und Seebach daselbst gastirten, längst überflügelte, so ist es der Ehrgeiz des Impresario von Gaming, seinen Concurrenten in Windischgarsten zu verdunkeln, und der Director von Ueszög wird das Repertoire von Fünfkirchen zu dem seinigen machen.

Vorwärts! heißt es trotz Krach und „schweren Zeiten.“ Der Chef der Himberger Truppe gestand mir zwar, daß er nicht lange mehr „mitthuen“ könne, da die Ansprüche des Publicums zu groß und die Einnahmen tagtäglich kleiner werden. Der Aermste schien thatsächlich etwas verzagt, sonst aber sah ich ringsum nur sorgenlose Gesichter. Ringsum? Ach, dort in der Ecke, seitab von dem lärmenden, lachenden Trubel saß ein stilles Fähnlein alter Musenkinder, das vergeblich eines Anführers harrte. Drei Frauen und zwei Männer. In dürftigsten Gewändern, mit verglasten Augen, durchfurchten Wangen, klägliche, abgezehrte Gestalten — eine Gruppe aus dem Tartarus. Woher sie kamen? Man frug sie nicht. Wohin sie morgen ziehen? Wenn sie es heute wüßten, wären sie ja glücklich. . . .

5.

Von den purifizirten Fiakerbällen.*)

Ein halbes Jahrhundert mag's sein, daß das Verbot erging, „allgemeine Fiakerbälle“ in Wien abzuhalten, da dieses meist in der heiligen Fastenzeit scenirte Fest stets so ausartete, daß es nicht nur überhaupt für fromme Christenseelen zum ausgesprochenen Aergerniß wurde, sondern auch der löblichen Sicherheitsbehörde genügend Anlaß gab, einzuschreiten, und außerdem die Bezirkschirurgen alle Hände voll Arbeit hatten, die blutig geschlagenen Schädel nothdürftig zu repariren. Das Verbot war also da — es hatte nur umgangen zu werden, und so half sich denn der Fiakerwitz auch bei dieser Gesetzesumgehung in lachendster Weise, und so geschah es, daß trotz des polizeilichen Veto alljährlich doch ein „Fiakerball“ stattfand, freilich nur in der Form eines „Privatballes“, indem irgend ein notabler Repräsentant dieser Zunft, in dessem Hause sich „zufällig“ ein Wirthsgeschäft befand, die Bock-Collegen sammt den „Ihrigen“ auf ein kleines „Lätitzl“ zu sich lud, das aber selbstverständlich meist auch nicht anders verlief und endete, als — die streng verbotenen „allgemeinen Fiakerbälle“.

In den Aufzeichnungen eines Chronisten jener ehrwürdigen Epoche finden wir nun ein derlei gemüthliches Standes-, Tanz-, Jodler- und Rauffest zwar farbenreich geschildert, dennoch aber ergreift Wehmuth das Herz des Epigonen, der gestehen muß, daß von all' den vielgefeierten Ruhmesgrößen von damals — wohl nur mehr wenige Namen im Gedächtnisse der undankbaren Nachwelt geblieben. Knackerl erhielt sich allerdings durch ein Paar

*) Geschrieben im März 1876.

Decennien im Munde des Volkes, aber auch nur, weil ihn Bäuerle aufs Theater brachte, und der körperlich conforme Komiker Ignaz Schuster ihn in der Posse, der „Fiaker als Marquis“ so getreulich copirte. Dann lebte allenfalls noch durch einige Zeit in den mündlichen Traditionen des lustigen Metiers die drastische Gestalt des schwärmerischen „Walter Scott-Seppels“, der sich von den Dichtungen seines Lieblingsschriftstellers nicht trennen konnte, der aber seine Popularität mehr noch dem illustren Umstande zu danken hatte, daß ihn Raimund bei seinen abenteuerlichen Fahrten zur „Wagner-Toni“, oder Nachts gar nach Guttenstein ꝛc. benützte; weiters der „Pfauenhansel“, dessen „stolzester Stolz“ es war, als Leibfiaker der Krones zu gelten, dann der „Spinat“, eine der drastischsten Figuren des Wiener Platzes (wie später der pudelnärrische Waldbauer, der classisch ungeberdige Voglhuber, lärmendsten Andenkens oder der tiefernste „Has“) — alle übrigen Celebritäten dieser Branche sind sammt ihren damals stadtbekannten „Amouren“ längst verschollen und vergessen. Kein Lied und kein Heldenbuch meldet uns mehr die Namen eines „Hetscherpetschlenzel“, eines „Schuhwixel“, „Pudelscheerer“, „Brustfleck“, „Golatschentonerl“ u. s. w. und ebenso stiegen klanglos zum Orcus hinab deren lauteste Genossinnen: die „Erbsenliesel“, die „Pantoffelsandel“, die „Petersilfranzel“, die „Krenn-Nani“, die „Kupferrosel“ ꝛc., denn einen „Spitznamen“ hatte einst sowohl der Fiaker, als sein „Gegenstand“, und wäre der Fall, ein solches Pärchen ohne „nom de guerre“ zu belassen, ein undenkbarer gewesen. Kam es doch vor, daß ein Erdberger Gärtnerssohn, als er zum Peitschenstiel griff, seinen Excameraden hoch und heilig schwur, daß man ihm keinen „Spitznamen“ geben dürfe und sich dies auch bei seinem Eintritte von den neuen Collegen verbat. Als nun nach ein Paar Wochen die Erdberger Spezi in die Stadt kamen und auf dem Standplatze des Betreffenden sich heimlich erkundigten, unter welchem „Spitznam'“ der Novize firmirt sei, da antwortete der „Baron“ nach einigem Besinnen ernst und gelassen: „Sö meinen den Neuchen, den „Brunnkreßsch . . . . .“, s'is

no nix ausg'macht!" Und der Unglückliche behielt die unsaubere Interims-Titulatur, weil — er keinen „Spitznamen" wollte.

Was nun einen derlei altmodischen (effectiven oder quasi) Fiakerball betrifft, so melden darüber die einschlägigen Urkunden und Regesten, daß das Fest meist in jenem weihevollen Momente erst seinen Höhepunkt erreichte, wenn das Orchester, resp. die „Musi", die „Oberlandler" intonirte, die flink und flugs sich findenden Paare um den Führer sich gruppirten, einen der zahllos variirten „Aufhauerischen" zu tanzen begannen und an den Nachbartischen die gediegensten „Jodler" aus geschulten Kehlen erklangen, wobei es nicht unlieblich zu hören war, wenn von den entfernteren Tischen das übliche Accompagnement mittelst der Stiefelabsätze oder seitens kunstgeübter Pascher, oder durch Gläser- und Zimentergeklirre melodisch besorgt wurde. Der „Aufhauerische" wurde in den gewagtesten Figuren producirt und ist unstreitig der Urahn des „Zobel- und Sperl-Cancan" unserer Aera.

Bezüglich der „Jodler" (oder „Dudler") sagt nun die Fama, daß die Wiener Fiaker in diesem Genre des Meistersanges sich schon damals einen Weltruf errungen, daß die Zuhörer und selbst die „noblichsten" — „völli vernarrt" in die Matadore dieser speciellen Kunst waren, und der pfiffige Bäuerle das Faible glücklich auszubeuten verstand, indem er und Kapellmeister Wenzel Müller den Choristen Erhartt (mit dem wunderbarsten „Ueberschlag") eigens abrichteten, in der Posse „Glück in Wien" (September 1826) als Fiaker debutiren, ihn seine prächtigsten Jodler in das entzückte Auditorium schmettern ließen und — enormen Beifall mit diesem Coup errangen. Fast ganz Wien drängte sich herbei, um zu constatiren, daß der Erhartt vermöge seines unnachahmlichen Ueberschlags — der erste Fiaker in Wien sein konnte, wenn er (leider!) nicht zum Theater gegangen wäre. „Den Gift von die Fiaker! . . ."

Der urwüchsige Nimbus der Fiakerbälle und des Fiakerthums überhaupt erhielt sich nicht nur, er wuchs während der ganzen Reihe der glorreichen Friedensjahre, bis der allgemeine Völker-

frühling auch diesem Sport ein provisorisches Ende bereitete. „Habt's recht, vertreibt's uns d'Aristokraten, daß ma Eng umsunst führ'n könna, ös Schneiderg'sell'n!" rief der „Letsch" im März 1848, als er sah, wie die begeisterten Jünglinge die Herrengasse stürmten. Er ließ sich einen frischen Pfiff bei den „Michaelern" geben und meinte: „Dös kann si nit halten — wer fahret denn?" Und „Letsch" prophezeite richtig, die Sache hielt sich nicht, und — es wurde nach acht Monaten wieder fesch gefahren . . . .

Trotzdem konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß mit dem Hereinbrechen der „neuen Zeit" und dem Umschwunge aller Dinge auch in dem innersten Wesen des Fiakers eine Wandlung geschehen. Der dreiste Uebermuth, die Schärfe des schlagfertigen Witzes, all die ungebändigte Lust an „Hetz und Jux" — sie wichen milderen Anschauungen, Pfanner und seine Stockprügel waren zwar abgethan und man fühlte sich als constitutioneller Bürger, aber — die Tax-Scheerereien begannen, Zins- und Haferpreise stiegen: das „Gfrett war da".

Der Wiener Fiaker wurde zahmer und ernster. Wohl gab es noch Einzelne, welche die alte Gloire des Standes, sozusagen: die Classicität seines „Chiks" durch diverse Bravouren auf dem Bocke und in der Schenke zu erhalten bestrebt waren, welche schon durch das „air" des Auftretens und der ganzen Persönlichkeit, oder durch specialistische Talente, wie der „Laut Schan", der „Maurer Michl", der „Galaus", der „Kornbetz", die „Herndl-Brüder" u. s. w. als Schnellfahrer, oder elegante Tänzer, oder als „Dudler", „Pascher" und „Pfeifer" den historischen Glanz der Genossenschaft zu retten suchten. Wohl hatte dieselbe hin und wieder sogar noch grandiose Festtage, an denen die Backhendl „schüppelweis sein auftrag'n word'n und der Schampes nur so ausserg'ronnen is, als ob a Röhr'n von der neuchen Wasserleitung z'sprungen wär'"; wohl hatte die Zunft mitunter noch einige glückliche Zeitläufte, in denen — „g'rad nit zum Verdurschten war" — dessenungeachtet ist die präponderante Rolle des Fiakers auf dem Wiener Platze längst im Erbleichen. „Wie die Malefiz-Gabelwäg'n kommen sein, hat's Elend

ang'fangt, nimmer zum d'erklengen, wo m'r amal g'ſtanden is! die Concurrenz mit der „billigen Fuhr" hat uns umbracht und s'andere wiſſens eh!" lautet das intime Lamento. „Wann's ſo fortgeht," klagte mir ein oft prämiirter Held vom Prater-Turf, „ſo wird heuer über's Jahr in Wean nur mehr im Ringelg'ſpiel g'fahr'n!"

Der Fiaker iſt ein Grübler geworden. Er leiſtete deshalb auch längſt Verzicht auf das alte luſtige Vorrecht der „Spitznamen", er hat den Kopf voll wichtigeren Sorgen: „Schau'ns die armen Bräun'ln an, den Hunger, und unſereins den Durſcht!" Dazu kamen noch andere kleine Schlappen und Niederlagen — wurde der Wiener Fiaker doch abermals, wie einſt vom Erhartt, nun vom „ſchön' Edi", freilich dem „höchſten Buab'n", und ſelbſt vom „klan' Schrimpf" im — „Dudeln" geſchlagen! Derlei geht an einem ganzen Stande nicht unempfunden vorüber...

Ein paar Tage im Jahre blieben noch dem Wiener Fiaker, an denen er ſich fühlt. Die Dienſtag-Redoute, der Donnerſtag in der Firmwoche, der Oſtermontag, der erſte Mai und — „ſein Ball". — Möge der Schwergeprüfte an keinem dieſer reſtlichen Hoffnungstage in ſeinem Calcul, in ſeinen Plänen und Idealen verkürzt oder gar betrogen werden.

Die Fiakerbälle erlebten in dem als „volkswirthſchaftlichen Aufſchwung" bekannten Zwiſchenacte einen nicht minder ungeſunden Aufſchwung. Die brutalſte Demi-monde wurde ihre Lady Patroneſſe, und der bedenklichſte Duft des Phrynenthums wurde ihr obligater Parfum. Einige temporäre Millionäre favoriſirten dieſe Richtung und es war den neuen Gönnern und Pächtern unſerer Schnellfahrer in dem Dunſtkreiſe der „Emilie Wagner" und ihrer Freundin, der „Reſi" ſo wohl, wie unter fünfhundert — Contremineurs. Als dieſe Herren Mäcene endlich, um den Zeitverhältniſſen voraus Rechnung zu tragen, ſich mittelſt Cyankali, oder Strick, oder Blei ꝛc. vom Schauplatze ihres nicht ſo ſehr gemeinnützigen, als effectvollen Wirkens entfernten — da purificirten ſich auch die Fiakerbälle, rigoroſe Comités überwachten die Einladungskarten und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre ſogar die Exzierde dieſer Feſte, der nelkengeſchmückte „Cotelettes-Baron"

abgewiesen worden, weil — sein Cortège und seine Begleitung etwas mesquin waren. Ist diese Läuterung eine dauernde?

Der Fiaker von heute ist von seiner souveränen Weltanschauung, seinen vernichtenden Endurtheilen bereits abgewichen. Man kann mit dem Manne sprechen und um „zwa Koserln" vom „böhmischen Grund" (10. Bezirk) bis auf den „Währinger Spitz" radeln." Ob die gedrückten Course seines Humors wenigstens auf „*seinem Balle*" sich nochmals heben werden — wer weiß es. Möglich, daß einzelne energische Charaktere das allgemeine Leid des „*Fahrkrachs*" in bacchantischer Lust zu betäuben suchen — möglich auch, daß das Programm der Solidität, welches die Secessionisten im vorigen Jahre aufgestellt, nun just mit puritanischer Strenge durchgeführt werde — Klio wartet mit dem Griffel in der Hand. Am glaubwürdigsten ist jedoch die Sage, welche officiös colportirt wurde, daß den Fiakern — *die Lust am „Tudeln"* überhaupt vergangen und daß sie, um diese beliebteste Nummer der alljährlichen Festordnung nicht ausfallen zu lassen, den „*Dornbacher Guldan*" ausgeliehen haben. Ist es so, dann hat die vaterländische Geschichte ihr düsterstes Blatt vollendet, und die ruhmvoll heimgegangenen Schottenfelder Ahnen können um ein versunkenes Geschlecht in ihren Gräbern trauern!

Und es war wirklich so; man purificirte und reformirte sich aus — Überdruß.

6.

Das Grammerſtädterthum in der Sperrſtundfrage.*)

„Endlich hat man die Hausthor- und Hausmeiſterfrage geboren —
Aber der große Moment findet ein kleines Geſchlecht!"

Was ich immer ſagte: Nur die richtigen Männer gewählt und es darf Einem nicht bange ſein, daß auch in ungünſtigſten Zeitläuften, in trübſeligen Perioden reactionärſter Strömung dennoch Großes geſchehe und Errungenſchaften abgetrotzt werden können, die zum Heile der Allgemeinheit dienen und ein koſtbares Gut der Geſammtheit für alle Zukunft bilden.

Was der Pariſer Gemeinderath in der ſogenannten „Schreckenszeit" aus eigener Machtvollkommenheit decretirte, es durchzog die Welt, und wir beugen uns heute noch vor der Gedankengröße vieler jener Beſchlüſſe, und wir bewundern den Muth dieſer Männer, welche die Schranken traditionellen und angebornen Herkommens kühn überſprungen, die Feſſeln, in die man Millionen der beſitzloſen Claſſe geſchmiedet, kraftvoll zerriſſen, und die mit Preisgebung ihres Lebens den Kampf begonnen, um — Unſterbliches zu ſchaffen.

Der Wiener Gemeinderath ſcheint ſich beſcheidenere Grenzen für ſein Wirken geſtellt zu haben, womit aber nicht geleugnet werden ſoll, daß er mitunter doch Einiges geleiſtet, was ebenfalls Anrecht auf Unſterblichkeit hat, wenn auch — in anderm Sinne.

Der Pariſer Gemeinderath von 1789 bis 1794 war trotz ſeiner glorreichen Thaten doch meiſt aus revolutionären Ele-

*) Geſchrieben Auguſt 1882.

menten zusammengesetzt, und er erließ zuweilen Ordonnanzen, die einem ruhigen Bürger in gemäßigter Zone — wenn er sich überhaupt mit der Lectüre solch' aufreizender Geschichtsblätter voll despectirlicher Ansichten befassen möchte — ein Gruseln beibringen und zu einer veritablen Gänsehaut verhelfen würden. Die Tages-Chronik des Pariser Gemeinderathes von damals ist allerdings eine Reihenfolge gigantischer Züge von Weisheit, Kraft und Heroismus, aber auch — Entsetzen ergriff Viele, die sich von den Consequenzen solch' drakonischer Erlässe und bisher unerhörter Auslegung der „Menschenrechte" bedroht sahen.

Der Wiener Gemeinderath neuester Zusammenstellung hat all diese Ambitionen nicht, er will weder durch heroische Thaten und verblüffend geniale Schöpfungen imponiren, noch viel weniger Schrecken verbreiten.

Letzteres schon gar nicht. Im Gegentheile. Er wünscht, daß sich die Bevölkerung unter allen Umständen ruhig verhalte, und die beiden Väter der Stadt, die P. T. Herren Wimmer und Standinger, geben uns sogar den wohlgemeinten Rath, uns schon um neun Uhr Abends zu Bette zu legen.

Auch im Hochsommer! Wie Murmelthiere!

Ich habe nicht die Ehre und nicht das Vergnügen, die genannten Herren, die nun bald zu den populärsten Figuren der lustigen Kaiserstadt gehören dürften, persönlich zu kennen, und weiß also auch nicht das Mindeste von ihren Lebensgewohnheiten und ob sie selbst pünktlich nach dem drolligen Recepte verfahren, das sie uns in meisterlicher Diagnose des Krankheitssitzes verschrieben. Halten sie sich jedoch an die aufgestellte Regel und gehen sie uns thatsächlich als wunderliche Muster der neuesten Zeiteintheilung voran, und beginnen sie wirklich schon allabendlich um neun Uhr zu schnarchen, so ist den Aermsten nie und nimmer vergönnt, eine Wagner'sche Oper bis zum Finale, ja nicht einmal die pikanten Schluß-Couplets der Herren Kriebaum und Nowak oder Seidl und Wiesberg anzuhören, von den übrigen theatralischen, musikalischen und declamatorischen Kunstgenüssen gar nicht zu sprechen und der anregenden Ballet-Productionen nicht zu gedenken.

Um 9 Uhr zu Bette! Welcher vernünftige Mann thut es, wenn er gesund und noch lebensfroh? Die Person des Kaisers zogen sie tactloserweise zur Begründung ihres barocken Vorschlages sogar in die Debatte und beriefen sich auf das erlauchte Beispiel. Die Herren nahmen die Ausnahmen -- wenn der Monarch am nächsten Morgen einer militärischen Waffenübung oder Parade anwohnen oder einen Jagdausflug unternehmen wollte — für die Regel und vergaßen, wenn letzteres der Fall wäre, daß keine Theater-Vorstellung je der Ehre theilhaftig würde, der allerhöchsten Aufmerksamkeit bis zum Ende des Kunstwerkes gewürdigt zu werden. Und wie oft lasen wir, daß der Kaiser bis zum Schlusse ausgeharrt; wie viele Bälle beehrte er in später Nachtstunde mit seinem Erscheinen, und welch' schöne Details berichteten uns maßgebende Organe von der Leutseligkeit des Herrschers bei Hoffesten und in intimen Familienkreisen!

Um 9 Uhr zu Bette! Während ich dies schreibe, springen fünf- und siebenjährige Buben noch munter im Hofe herum und die gleichalterigen Mädels drehen sich lachend im Ringeltanze. Und die Alten sitzen, ihr Pfeifchen schmauchend und nach des Tages Mühe und Arbeit an des Abends Kühle sich erquickend, auf den Thürstufen und plaudern von Diesem und Jenem und erleichtern sich durch Mittheilungen das Herz. Diese Alle und Hunderttausende ihres Standes kümmert die Sperr- und Hausmeisterfrage wohl nicht, sie haben die Mittel nicht, um sich auswärts zu erlustigen und sich zu zerstreuen, sie bleiben die Woche über daheim, weil sie daheimbleiben müssen, und kommen sie Sonntags auf ein paar Stündchen ins „kostenlose" Grüne, und haben sie den Schönbrunner Garten, den Dornbacher Park, die Prater-Auen, oder „das Rendezvous der Armen", den Laaerberg, abgegangen, so tummeln sie sich freiwillig und ohne gemeinderäthliche Ermahnung zum gehörigen Termine selbst nach Hause, denn das luxuriöse Sperrgeld könnten sie in ihren kümmerlichen Verhältnissen nicht erschwingen.

Um 9 Uhr zu Bette! Schläft das curulische Dioskurenpaar „Wimmer-Staudinger" auch schon den Schlaf des Gerechten?

Oder tarokirt es vielleicht in einer traulichen Laube und schlürft ab und zu frisches Pilsner oder gespritzten Zellerndorfer und geht später noch auf einen Eispunsch? Und warum nicht? Ein Narr, der es ihnen verargen würde! Kegelt man doch in meiner nächsten Nähe in einem hübschen Privatgarten aus vollen Leibeskräften, und betheiligen sich an diesen turnerisch-sanitären Leibesübungen sogar einige bureaukratische Würdenträger und noch dazu in Hemdärmeln, und sie werden bis Mitternacht kegeln und würden mich als einen Dummrian erklären, möchte ich ihnen eine Standrede halten und sie von der Nützlichkeit des „Um-neun-Uhr-Schlafengehens" überzeugen wollen. Hol's der Henker! Mir wird selbst zu schwül bei der Lampe, ich werfe die Feder weg und gehe auf eine Stunde — 's ist ja erst fünf Minuten vor Zehn — zum „Grünen Ochsen" hinüber, wo ich gewiß noch eine Menge der Grund-Honoratioren treffe, die ohne Zweifel das communale Ereigniß besprechen werden. Gesagt, gethan!

* * *

„Ha! Da sitzen sie ja Alle beisammen!" ruft Narciß in der köstlichen Travestie, wenn er in den Kreis der Pseudo-Philosophen tritt. Unwillkürlich rief ich's auch, als ich die Tafelrunde vollzählig fand — eine Corona von Geistes-, Charakter- und Gesinnungsgenossen, wie sie der Wind nicht besser zusammentragen konnte. Herr von Grammerstädter präsidirte wieder und ließ, wie üblich, zwei Doppelliter echten Mailbergers („75er", sein „Leibtropfen") im Kreise circuliren, wobei sich folgendes Gespräch ergab: Herr von Grammerstädter: Nur einschenken und austrinken! Wer weiß, ob m'r no amal so jung z'samm' kommen! Is schon no einer da, wann's mit dem gar is! (Sich erhebend, feierlich:) Und jetzt a Hoch! auf'n Staudinger, solchene Männer brauch'n m'r für a Weltstadt! (Alles erhebt sich, tumultuarisches Gläsergeklirre.)

Herr von Pampfinger (mühsam aufstehend): Und der Wimmer soll a leben! Der Wimmer is mein Mann! Schad', daß der Mann nit ein' höchern Posten einnimmt! Das wär' a Mann

bei der Spritzen, wie m'r's nothwendi' hätten! Also der Wimmer Hoch! (Rufe: Hoch! Hoch! Hoch!)

Ich (am Nebentische, mich erhebend und räuspernd, mit dem Versatze eine längere Rede zu halten): Meine Herren!

Herr von Grammerstädter (einfallend, ernst): Nur nix von Politik! Mir sitzen da fröhlich beisamm' und woll'n uns nit giften. Ein einzig's Wort von Politik und mir stengan auf und gengan, nit amal unsern Wein trinken m'r aus! (Allgemeine Zustimmung.)

Ich (resolut): Es fällt mir nicht ein, in diesem Kreise große politische Fragen zu berühren, aber erlaubt wird es sein, von Wien, unserer theuren Vaterstadt, zu sprechen; von Wien, seiner gegenwärtigen Lage und seiner Zukunft ...

Herr von Grammerstädter: Von Wean können's reden, so viel's wollen, weil mir Weaner sein und über unser Vaterstadt nix kummen lassen. Also aussa mit der Farb'!

Herr von Kraushuber: Hat ja schon der Radetzky g'sagt: „Es gibt nur a Kaiserstadt, gibt nur a Wien!"

Herr von Kranzhofer: Das hat ja nit der Radetzky g'sagt! Der Radetzky hat g'sagt: „In deinem Lager is Oesterreich!"

Herr von Schmalzbauer: Das is von Klesheim ...

Herr von Hausgruber: Nit wahr is's! Von Castelli is's! I hab' 'n Castelli zu guat kennt! I bin a bewandert in der vaterländischen G'schicht und Dichtkunst, obwohl i nur a einfacher G'schäftsmann bin, aber — was i weiß, weiß i! Punctum und ein Streusand d'rauf!

Herr von Grammerstädter: Jetzt laßt's den Herrn da amal reden! Bitt' anzufangen ...

Ich: Meine Herren! Wenn ich mir das Wort ...

Herr von Hausgruber: Entschuldigen, daß i Ihner no amal unterbrich, aber a Frag' is frei: Hab'n Sö 'n Castelli persönli kennt? (Auf mein Nicken:) War das a Mann! Was? Den Hamur! Und patriotisch! Was? Kommt Keiner mehr!

Herr von Grammerstädter: Der Staudinger is a a Patriot. Hat er nit für uns Hausherr'n g'red't und hat g'sagt,

daß mir Hausherr'n uns nix zu befehl'n lassen hab'n, die Hausthör' bis Elfi offen z'halten?

Herr von Pampfinger (hitzig): Das hat der Wimmer g'sagt! Nur Alles was Recht is! Kein' Menschen um sein' Verdienst verkürzen! Jeden die Ehr' lassen, die ihm gebührt!

Herr von Grammerstädter: Aber der Staudinger hätt's a sagen können, denn der Staudinger und der Wimmer — das is a Herz und a Sinn! Lassen m'r's no amal leben, die zwa Männer! Hoch! (Rufe: Hoch! Hoch! Hoch!) Jetzt aber's Maul halten, weil der Herr reden will.

Ich: Meine Herren! Sie nannten zuvor Wien selbst eine Weltstadt . . .

Herr von Grammerstädter (erregt): No, und is's vielleicht keine? Kommen's nit von allen Seiten einer und schau'n si unsere Einrichtungen an und machen uns draußt Alles nach? „Soll'n's uns nachmachen!" hat mein Freund, der selige Langer, allerweil g'sagt — a Langer kommt a nimmermehr! — und richti' is's g'scheg'n, wie er's proferzeit hat! Berlin studirt uns ganz aus! Von Japan und China sein's gar da und woll'n seg'n, was mir thun und wie m'r's machen! Also . . .

Ich: Ja, die Chinesen . . .

Herr von Grammerstädter (in Wuth): Wer is a Chineser? Das verbiet' i m'r!

Die Uebrigen (begütigend): Das is ja nit Di anganga! Der Herr da hat ja nur von die Chineser was erzähl'n woll'n! Trink' und ärger' Di nit!

Herr von Grammerstätter (unwirsch): Jetzt is's m'r alleseins, jetzt bin i schon aus 'n Häusl! (Trinkt.) Die Hauptsach' is: der Herr soll uns früher sagen, was er reden will! Is ja a mögli, daß 's uns nit g'fallt!

Ich: Wie bereits gesagt, von Wien als Weltstadt! . . . .

Herr von Grammerstädter: Das is's a! Da gibt's weiter gar nix mehr z'reden! Der Staudinger hat's selber a Großstadt g'nennt, also sein m'r eh im Reinen.

Ich: Und diese Groß- und Weltstadt hat nicht einmal die „Hausmeisterfrage“ noch regulirt?

Mehrere Stimmen zugleich: Was gibt's da no zum regulir'n? Hat nit eh a jed's Haus sein Hausmaster?

Ich: Der aber tagsüber sich um das Haus nicht kümmert, weil er auf Arbeit nach auswärts geht, und der . . .

Herr von Pampfinger: No, wann er in's Weißinger geht, kann er nit z'Haus bleiben! Die Zimmer und Kucheln, wo er z'thun kriegt, und die Sparherd', die er z'setzen hat, kann er si nit z'Haus tragen, wi a Flickschneider ein' alten Kaputrock, den er zum Wenden hat! (Großes Gelächter. Rufe: „Pampfinger, hoch!“)

Ich: Und ist er zu Hause, so ist er für den Fremden nicht zu finden, denn seine Wohnung, wenn man ein luft- und lichtloses Loch so nennen kann, ist meist unter der Erde in einem dumpfen Kellerwinkel, oder im letzten Tracte des Hauses, so daß die ihm eigentlich obliegende Bewachung illusorisch ist. Wenn deshalb . . . .

Herr von Kraushuber: Soll m'r 'n Hausmaster vielleicht a erste Stockwohnung geb'n, mit ein Balcon, wo er mit ein' gold-g'stickten rothen Kappel sitzen kann und sein' Zeitung lest? (Schallendes Gelächter.)

Herr von Grammerstätter (wichtig): Still, meine Herren! I hab's Wort! Nur a anzige Frag'! (Zu mir gewendet): Hab'n Sö a Haus?

Ich (mit Bewußtsein): Nein! „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied!“

Herr von Grammerstädter (triumphirend): Na also, was i m'r glei denkt hab'! So red't nur Einer daher, der nix hat und nix is! Kaufen's Ihnen früher a Haus, und nacher reden's mit uns über d'Hausmasterfrag'! (Rufe: „Sehr gut!“ „Ganz richti!“ „Ausgezeichnet!“)

Ich (resignirt): Gut! Sie sollen vorläufig Recht haben! Gehen wir aber zum zweiten Punkte der Tagesordnung über: Wie kommt eine Partei, deren Solidität bekannt und die durch zehn und zwanzig und dreißig Jahre ein und dieselbe Wohnung inne hat und den Zins regelmäßig bezahlt und sogar den doppelt und drei-

fach erhöhten Zins und alle sonstigen Nebengebühren für Beleuchtung, Reinigung u. s. w. — wie kommt diese Partei dazu, nach 10 Uhr Nachts eine Gebühr extra zu entrichten, um in ihre Wohnung zu gelangen?

Herr von Grammerstädter (ironisch): No, soll vielleicht der Hausherr das Zehnerl zahl'n? Wär' schon nothwendi bei mancher Partei! Was? (Beifallgeklatsche.) Das wär'n so d'modernen Ansichten! (Lacht und trinkt.)

Ich (kleinlaut): Ich sehe, daß die Herren mir überlegen; allein . . .

Herr von Grammerstädter (übermüthig): Ja, zu uns müssen 's kommen, wann's a Rathsel woll'n aufg'löst hab'n! Mir san kane heurigen Hasen; mir san erfahrene Männer, Männer, die was erfahren haben und weiter denken! So is der Kaffee! (Brave!)

Ich (zutraulich): Gewiß! Nur bitte ich mir zu sagen, ob Sie es nicht unbillig finden, daß, wenn eine Familie das Theater besuchte, und . . . .

Herr von Grammerstädter (heftig): Kommen's m'r nit a mit'n Theater! Reiche Leut schenirt's nit und arme Leut g'hör'n in ka Theater; und gengan's schon einmal im Jahr in ein's, so soll'n's zum Fürscht im Prater abigeh'n, der gibt in ein'n Sonntag auch a Nachmittags-Vorstellung, da sein's um Siebene — Halberachte a z'Haus und brauchen kein'n Hausmeister! Hab' i Recht oder nit? (Rufe: „No, und ob!")

Ich: Auch das noch zugegeben! Was ist's aber mit jenen zahlreichen unbemittelten Personen, deren ehrlichste und anständigste Beschäftigung es erfordert, daß sie bis nach 10 Uhr Nachts . . .

Herr von Grammerstädter (im Zorn): Wann's ein'n Dienst und a Beschäftigung hab'n, sein's nit unbemittelt, da können's das Zehnerl schon springen lassen! (Rufe: „Brave!" „Wahr is's!")

Ich: Ebenfalls in der Ordnung! Nun aber eine andere Frage! Was ist's mit dem Unterschiede zwischen Stadt und Vorstädten, den man nun gemacht, angeblich aus Sicherheitsgründen? Ist's, um nur ein paar Beispiele anzuführen, auf der Schotten- und Mölkerbastei, auf dem Klepperſteig, im Auwinkel, im Rayon des Lazenhofes und Katzensteiges, in der Salzgriesgegend, im Blut-

gaſſel, Eisgrübel, auf der Hohen Brücke und im Tiefen Graben, auf der Fiſcherſtiege und im Färbergaſſel, im Haarhof und im Neubad, im Ballgäßchen und in der Domgaſſe, in der Biber-, Kleeblatt-, Nagler-, Schulter-, Kumpf-, Roſen-, Stern-, Steindl-, Wachtel-, Raben-, Roth-, Köllnerhof-, Grünangergaſſe, Teinfaltſtraße u. ſ. w. mit der Sicherheit und wohl auch Sittlichkeit beſſer beſtellt, als in den ſolideſten Hauptſtraßen unſerer Vorſtädte, ſo daß man der geſammten innern Stadt, trotz ihrer vielen verrufenen Stand- und Promenadeplätze der bedenklichſten Perſonagen, gleichſam einen Fleißzettel ausfertigen, und die übrigen Bezirke mit einer „levis notae macula“ abweiſen durfte?

Herr von Grammerſtädter (gleichgiltig): Das is Sache der Polizei, das geht uns nix an — da miſchen wir uns nit d'rein!

Ich: Alſo das Letzte: Iſt es ziemlich und angemeſſen, daß Beſchlüſſe von ſolch' einſchneidender Wichtigkeit nur von einem — nach der famoſen Geſchäftsordnung allerdings ſpruchfähigen — „Häuflein“ von Gemeinderäthen gefaßt; daß Fragen von ſolch' ſocialer Bedeutung nicht nach reiflichſter Ueberlegung und in vollzähliger Verſammlung beantwortet werden ſollen? So aber entſchieden ſiebenundſechzig Herren, die . . .

Alle (zugleich): War ja der Wimmer und der Staudinger a drunter! Wann die dabei ſein, gibt's nix z'fürchten!

Ich: Dieſes Vertrauen iſt ehrenvoll — Gute Nacht!

Alle: Gute Nacht! Gute Nacht! (Halblaut): Dem hab'n m'r's aber urndli g'ſagt! Der kommt nimmer! Der hat ein'n Reſpect!

* * *

Ja, ich ging. Ich „gab der Nacht mein Haar“ und ſchlenderte durch die todesſtillen, menſchenleeren Straßen der „Weltſtadt“. Elf Uhr ſchlug's erſt, und Alles wie auf einem Leichenfelde! Da fiel mir noch einmal Paris ein — welch' Gewoge, welch' Leben in weit vorgerückterer Stunde, wenn ich über den Boulevard Montmartre bummelte und in den Zeitungs-Kiosks mir das „Petit Journal“ kaufte! .... Und wieder mußte ich an das

alte „Hotel de Ville“ denken, und welche Ideen dort geboren wurden! Ach, als am 27. Juli 1794 der brutale Barras mit fünf Bataillonen den Gemeinderath überfiel, und Robespierre sich durch einen Pistolenschuß zu entleiben versuchte, da rief Dieser, blutbedeckt und zusammenstürzend, die wehmuthsvollen Worte aus: „Die Republik ist verloren, die Räuber siegen!“ — Wenn ich zuweilen meinen Lieblingsgedanken nachhänge und allerlei phantastisches Zeug von der Zukunft und Größe des lieben und prächtigen Wien zusammenträume, da raunt mir stets ein böser Geist höhnisch in die Ohren: „Alles Hoffen vergebens, das „Grammerstädterthum“ wird siegen!“

Buchdruckerei von Karl Prochaska in Teschen.

Im Verlage von Karl Prochaska, Wien und Teschen ist in dritter Auflage erschienen:

Das Buch der Bücher.

Aphorismen der Welt-Literatur.

Das hier angekündigte Werk ist eine Arbeit, welche die höchsten Anforderungen an Rastlosigkeit und Geduld zu gleicher Zeit stellte, deren Bewältigung mehr als ein halbes Menschenalter erforderte, und die mit Rücksicht auf das umfassende Stoffgebiet, den erweiterten Gesichtskreis, die Objectivität des Standpunktes und die Strenge der Auswahl keine Vorgänger hat. Sie schöpft zum Theile aus Quellen, die weder allgemein zugänglich, noch gehörig benützt sind. Aehnlichen Sammlungen gegenüber beschränkt sie sich nicht, wie diese, auf die von den Dichtern — und zwar den Dichtern eines Volkes — gebotene Materie: wie sie die Culturleistungen aller großen Nationen in's Auge faßt, so zieht sie Dichter und Redner, Philosophen und Staatsmänner, Historiker und Naturforscher in den Rahmen ihrer Darstellung.

Das lebhafte Interesse **jedes Gebildeten** ist dem Werke sicher. Dem **Literaturfreund** ist es, mit Hilfe wohlgeordneter Register ein höchst nützliches Repertorium; dem **Manne der Oeffentlichkeit** in Rede oder Schrift bietet es die reichste Quelle von Schlagwörtern, Citaten, geistigen Belegmitteln; dem **Lehrer** und **Erzieher** eine Schatzkammer aller Weisheit, aus der er mit vollen Händen zum Gewinne seiner Schüler schöpfen kann; dem **im Weltgewirre ringenden Manne** ist es ein leitender, treibender oder beruhigender Führer in allen Fährnissen und Mißstimmungen; der **Frau** und dem **Mädchen** eine Bibel für den Familien-Altar, ein Sanctuarium des Herzens.

„Das Buch der Bücher" zerfällt in die zwei selbstständigen, sich aber gegenseitig ergänzenden Theile:

Geist und **Welt** und **Herz** und **Natur**

wovon der erstere sich mehr mit den öffentlichen Dingen, der letztere mehr mit dem Gemüthsleben beschäftigt.

Diese dritte Auflage hat eine neue hochelegante und stylvolle Ausstattung erhalten. Der ebenso solid gearbeitete wie gefällige Liebhaber-Halbfranz-Einband wird je nach Wunsch in heller oder dunkler Farbe geliefert.

Jeder Theil wird einzeln abgegeben und kostet gebunden 5 Gulden oder 10 Mark.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

DB 854 .S35 C.1
Wienerisches
Stanford University Libraries
3 6105 037 491 953

Stanford University Li
Stanford, Californ

Return this book on or before da